This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

9. c. 23b

ORIGINES ARIACAE.

LINGUISTISCH-ETHNOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

ZUR

ÄLTESTEN GESCHICHTE DER ARISCHEN VÖLKER UND SPRACHEN.

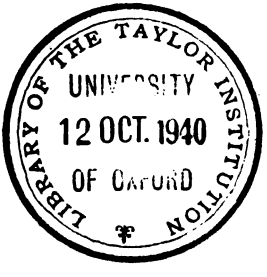
VON

KARL PENKA.

WIEN UND TESCHEN.

VERLAG DER K. K. HOFBUCHHANDLUNG KARL PROCHASKA.

1883.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 OCT. 1940
OF OXFORD

DEM ANDENKEN

JOHANN GOTTFRIED HERDERS

GEWIDMET.

„In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmässig finden. Wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden?“

Herder.

Vorrede.

Im Winter dieses Jahres werden es gerade hundert Jahre sein, die von dem Tage an verstrichen sind, an welchem Herder die Ausarbeitung jenes Werkes begann, das ihn fortan unter allen seinen Werken am längsten und nachhaltigsten beschäftigen sollte: der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.“ Ist auch diese gewaltige Schöpfung des tief und weit sehenden Mannes unvollendet geblieben, ihr Einfluss auf die Anschauungen der Mit- und Nachwelt war trotzdem ein allseitiger, tiefer und andauernder. Indem er der erste in Deutschland den Menschen und sein Wesen im Gegensatze zu der bis dahin üblichen philosophisch-metaphysischen oder einseitig religiösen Betrachtungsweise einer rein natürlichen, streng physiologischen Betrachtung unterzog, inaugurirte er jene Richtung, die so recht eigentlich den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Er ist es, den man daher mit Recht als den eigentlichen Vater der heutigen Anthropologie und der anthropologischen Behandlung der Geschichte betrachten kann.

Hat es auch nach Herder nicht an Versuchen gefehlt — ich erinnere an Fr. Schlegel, Hegel, Bunsen — die rein ideologisch-speculative Auffassung der Geschichte der Menschheit aufs Neue zur Geltung zu bringen und fehlt es auch in der Gegenwart nicht an solchen Bestrebungen, so haben dieselben doch stets nur temporäre Bedeutung erlangt. Für die Dauer war es ihnen nicht möglich, die auf die Erforschung des Thatsächlichen und des natürlichen Zusammenhanges der Dinge gerichteten Bestrebungen zum Stillstande zu bringen. Ja wir sehen sogar, dass sich bereits seit einiger Zeit die entgegengesetzte Tendenz geltend macht und sich das frühere Verhältnis zwischen den sog. Geisteswissenschaften —

und als solche gilt die Geschichte — und den Naturwissenschaften geradezu umkehrt: eine Reihe von Disciplinen, die früher ohne Widerspruch als in das Bereich der Geisteswissenschaften gehörig betrachtet wurden, werden gegenwärtig mit Nachdruck von den Vertretern der Naturwissenschaften für letztere in Anspruch genommen und es muss schon heute anerkannt werden, dass die bisherigen in dieser Richtung erzielten Erfolge diese Ansprüche als vollkommen berechtigt erscheinen lassen.

Seit Herder hat sich unser positives Wissen in allen Dingen, die sich auf den Menschen und seine Geschichte beziehen, ungemein vermehrt; räumlich und noch mehr zeitlich hat sich unser Horizont in unerwarteter Weise erweitert. Insbesondere sind es die praehistorischen Wissenschaften und die Linguistik, welche ein so bedeutendes neues Wissensmaterial, ein solche Summe von neuen Erkenntnissen zu Tage gefördert haben, dass es wohl keiner besonderen Rechtfertigung bedarf für denjenigen, der es unternimmt, diese bisherigen Ergebnisse in methodischer Bearbeitung zusammen zu fassen, um auf diese Weise ein Fundament zu schaffen, auf dem sich sicher der stolze Bau der späteren Geschichte erheben kann. Ohne Aufhellung der praehistorischen Perioden aber muss das Verständnis dieser späteren Geschichte vielfach dunkel bleiben, geradeso wie es unmöglich wäre, das volle Verständnis für die Geschichte eines einzelnen Menschen aus einer Biographie zu gewinnen, die mit Ausserachtlassung des Kindes-, Knaben- und Jünglingsalters nur das Mannesalter zum Gegenstande ihrer Darstellung nehmen wollte. So wenig aber eine solche Biographie unseren berechtigten Anforderungen entsprechen würde, ebenso wenig kann uns die herkömmliche Behandlung der Geschichte der Menschheit genügen die, statt den genetischen Process ihres Werdens soweit wie möglich nach rückwärts zu verfolgen und alle Völker in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen, sich damit begnügt, uns bloss mit der Geschichte des Mannesalters einiger Völker bekannt zu machen, ohne zu bedenken, dass ein volles Verständnis der Geschichte der Menschheit nur dann möglich ist, wenn alle Theile derselben in gleicher Weise in Betracht gezogen werden.

Die Träger der Geschichte sind die Völker. Daraus ergibt sich von selbst die grosse Bedeutung der Ethnologie oder der

Völkerkunde für jeden, der sich die Erforschung der geschichtlichen Ereignisse und ihres inneren Zusammenhanges zur Aufgabe macht. Die Ethnologie ihrerseits wiederum fusst in erster Linie auf der Anthropologie und Linguistik, deren Ergebnisse sie gewissermassen zusammenfasst und verarbeitet. Von diesen beiden Haupthilfsdisciplinen der Ethnologie hat nun die Anthropologie — was besonders zu beachten ist — den anerkannten Charakter und die anerkannte Geltung einer exacten Naturwissenschaft; ihre Resultate tragen den Stempel unumstösslicher Gewissheit an sich. Dieselbe Geltung haben aber auch bis zu einem gewissen Grade die Ergebnisse der Sprachwissenschaft.

Mit Hilfe der auf den Ergebnissen der Anthropologie und Linguistik fussenden Ethnologie dürfte es nun möglich sein, die Geschichte in den Kreis der Naturwissenschaften einzuführen und die geschichtlichen Vorgänge ebenso als gesetzmässige verstehen zu lernen, wie man bereits den grössten Theil der im Bereiche der physischen Natur sich abspielenden Vorgänge in ihrer strengen Gesetzesmässigheit erkannt hat. Hiebei dürfte der Ethnologie dieselbe Rolle beschieden sein, wie sie innerhalb der Naturwissenschaften der Chemie zugefallen ist, die ebenfalls vielfach Körper als aus zwei oder mehreren Elementen zusammengesetzt nachgewiesen hat, die man früher als einfache ansehen zu können geglaubt hat. Was für die Chemie die Elemente oder Grundstoffe sind, sind für die Ethnologie die Racen. Schon jetzt ist es erwiesen, dass eine Reihe von Völkern aus zwei, ja drei Racenelementen zusammengesetzt sind, die man noch vor Kurzem als einheitliche Ganze angesehen hat. Und wie es Aufgabe der Chemie ist, die Eigenschaften der verschiedenen Grundstoffe festzustellen und ihr Verhalten zu einander zu erforschen, ebenso ist es Aufgabe der Anthropologie, die somatischen und psychischen Eigenschaften der verschiedenen Racen kennen zu lernen und die Gestaltungen zu studiren, die sich in physischer, linguistischer und social-politischer Hinsicht ergeben, wenn zwei oder mehrere Racen zu einander in eine nähere Verbindung treten.

Wenn in irgend einem Lande Menschen neben einander leben, die zwei oder mehreren Racen angehören, so sind jedenfalls entweder die Angehörigen der einen oder die der andern Race später eingewandert. Die Ursache dieser Einwanderungen

liegt jedoch keineswegs in der Verschiedenheit der Racen als solcher, als vielmehr in den allgemeinen Existenzbedingungen des Menschen überhaupt, die darzulegen nicht mehr Sache der Anthropologie im engeren Sinne, als vielmehr Sache einer eigenen Wissenschaft, nämlich der Biologie ist, gleichwie es eine Reihe von chemischen Processen gibt, die nicht so sehr aus der Verschiedenheit der Grundstoffe, als aus allgemeinen, allen Körpern gemeinsamen Eigenschaften, besonders den Eigenschaften der Bewegung (Licht, Wärme, Elektricität u. s. w.) hervorgehen und deren Feststellung Aufgabe der Physik ist. Wie daher die Physik die Chemie, so ergänzt die Biologie die Anthropologie.

Doch wäre die Anthropologie als reine Racenlehre sammt der Biologie keineswegs immer im Stande, alle Völkerbewegungen, die im Laufe der Jahrtausende stattgefunden, in ihrem Ursprunge und ihrem späteren Verlaufe darzulegen, würde ihr nicht die Geschichte im Vereine mit ihren Hilfswissenschaften — der vergleichenden Sprachforschung und der Archäologie — hilfreich zur Seite stehen. Erst die historische Anthropologie macht es möglich, die paläontologischen Funde in den richtigen Zusammenhang zu bringen und die Verbindung herzustellen zwischen den praehistorischen Perioden und der eigentlichen historischen Zeit.

Insbesondere ist es oft nur die vergleichende Sprachforschung allein, durch die wir Kenntnis erhalten von dem einstigen Vorhandensein eines Racenelementes innerhalb eines ethnischen Ganzen, von dem sich gegenwärtig durch die anthropologische Analyse auch nicht mehr die geringsten Spuren nachweisen lassen. War es jedoch dem erloschenen Racenelemente nicht gelungen, seine Sprache innerhalb des ethnischen Verbandes zur herrschenden zu machen oder aber sonst durch historische Zeugnisse Kunde zu hinterlassen, dann ist es in der Regel für uns unmöglich, das einstige Vorhandensein desselben neben dem gegenwärtig noch erhaltenen Racenelemente festzustellen. In diesem Falle befindet sich der Anthropologe in derselben Lage, in der sich der Chemiker befinden würde, würde man ihm die Aufgabe stellen anzugeben, ob eine bestimmte Menge von einem in der Natur auch frei vorkommenden Elemente, wie es z. B. das Gold ist, von allem Anfange an frei gewesen ist, oder ob man in demselben das frei

gewordene Residuum irgend einer aufgelösten chemischen Verbindung zu sehen habe.

In einer anderen Hinsicht jedoch steht der Vortheil entschieden auf Seite des Anthropologen dem Chemiker gegenüber. Es ist bekannt, dass von den 63 bisher bekannten chemischen Elementen nur sehr wenige frei in der Natur vorkommen, sondern dass die meisten derselben mit anderen verbunden sind und aus dieser Verbindung erst auf künstlichem Wege ausgeschieden werden müssen. Dagegen gibt es keine Race, die sich nicht bis heute wenigstens theilweise im unvermischten Zustande erhalten hätte. Dieser Umstand setzt uns in den Stand, die anthropologische Analyse irgend eines aus verschiedenen Racenelementen zusammengesetzten Volkskörpers mit grosser Leichtigkeit vorzunehmen zu können. Dazu kommt noch der nicht minder wichtige Umstand, dass sämmtliche Racen noch vor Eintritt der gegenwärtigen geologischen Periode ihre Ausgestaltung erfahren haben und man daher mit den somatischen und psychischen Eigenschaften derselben als constanten Factoren operiren kann.

Alle zusammengesetzten chemischen Körper unterliegen unter Umständen der Zersetzung. Dieselbe vollzieht sich bekanntlich in der Weise, dass unter der Einwirkung von Wärme irgend ein Element aus der früheren Verbindung ausscheidet. Die Geschichte lehrt, dass auch ethnische, aus verschiedenen Racenelementen zusammengesetzte Körper der Zersetzung anheim fallen können. In diesem Falle ist es in der Regel die social-politische Organisation, in deren Auflösung sich am erkennbarsten die Zersetzung irgend eines Volkskörpers in Folge Ausscheidens eines Racenelementes documentirt. Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, dass gerade innerhalb der arischen Völkergruppe die meisten solcher Zersetzungen sich nachweisen lassen. Ich erinnere nur, um auf das Nächstliegende hinzuweisen, an die seit hundert Jahren innerhalb der germanischen Welt sich vollziehenden socialen und politischen Umwälzungen: an den Zusammenbruch der germanischen Feudalordnung in Frankreich, Deutschland und Oesterreich, an den Verlust der von Oesterreich als deutschem Staate ausgeübten politischen Herrschaft in Italien und Ungarn, an den Verlust der politischen Selbständigkeit der Staaten Süddeutschlands u. s. w.

Die Anthropologie allein ist im Stande für alle die hier berührten Vorgänge auf dem Gebiete des social-politischen Lebens die richtige

Erklärung zu geben: sie liegt in dem numerischen Rückgange des arisch-germanischen Racenelementes innerhalb der hier zunächst in Betracht kommenden Völker, gewissermassen in ihrer physischen Entarisirung, welche, da der anthropologischen Umbildung nicht gleichzeitig eine ethnisch-sprachliche Umbildung zur Seite gegangen, so lange Zeit unbeachtet geblieben ist. Dass aber dieser Rückgang stattgefunden hat, hat seine Ursache in dem Umstande, dass die arische Race, wie ich nachweisen werde, eine eminent nordische Race ist, die sich für die Dauer in südlicheren Ländern nicht erhält, sondern früher oder später den Einwirkungen des wärmeren Klimas erliegt, wenn nicht durch stets erneute Zufuhr aus der alten Heimat die eintretenden Lücken ergänzt werden. Da dies aber in den erwähnten Ländern nicht der Fall war, so erlangte allmählig das anarische Element, das seiner Hauptmasse nach sowohl in Frankreich wie in Süddeutschland aus der Zeit vor der germanischen Occupation stammt, die Majorität und die Auflösung der bisher bestandenen, von dem arischen Elemente getragenen social-politischen Organisation im Lande selbst sowie der Verlust der von demselben Elemente in anderen Ländern begründeten Herrschaft war nur eine Frage der Zeit. Dort aber, wo das arische Element das ihm entsprechende Klima gefunden, bewahrte es seine volle alte Kraft und mit ihm auch seine volle alte Bedeutung, und von daher kommt es, dass die politische Führung Deutschlands von dem weniger germanisch gewordenen Süden nach dem mehr germanisch gebliebenen Norden übergieng und dass die Engländer ihrer Herrschaft eine Ausdehnung zu geben vermochten, wie sie im Laufe der Weltgeschichte nur selten erreicht wurde, und dass sie bis zur Stunde noch immer in der Lage waren, ihre social-politische Oberherrschaft über die so äusserst zahlreichen anarischen Elemente ihres weiten Reiches in ihrem vollen Umfange siegreich zu behaupten. Aus demselben Grunde bewahrten die nordgermanischen Völker (Schweden, Norweger, Dänen) die die arische Race in so hohem Maasse auszeichnende Productivität bis heute noch ungeschwächt fort und konnten z. B. Schweden und Norwegen bei einer verhältnismässig geringen Einwohnerzahl in den Jahren 1871—78 nichts weniger als 130000 Menschen an die Vereinigten Staaten abgeben und hat sich die Auswandererzahl in den folgenden Jahren noch um ein Bedeutendes vermehrt! Des-

gleichen hat sich in dem altpolnischen Adel die in demselben noch ziemlich unvermischt gebliebene altarische Bevölkerungsschichte allein nur durch den Schutz des kälteren Klima's Osteuropa's erhalten, während in den meisten südlichen Ländern Europa's und Asiens die einstige Anwesenheit der Arier fast nur noch auf linguistisch-historischem Wege nachzuweisen ist.

Vorliegendes Buch behandelt nun zunächst eine Reihe von Fragen der historischen Anthropologie, deren Entscheidung nicht nur für die Anthropologie, sondern auch für die Geschichte und die Sprachwissenschaft von grosser Bedeutung ist, so die Frage nach dem physischen Typus der Arier, ihrer Heimat, dem Verhältnisse der arischen Race zu den fossilen und den noch jetzt existirenden Menschenracen, den ältesten Wanderungen der arischen Völker, ihrer Zusammensetzung u. s. w. Ich glaube damit für die einheitliche Auffassung der geschichtlichen Vorgänge in historischer und vorhistorischer Zeit keinen unwesentlichen Beitrag geliefert zu haben. Es hat sich mir ergeben, dass seit der gegenwärtigen geologischen Periode die treibenden Kräfte der Geschichte unverändert dieselben geblieben sind und auch ihre Richtung im Wesentlichen keine Aenderung erfahren hat und dass nur in letzterer Hinsicht die Neue Zeit (seit der Entdeckung Amerika's) eine vielleicht nur temporäre Ausnahme macht. Die auf dem Gebiete der historischen Anthropologie und der arischen Ethnologie gewonnenen Resultate habe ich dann dazu benützt, um der vergleichenden Grammatik der arischen Sprachen in der Anthropologie der arischen Völker ihre natürliche Grundlage zu geben. Bei dem Umstande, als die arische Sprachwissenschaft immer mehr und mehr der Methodelosigkeit, Phantasterei und Verflachung verfällt, kann es nur von Nutzen sein, wenn dieselbe einer Disciplin angegliedert wird, die in Folge ihres exact-naturwissenschaftlichen Charakters schon von vornherein nicht dazu angethan ist, zum Tummelplatze subjectivischer Velleitäten herabzusinken.

Währing, im Mai 1883.

K. Penka,
Professor am k. k. Gymnasium im IX. Bez. Wien's.

INHALT.

Erster Abschnitt: Die mittelländische Race 1
Zweiter Abschnitt: Physischer Typus der Arier 8
Dritter Abschnitt: Heimat der Arier 45
Vierter Abschnitt: Entstehung der Menschenracen 72
Fünfter Abschnitt: Entstehung der arischen Völker 89
Sechster Abschnitt: Phonologischer Charakter der arischen Grundsprache 154
Siebenter Abschnitt: Morphologischer Charakter der arischen Grundsprache 173

„Die sprachliche Einheit zweier Völker beweist ebensowenig ihre natürliche Einheit, als umgekehrt die sprachliche Verschiedenheit ihre natürliche Verschiedenheit."

A. v. Middendorff.

„Die ethnischen Gruppen sind vergänglich. Ungezählte Völker versanken im gähnenden Schosse der Zeit. Die Racen, aus denen sie aufgebaut waren, blieben erhalten, sie dauern aus mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften."

Kollmann.

ERSTER ABSCHNITT.

Die mittelländische Race.

Seitdem Fr. Bopp den unumstösslichen Nachweis geführt hat, dass der grösste Theil der europäischen und ein Theil der asiatischen Sprachen auf eine gemeinsame Grundsprache zurückgehen, galt es bei allen Sprachforschern für ausgemacht, dass auch die Träger dieser Sprachen, die einzelnen arischen Völker — Germanen, Kelten, Italiker, Griechen, Slaven, Litauer, Iranier und Inder — gleichfalls einen gemeinsamen Ursprung haben. Aus der ursprünglichen Einheit der Sprachen wurde auf die ursprüngliche Einheit der diese Sprachen redenden Völker geschlossen[1]) und dieser Schluss erschien so zwingend, seine Grundlage so gesichert, dass es uns nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn auch die Ethnologen denselben anerkannt und zur Grundlage ihrer Eintheilung der Völker gemacht haben.

[1]) So hat Fr. Müller, der hervorragendste Vertreter der linguistischen Ethnologie, dieser Ansicht folgenden Ausdruck gegeben (Geogr. Jahrbuch. III. 314): „Und gleichwie die Sprachen, deren Entwicklung wir oft historisch verfolgen können, auf eine nicht mehr existirende Ursprache zurückweisen, als deren Enkel sie zu betrachten sind, ebenso weisen die Völker, welche diese Sprachen reden, auf ein Urvolk zurück, aus dem sie sich durch Abtrennung entwickelt haben."

Und so sehen wir in unseren ethnologischen Handbüchern [1]) neben den Semiten, Hamiten und Kaukasiern die Arier oder Indogermanen als eine eigene ethnische Gruppe innerhalb der kaukasischen oder mittelländischen Race angeführt. Während sich jedoch bei den Völkern der semitischen Abtheilung, den Aramäern, Assyriern, Babyloniern, Hebräern, Phöniziern und Arabern einerseits und den Völkern der hamitischen Gruppe, den alten Aegyptern, den Berbern und Guanchen andererseits sich nicht nur ein gemeinsamer Ursprung ihrer Sprachen, sondern auch der gleiche physische Habitus und der gleiche psychische Charakter nachweisen lässt, ja sogar von Seite der competentesten Sprachforscher die ursprüngliche Einheit der semitischen und hamitischen Sprachen behauptet werden konnte und auch die Vergleichung der somatischen Beschaffenheit der Semiten und Hamiten auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist [2]), sehen wir umgekehrt, dass nicht nur die arischen Sprachen in keinem genealogischen Zusammenhange mit den vorhin erwähnten Sprachen stehen, sondern dass auch die arischen Völker solche Verschiedenheiten in ihren physischen und psychischen Merkmalen zeigen, wie sie sonst nur zwischen verschiedenen Racen, nicht aber zwischen den verschiedenen Völkern einer und derselben Race beobachtet zu werden pflegen. Steht doch schroff und unvermittelt neben dem Typus des dolichocephalen Semiten mit seinem zierlichen Körperbau, dem ovalen

---

[1]) Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1877, S. 540; Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien 1879, S. 580; H. Kiepert, Handbuch der alten Geographie. Berlin 1878, S. 21.

[2]) Lauth (Aus Aegyptens Vorzeit. Berlin 1881, S. 66) äussert sich hierüber in folgender Weise: „Untersucht man die physiologische Beschaffenheit der Bewohner Aegyptens, soweit das Material in Mumien vorliegt, so erhält man den unabweislichen Eindruck, dass dieselben mit den Bewohnern Vorderasiens zu der nämlichen Race gehörten, also auch wohl von demselben Grundstocke ausgegangen sind. Noch deutlicher ist diese Zusammengehörigkeit durch die Sprache erwiesen: Je weiter man in der Kenntnis des ägyptischen Idioms voranschreitet, desto nähere Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen stellt sich heraus.“ Und schon A. Retzius (Müller's Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. 1858, S. 124) hat so geurtheilt: „Das carolinische Institut besitzt eine nicht geringe Sammlung afrikanischer Schädel; aus Nordafrika von Abyssiniern, Kopten, Berbern und Guanchen; sie haben alle dieselbe Schädelbildung: grosse, geräumige, ovale Schädel, sehr denen der Araber gleichend.“ — Ebenso bemerkt er S. 135, dass die Guanchen und die andern mit ihnen verwandten Stämme in Nordafrika sowohl in der Gesichts- als Schädelbildung den Juden ganz nahe stehen.

Gesichte, der Adlernase, den schwarzen Augen und schwarzem Haare, dem üppigen Haarwuchse einerseits der slavische Typus mit seiner brachycephalen Schädelform, dem breiten und kurzen Gesichte, der flachen und kurzen Nase, dem geringen Bartwuchs, andererseits der dolichocephale germanisch-skandinavische Typus mit seiner hohen Statur, dem schmalen Gesichte, der hohen, schmalen und geraden Nase, den blauen Augen und blonden Haaren. Diejenigen arischen Völker Europa's aber, die man mit Rücksicht auf ihren physischen Habitus noch am ehesten geneigt sein könnte, als Mittelglieder zwischen den asiatischen Semiten, den afrikanischen Hamiten und den Ariern Europa's vom germanisch-skandinavischen Typus zu betrachten, die Bewohner der drei grossen Halbinseln Südeuropa's, die noch heute trotz aller Kreuzungen mit anderen Elementen zum grossen Theile dolichocephal und weitaus überwiegend von dunkler Complexion sind, von deren Vorfahren jedoch, den Urbewohnern Griechenlands — den Pelasgern —, Italiens und Siciliens — den Japygiern und Siculern — und Spaniens — den Iberern — mit grösster Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass sie ausschliesslich dolichocephal und von dunkler Complexion gewesen sind, können schon deshalb hier nicht in Betracht kommen, weil letztere nachweisbar keine arischen Sprachen redeten und daher auch ihre Nachkommen ihrer Abstammung nach als keine echten Arier gelten können. Noch schwieriger gestaltet sich die Frage der mittelländischen Race, wenn man noch die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker Afrika's heranzieht. Bilden alle die Völker, die den schwarzen Continent bewohnen, wirklich nur einen Stamm, wie R. Hartmann [1]) nachzuweisen versucht hat, stehen wirklich die hamitischen Völker Nordafrika's in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse zu allen übrigen Völkern dieses Erdtheils [2]) (den Bedschahvölkern, den Nigritiern und den Bantustämmen mit den Uebergangsstämmen der Teda, Gala, Somali, Fulah), dann ist

[1]) R. Hartmann, Die Nigritier. I. Berlin 1876.

[2]) Nach Europaeus (Die finnisch-ungarischen Sprachen und die Urheimat des Menschengeschlechtes. Helsingfors, S. 2) besteht auch eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Altägyptischen und den central-afrikanischen Sprachen. „Die Verwandtschaft der semitisch-baskisch-afrikanischen Zahlwörter unter sich hat in der neuesten Zeit durch die vollständige Entzifferung der mit Hieroglyphen geschriebenen altägyptischen Zahlwörter die entschiedenste und interessanteste Bestätigung gefunden. Der grösste Kenner und Forscher des Altägyptischen unserer Zeit, Herr Brugsch, spricht sich in der Vorrede zu dem ersten und dritten

wohl nicht mehr weiter daran zu denken, die alte kaukasische Race Blumenbachs, die mittelländische Race Fr. Müller's, Haeckel's und Peschel's in ihrem herkömmlichen Umfange und in ihrer herkömmlichen Gliederung aufrecht zu erhalten. Scheiden wir aber die Hamiten aus derselben aus, so müssen wir wegen der schon oben betonten hamito-semitischen Sprach- und Raceneinheit auch die Semiten ausscheiden. Es blieben dann nur die Arier und Kaukasier übrig. Aber auch die Arier zeigen sprachlich und in ihren ausgeprägtesten Typen — dem germanisch-skandinavischen und dem slavischen — auch physisch nicht die geringste Verwandtschaft mit den zahlreichen Völkerschaften des Kaukasus, so dass, wenn der Name der kaukasischen Race als solcher weiter bestehen soll, dies nur dann möglich ist, wenn er ausschliesslich auf die kaukasischen Völker beschränkt wird. Bedenkt man jedoch, dass die meisten dieser Völker wegen der Aehnlichkeit des physischen Habitus nicht leicht von den semitischen Völkern getrennt werden können, so dürfte es sich wohl vor der Hand am meisten empfehlen, die ersteren als eine Unterabtheilung der semitischen Gruppe anzureihen, wenn auch bisher ein genealogischer Zusammenhang der zahlreichen Sprachen des Kaukasus mit den semitischen Sprachen nicht erwiesen werden konnte.[1])

Es wurde schon vorhin angedeutet, dass auch innerhalb der arischen Sprachgruppe in dem germanisch-skandinavischen und dem slavischen Typus zwei grosse Gegensätze vorhanden sind. Damit ist jedoch die Zahl der innerhalb der arischen Völker vorkommenden Typen noch keineswegs erschöpft. Wir unterscheiden in Europa noch ausserdem zwei keltische Typen, in Asien den iranischen und den indischen Typus. Ja sogar innerhalb der einzelnen Unterabtheilungen der arischen Gruppe, so vor allem bei der germanischen Abtheilung lassen

---

Bande seines ausgezeichneten altägyptischen Wörterbuches auf das Entschiedenste für die Verwandtschaft zwischen den semitischen Sprachen und dem Altägyptischen aus, und doch sind die altägyptischen Zahlwörter mit denen der centralafrikanischen Sprachen oder der Hausagruppe bei weitem näher und deutlicher verwandt, als mit den semitischen." Mehrere Forscher (so Bleek, Lepsius) nehmen sogar eine Verwandtschaft der Hottentotensprache mit dem Aegyptischen an, eine Annahme, die Fr. Müller (Allgemeine Ethnographie, 116) entschieden verwirft.

[1]) Mit dem Ergebnisse dieser Betrachtungen stimmt, was einer der bedeutendsten Anthropologen der Gegenwart, A. Ecker, über die mittelländische Race bemerkt (Archiv für Anthropologie. XI. 366): „Man darf nur, um sich von der Unmöglichkeit eine mittelländischen Race nach physischen Merkmalen zu charakterisiren, zu überzeugen, die Versuche hievon in ethnographischen Lehrbüchern lesen; die nothwendig einzuräumenden Schwankungen sind der Art, dass kaum noch etwas Festes übrig bleibt."

sich die weitgehendsten Unterschiede im physischen Habitus und wohl auch im psychischen Charakter nachweisen.

In Süddeutschland und in der Schweiz überwiegt die Brachycephalie und die dunkle Complexion; je weiter wir nach Norden kommen, zeigt sich die Dolichocephalie und die lichte Complexion in stetiger Zunahme. In den skandinavischen Ländern endlich finden wir fast ausschliesslich nur die dolichocephale Schädelform mit blauen Augen und blonden Haaren. Dass auch in geistiger Hinsicht ein Unterschied besteht zwischen dem Süddeutschen und dem Norddeutschen, beziehungsweise dem Nordgermanen, ist bekannt. Aehnlich verhält es sich in Frankreich, wo ebenfalls im Norden der blonde Typus weit häufiger vorkommt als in den mittleren und südlichen Theilen des Landes.

Angesichts dieser Thatsachen kann nicht mehr weiter von dem gemeinsamen Ursprunge der arischen Völker, von ihrer Stammeseinheit die Rede sein. Wenn dieselbe noch immer, selbst von Ethnologen, denen die vorhin erwähnten Unterschiede im Typus der einzelnen arischen Völker bekannt sind, behauptet wird, so zeigt sich hierin recht deutlich die Suprematie, die die verhältnismässig junge Sprachwissenschaft über ihre ältere Schwester erlangt hat. Es mag wohl in der Geschichte der Wissenschaften nur selten vorkommen, dass eine Wissenschaft, wie die Ethnologie, welche dazu berufen ist, den Ursprung und die Verwandtschaft jedes einzelnen Volkes auf Grund vergleichender Betrachtung seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, seiner socialen und politischen Verhältnisse, seiner Religion und Sprache, seiner historischen Geschicke aufzudecken, welche also die Verpflichtung hat, ihre Aufgabe in allseitiger Weise und von den verschiedensten Seiten her in Angriff zu nehmen, der Führung einer Wissenschaft sich unterworfen hat, die in einseitiger Weise nur eines dieser Momente — die Sprache — behandelt. Allerdings befindet sich die classificirende Ethnologie den arischen Völkern gegenüber in einer besonders schwierigen Lage, insofern durch die Geltendmachung der vorhin erwähnten anthropologischen Momente selbst solche Völker auseinander gerissen werden müssten, die sich von jeher, wie z. B. das deutsche oder das italienische Volk durch die Gemeinsamkeit der Sprache, Sitte und der historischen Schicksale als eine ethnische Einheit präsentiren.

Bei diesem Abhängigkeitsverhältnisse, in das die Ethnologie zur Sprachforschung getreten war, war es nicht möglich, dass erstere auf

letztere irgend welchen Einfluss hätte ausüben können. Unter diesem Verhältnisse aber hat die Sprachforschung selbst nicht am wenigsten gelitten. Es hätte ihr jedenfalls zum grossen Vortheile gereicht, wenn ihr von allem Anfange an eine Ethnologie zur Seite getreten wäre, die statt ein Reflex der Forschungsergebnisse ersterer zu sein, sich selbständiger mit Hilfe der übrigen Mittel ihrer Disciplin entwickelt hätte. Eine solche Ethnologie hätte dem vergleichenden Sprachforscher Aufklärungen über Dinge gewährt, die für seine Untersuchungen von grösster Wichtigkeit, sich aus den rein auf die Sprache als solche gerichteten Studien entweder gar nicht oder nur unvollkommen ergeben. Freilich ist der bisherigen Sprachforschung der Mangel einer solchen Ethnologie nicht einmal zum Bewusstsein gekommen und wären auch kaum, selbst wenn dieselbe in der gewünschten Ausführung vorhanden gewesen wäre, ihre Lehren im Dienste sprachlicher Forschung verwerthet worden, so lange eine Auffassung von der Sprache herrschte, welche mit merkwürdiger, nahezu unbegreiflicher Verkennung ihres subjectiven Charakters diese für einen selbständigen, vom sprechenden Subjecte gleichsam unabhängigen Organismus gehalten hat. Gegenwärtig kann diese hauptsächlich von Schleicher getragene Auffassung wohl als allgemein aufgegeben betrachtet werden und man hat, an W. von Humboldt anknüpfend, die Sprache wieder als das erkannt, was sie wirklich ist, als das organische Product eines organischen Gesetzen unterworfenen Organismus. Diese Erkenntnis führt aber gleichsam von selbst mit innerer Nothwendigkeit zum vergleichenden Studium der geistigen und leiblichen Organisation der verschiedenen und verschiedene Sprachen redenden Volks-Individuen, also zur Ethnologie als derjenigen Wissenschaft, die sich dieses Studium zu ihrer besondern Aufgabe gemacht hat.

Wenn aber die Ethnologie ihre Aufgabe erfüllen soll, dann muss sie ihre bisherige einseitig-linguistische Grundlage aufgeben. Es geht nicht weiter an, die Ergebnisse der seit zwanzig Jahren mit überraschender Schnelligkeit sich entwickelnden Anthropologie und insbesondere die der prähistorischen Archäologie und Kraniologie unbeachtet bei Seite zu lassen.[1]) Vor allem ist es letztere, die berufen

[1]) Selbst Gerland, sonst geneigt, in der Ethnologie eine höhere Geltung für die Sprache als für die Physis zu beanspruchen, kann nicht umhin in seinem Vortrage: „Ueber das Verhältnis der Ethnologie zur Anthropologie“ (Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle im Jahre 1882. Berlin 1882, S. 55) zu erklären: „Selbstverständlich kann sie (die Ethnologie) nie und nirgend der anthropologischen Untersuchungen entbehren, sie bedarf derselben,

erscheint, die ethnologische und mittelbar auch die linguistische Forschung in neue Bahnen zu lenken. „Die Auflösung der ethnischen Einheiten in ihre Racenelemente mit Hilfe der Kraniologie," bemerkt Kollmann in seiner Abhandlung über europäische Menschenracen[1]), „gibt, wie mir scheint, allein die Bürgschaft, den Aufbau der Völker in der Vergangenheit zu begreifen, so wie ihre wahre Zusammensetzung in der Gegenwart zu erkennen. Diese streng analytische Methode wird zu Ergebnissen führen, welche auch für alle jene Wissenschaften von einigem Werthe sein werden, die an der Aufklärung der früheren Geschichte der Menschheit mitarbeiten."

Ergeben sich Widersprüche zwischen den Ergebnissen der Anthropologie und denen der Linguistik — und sie haben sich bereits vielfach ergeben —, so begnüge man sich nicht damit, sie einfach zu constatiren, sondern versuche es auch dieselben zu lösen. Und man kann mit um so grösserer Hoffnung an diese Aufgabe gehen, als ja beide Disciplinen — die Anthropologie sowie die Linguistik — auf empirischer Grundlage beruhen und einer streng methodischen Bearbeitung sich erfreuen. Zu diesem Zwecke ist es jedoch vor allem andern nothwendig, dass beide Wissenschaften, die bisher unbekümmert um einander ihre eigenen Wege gegangen sind, einander näher treten, um in wechselseitiger Belehrung zu einer Verständigung über die strittigen Punkte zu gelangen. Sich gegenseitig zu ignoriren kann in keinem Falle von Vortheil sein.[2])

---

aber freilich nur als Hilfswissenschaft." Mit Recht hat aber auch Gerland betont, dass auch die Anthropologie der Ethnologie nicht entbehren kann.

[1]) Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft. XI. 8.

[2]) Treffend bemerkt Whitney, Leben und Wachsthum der Sprache. Leipzig 1876, S. 294: „Die Eintheilungen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen behalten ihre Geltung unabhängig von irgend welchen Fragen nach den Raceverhältnissen der betreffenden Völker; aber trotzdem dürfen solche Fragen vom Sprachforscher nicht unterdrückt und übersehen werden, seine Wissenschaft gehört so sehr zur Geschichtsforschung und hat in den spätern Perioden so viel mit Race und Volksthum zu schaffen, dass sie auch für die ältere Zeit dies Element nicht unberücksichtigt lassen darf. Da sie eben eine der Hauptabtheilungen der Geschichtsforschung ist und ihren Beitrag zur Aufklärung der Vergangenheit liefern will, muss sie sich gefallen lassen, dass ihre Ergebnisse von jeder andern in gleicher Richtung wirkenden Abtheilung der Wissenschaft beurtheilt und geprüft werden. Ihre Ansprüche zu übertreiben und am unrechten Ort anzubringen, ist nicht nur unnütz, sondern schädlich."

ZWEITER ABSCHNITT.

Physischer Typus der Arier.

Es kann nicht angenommen werden, dass die Arier schon vor ihrer Trennung in eine Menge von Typen geschieden waren, sondern es versteht sich gleichsam von selbst, dass wir uns dieselben als ein einheitliches, aus lauter homogenen Elementen bestehendes Volk denken müssen. Es entsteht nun die Frage, welcher von den vorhin erwähnten Typen als der ursprüngliche und specifisch arische Typus zu betrachten sei. Mit dieser Frage verbindet sich sofort eine andere, nicht minder wichtige Frage: die Frage nach der Urheimat der Arier. Bekanntlich galt lange Zeit allgemein die Ansicht, dass Asien, und zwar das Quellengebiet des Oxus und Jaxartes als die Wiege der Arier zu betrachten sei.[1]) Von diesem Punkte der Erde aus hätten

[1]) Diese Ansicht hat zuerst Pott ausgesprochen (im Artikel: „Indogerman. Sprachstamm" in Ersch und Gruber's Encyklopädie 19): „Vans Kennedy hält Babylon, als frühen Cultursitz, aber ohne sonstige Gründe beibringen zu können, für die Urheimat des indogermanischen Stammes. In Asien, darüber kann kein Zweifel sein, haben wir sie jedenfalls zu suchen, ferner kaum anderswo als innerhalb der Längengrade vom Tigris zum Indus, nur höher nordwärts, etwa im Gebiet des Oxus und Jaxartes, an den Nordabfällen des Himalaya zum kaspischen Meere hin. In jene Gegenden verlegen wir nach Erwägung aller Umstände am sichersten den Scheidungspunkt, von wo ab sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indogermanischen Völker scheinen fortbewegt zu haben." In gleichem Sinne haben sich auch Lassen (Ind. Alterthumskunde, I. 511) und J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache. I. 6, 162) für die asiatische Herkunft der Völker Europa's geäussert. Pictet glaubt auch noch in der

sie sich dann allmählich über das übrige von ihnen später bewohnte Asien und über Europa verbreitet. Der erste, der dieser Ansicht entgegen getreten ist und Europa für die Urheimat der Arier erklärt hat, war der Engländer Latham,[1]) der auf das Unlogische hinwies, das in der Annahme liegt, die Indo-Europäer Europa's, die ein grösseres Gebiet innehaben und mehr Varietäten zeigen, als die Indo-Europäer Asiens, wären aus letzterem Lande eingewandert. „To deduce the Indo-Europeans of Asia, in ethnology, is like deriving the reptiles of Great Britain from those of Ireland in herpetology." So richtig dieses Argument Latham's auch ist, so reichte es doch keineswegs hin, um die festgewurzelte, durch uralte Traditionen gestützte Ansicht von dem asiatischen Ursprung der Völker Europa's zu erschüttern. Dazu bedurfte

---

zweiten Auflage seiner „Les origines indo-européennes" (I. 68) an dem asiatischen Ursprung der Arier festhalten zu müssen. Spiegel (Eran. Alterthumskunde. I. 428 und Ausland, 1871, S. 553) hält die Hypothese vom asiatischen Ursprung für ebenso berechtigt wie die Hypothese vom europäischen Ursprung, betrachtet überhaupt die ganze Frage für noch ungelöst. Höfer (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. XX. 383) entscheidet sich für Asien, weil das Zend und das Sanskrit der gemeinsamen Grundsprache am nächsten kommen, ein Argument, das auch sonst gerne von den Vertheidigern der asiatischen Hypothese geltend gemacht wird. Mythologische Erwägungen bestimmen H. v. Wolzogen (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. VIII. 14) an der Annahme des asiatischen Ursprungs der Arier festzuhalten. Die Einwände, die Höfer und Wolzogen gegen Benfey und L. Geiger vorbringen, sind theils völlig belanglos, theils werden sie in den folgenden Erörterungen ihre Erledigung finden. Im Jahre 1879 wurde die Frage über die Urheimat und den Urtypus der Arier auf Anregung H. Martins in mehreren Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft discutirt und haben sich an den Discussionen die hervorragendsten französischen Anthropologen (ausser H. Martin Topinard, Piétrement, de Ujfalvy, Dally, Mde. Clémence Royer, de Mortillet, Girard de Rialle) betheiligt (vgl. das Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. 3. ser. II. 183—214; 219—252; 344—357; 443—461). Beide Ansichten fanden ihre Vertreter; zu einer Entscheidung wurde jedoch die Frage nicht gebracht. In neuester Zeit hat die alte Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier an Sayce (Introduction to the science of language. II. London 1880, p. 121) und Hovelacque (La linguistique. Paris 1881, p. 404) neue Vertheidiger gefunden; neue Argumente haben jedoch dieselben nicht vorgebracht.

[1]) Latham in seiner Ausgabe der Germania. London 1851, p. CXXXVII. Auch in seinen spätern Werken hat derselbe an der daselbst zuerst aufgestellten Hypothese festgehalten, so auch in seinen „Elements of comparative philology". London 1862, p. 661.

es schlagenderer Beweise. Diese hat erst im Jahre 1868 Benfey [1]) vorgebracht und ihm gebührt das Verdienst diese so wichtige Frage aufs Neue in Fluss gebracht zu haben. Seine Argumente sind dem Lexikon der arischen Sprachen entnommen. Er hat darauf hingewiesen, dass die arischen Völker in der ältesten Zeit nur solche Thiere (Bär, Wolf) und Pflanzen (Birken, Buche) gekannt haben, welche der gemässigten Zone und vor allem Europa angehören, während die Bekanntschaft mit der Fauna und Flora des südlichen Asien's (Löwen [2]), Tiger, Palmen) nur bei den Persern und den Indern sich nachweisen lasse. Eingehender hat dieselbe Frage Lazar Geiger [3]) behandelt. Er hat nachgewiesen, dass schon die Ur-Arier die Birke, die Buche und die Eiche, Bäume, welche nicht dem tropischen Asien angehören, und von den Getreidearten die Gerste und den Roggen, nicht aber den Weizen gekannt haben, dass ihnen ferner auch die Europa angehörende Waidpflanze und ihr Gebrauch nicht unbekannt gewesen, wie er auch darauf hingewiesen hat, dass der gemeinsame Wortvorrath zwar Bezeichnungen für Schnee und Eis, für Winter und Frühling, aber nicht für Sommer und Herbst enthalte. Auf Grund dieser Thatsachen gelangt Geiger zu dem Schlusse, dass die Urheimat der Arier in Europa, nicht aber in Asien gesucht werden müsse. „Einstweilen ist," schliesst derselbe seinen geistvollen Aufsatz über den Ursitz der Indogermanen, „von den beiden gegenüberstehenden Hypothesen nur die eine mit Gründen unterstützt; für die Wanderung von Osten ist nie ein Beweis vorgebracht worden. Wer daher Hypothesen scheut, muss mindestens gerecht sein und sich bescheiden über die vorliegende Frage nichts zu wissen. Will er aber einer Hypothese den Vorzug geben, so glaube ich, wird er es derjenigen thun müssen, die die verhältnismässig am besten begründete ist, selbst wenn zur wirklichen Entscheidung die Gründe nicht genügen sollten."

---

[1]) Benfey in der Vorrede zur ersten Auflage von Ficks „Wörterbuch der indogerman. Grundsprache" IX. Im gleichen Sinne hat er sich auch in der Beil. d. A. A. Z. Nr. 208, 1875 über diese Frage ausgesprochen.

[2]) Die griech. Benennung des Löwen (λίς, λέων) ist höchst wahrscheinlich eine Entlehnung aus dem Semitischen (hebr. laish) und kann der arische Ursprung des Namens trotz Pauli (Die Benennung des Löwen. München 1873) keineswegs als sicher gelten. Damit entfällt eine Hauptstütze für die asiatische Hypothese.

[3]) L. Geiger, Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Stuttgart 1871, S. 113—150.

Was auch gegen die Argumente Benfey's und L. Geiger's vorgebracht wurde (so von Höfer und Wolzogen), so haben dieselben trotzdem ihre Wirkung nicht verfehlt, und von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Sprachforscher und Ethnologen, welche sich unumwunden für Europa als Urheimat der Arier aussprechen, Ich nenne von deutschen Gelehrten Fr. Müller[1]), Cuno[2]), Peschel[3]), Pösche[4]), W. Tomaschek[5]), Fligier.[6]) Allerdings könnte man meinen, dass man aus den angeführten Gründen Asien als arisches Urvaterland nicht nothwendigerweise aufzugeben brauchte; es dürften sich ja vielleicht im Norden von Asien Gegenden finden, deren Fauna und Flora mit der sprachlich erschlossenen Fauna und Flora, von der einst die Ur-Arier umgeben waren, besser übereinstimmen würde, als es mit Bezug auf das südliche Asien der Fall ist. Thatsächlich hat man sich auch schon dazu entschlossen, die arische Urheimat weiter nördlich in Asien zu verlegen, wenn auch nicht aus den Gründen, die vorhin angeführt worden sind. Es war Piétrement, der gestützt auf die Annahme, dass ein Theil der gegenwärtig in Europa heimischen Hausthiere aus Hochasien stamme, in einer der vorhin erwähnten, der Discussion über die Frage nach der Urheimat und dem Urtypus der Arier gewidmeten Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft die Behauptung aufstellte, dass die Urheimat der Arier in der Gegend des Balkaschsee (etwa zwischen letzterem und dem Alatau) gesucht werden müsse.[7]) Dagegen erhob sich aber sofort im Schosse der Gesellschaft selbst eine Opposition und war es Mde. Clémence Royer, die schlagend das Unstatthafte einer solchen Annahme nachwies. „C'est contrairement," sagte sie,[8]) „à toute

[1]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 87.

[2]) Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. I. 31.

[3]) Peschel, Völkerkunde 545.

[4]) Pösche, Die Arier 64.

[5]) W. Tomaschek, Zeitschrift für die österr. Gymnasien. XXIX. 862.

[6]) Fligier, Kosmos. V. 216 und schon früher in den Mittheilungen der Wiener anthropolog. Gesellschaft. VI. 217.

[7]) „La première patrie des Aryas était située vers le 49e degré de latitude, aux environs du lac Balkach, et ils appartenaient au type brachycéphale à cheveux bruns, dont le plus purs représentants actuels paraissent être les Savoyards et les Galtchas." Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. 3. ser. II. 190. Inwieferne letztere Ansicht berechtigt ist, wird später dargelegt werden. Es huldigen ihr übrigens nicht allein Piétrement, sondern auch die meisten andern französischen Forscher.

[8]) a. a. O. 200.

probabilité, à toute analogie, à toute logique, qu'on voudrait chercher son (der Arier) berceau dans la haute Asie, en plein indigénat mongolique parmi des populations d'un génie linguistique tout différent, qui parlent toutes des langues agglutinantes quant à leurs formes grammaticales et dont le lexique est absolument different." — „Il faut partir d'un principe évident; c'est qu'une langue comme une race, ne se forme que dans une aire géographique distincte, parfaitement délimité par des frontières infranchissables." [1])

Und in der That man kann sich nichts Widersinnigeres denken, als die Urheimat der Arier in eine Gegend zu verlegen, die von jeher von Völkern der mongolischen Race bewohnt wurde und noch gegenwärtig bewohnt wird.

Schon diese Momente allein müssen uns bestimmen, die Annahme von dem asiatischen Ursprung des arischen Stammes als eine unhaltbare fallen zu lassen.

Es spricht gegen sie die geographische Vertheilung der arischen Völker, die unzweifelhaften, durch keine Künste wegzudeutenden Ergebnisse der lexikalischen Forschung, endlich in nicht minder wirksamer Weise allgemeine linguistisch-anthropologische Erwägungen. Dazu kommt noch ein anderes ebenso wichtiges Moment: die historische Analogie. Denn soweit die geschichtliche Kunde reicht, hat niemals ein arisches Volk, mit Ausnahme der Zigeuner, die Grenzen von Europa überschritten und sich daselbst festgesetzt. Alle Völker, die aus Asien nach Europa vorgedrungen sind, gehörten entweder der semitischen oder der mongolischen Race an. Hingegen weiss uns die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von zahlreichen Kriegszügen und Auswanderungen zu erzählen, die arische Völker von Europa nach Asien unternommen haben und noch gegenwärtig unternehmen, eine Thatsache, die nach allen Regeln der Induction auch einen Rückschluss auf die Richtung der Völkerbewegungen der vorhistorischen Zeit gestattet.

---

[1]) Hiemit stimmt auch überein, was Bastian, Schöpfung oder Entstehung. Jena 1875, S. 308 von dem indirecten Einflusse der geographischen Umgebung auf den Bau der Sprachen bemerkt: „Das Denken ist abhängig vom Organismus; dieser von der Naturumgebung und so der grammatische Bau der Sprachen in gewissem Masse mit den Racen-Eigenthümlichkeiten verknüpft." Dieser Satz wird später von mir in den Ausführungen über den morphologischen Charakter der arischen Sprachen näher begründet werden.

Dieses Ergebnis der bisherigen Forschungen über die Urheimat des arischen Stammes setzt uns in den Stand bei der Behandlung der Frage, welcher von den oben angeführten Typen — dem germanisch-skandinavischen, den zwei keltischen, dem slavischen, iranischen und indischen Typus — als der ursprüngliche und eigentlich arische zu betrachten sei, von den zwei zuletzt genannten, als nur Asien zukommenden Typen vollständig abzusehen. Die ganze Frage reducirt sich demgemäss auf die Frage, welcher von den vier europäischen Typen das begründeteste Anrecht hat, für den arischen Urtypus angesehen zu werden. Von dem fünften europäischen Typus, der auf den fossilen Cro-Magnon-Typus zurückgeht und sich gegenwärtig in mehr weniger reiner Form noch auf der pyrenäischen Halbinsel, in Unteritalien und Sicilien sowie in Griechenland erhalten hat, glaube ich, wie schon bemerkt, hier deshalb absehen zu können, weil die diesem Typus angehörenden Völker vor ihrer Romanisirung, beziehungsweise Gräcisirung als Iberer, Japygier, Siculer, Pelasger nichtarische Sprachen geredet haben und dadurch bezeugen, dass sie nicht zum arischen Stamme gehören. Identisch mit diesem Typus ist der eine der beiden keltischen Typen (der sog. milesische), so dass auch dieser für unsere Frage nicht weiter in Betracht kommt. Was nun die übrigen drei Typen anlangt, so lassen sich der slavische und der zweite keltische Typus zu einem Typus vereinigen, insofern beide Typen in allen bei der anthropologischen Classification hauptsächlich in Betracht kommenden körperlichen Merkmalen eine auffallende Aehnlichkeit zeigen: bei beiden finden wir brachycephale Schädelform, vorherrschende dunkle Complexion und kleine Statur.[1]) Wir können dieselben um so eher in einen Typus zusammenfassen, als sie keineswegs räumlich isolirt dastehen, sondern durch die dunklen Brachycephalen Oesterreichs, der Schweiz und Süddeutschlands, die in diesen Ländern den überwiegenden Theil der Bevölkerung ausmachen, mit einander verbunden sind.

[1]) Topinard, L'anthropologie 469, 474 gibt in seiner Charakteristik dieser beiden Typen noch einige Details, die miteinander verglichen es ebenfalls nahelegen, dass beide zusammengehören und eine anthropologische Einheit bilden. Derselbe hat übrigens auch selbst schon auf dem internationalen anthropologischen Congress in Paris (1878) die grosse Aehnlichkeit hervorgehoben, die zwischen gewissen Kroatenschädeln und denen der Auvergne, wo sich der brachycephale keltische Typus unter allen Theilen Frankreichs am reinsten erhalten hat, besteht. Ist doch der Breitenindex bei beiden Volksstämmen fast identisch (bei den Auvergnaten 84·07 und den Kroaten 84·83 nach Broca). Weiter hat Topinard auch

Welcher Typus ist nun als der arische Urtypus anzusehen? Der brachycephale keltisch-slavische oder der dolichocephale germanisch-skandinavische? Bevor wir diese Frage beantworten, wird es gut sein, noch eine Vorfrage, die man vielleicht aufwerfen könnte, zu entscheiden. Sind wirklich die Unterschiede zwischen den beiden Typen so gross, dass wir sie zu einander in einen Gegensatz bringen müssen, oder ist es vielleicht möglich, sie als im Laufe der Zeit durch den Einfluss des Klima, der Nahrung und anderer äusserer Umstände bewirkte Modificationen eines beiden gemeinsamen Grundtypus zu betrachten? Sprechen nicht hiefür die bei einzelnen slavischen Stämmen so häufig vorkommenden blonden Haare und blauen Augen?[1]) Spricht auch nicht hiefür die Thatsache, dass innerhalb des deutschen Volkes, wo man den germanisch-skandinavischen Typus am reinsten bewahrt erwarten sollte, Brachycephalie mit dunkler Complexion eben so häufig sich findet, wie Dolichocephalie mit heller Complexion?

Wir müssen diese Annahme, die auch thatsächlich von einigen Anthropologen[2]) gemacht wurde, zurückweisen, und zwar aus folgenden Gründen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit hat Fr. Müller[3]) das Jahr 3000 v. Ch. für den Beginn der Lostrennung der arischen Stämme vom Grundstocke fixirt. Diesen Zeitpunkt noch weiter zu-

daselbst bemerkt, dass der gleichfalls keltische Typus der Savoyer bei den Slaven der untern Donau wiederkehre. Ebenso hat H. v. Hölder (Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart 1876, S. 18, 34) betont, dass die Bewohner der Bretagne in der Gestaltung der Schädelform den slavischen Völkern am nächsten kommen, dass ebenso die Gälen mit den Slaven in der Schädelform übereinstimmen. Gleichzeitig hat er aber auch gezeigt, dass der von ihm sogenannte sarmatische (slavische) Typus in der Bevölkerung Württembergs sehr zahlreich vertreten sei. Und was von der Bevölkerung Württembergs gilt, gilt, wie später gezeigt werden wird, in noch höherem Maasse von der Bevölkerung ganz Süddeutschlands, wie auch schon früher Huxley gefunden hatte, dass die finnischen und slavischen Schädel dem Disentis- und dem süddeutschen Schädel gleichen.

[1]) Besonders häufig sind dieselben bei den Polen, weit seltener bei den Ruthenen, wie aus dem von Majer und Kopernicki herausgegebenen „Tableau comparatif des caractères physiques de la population de la Galicie" ersichtlich ist, wo das Verhältnis des hellen Typus zum dunklen bei den Polen mit 182: 100, bei den Ruthenen mit 92: 100 angegeben ist.

[2]) Vgl. Hölders Abhandlung: „Ueber die in Deutschland vorkommenden, von Herrn Virchov den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen" im Archiv für Anthropologie. XII. 315—358.

[3]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 88. Anm.

rück zu verlegen, liegt nicht der mindeste Grund vor. Andererseits lässt sich an mehreren Beispielen auf das Schlagendste nachweisen, dass ein Zeitraum von 4000—5000 Jahren auch bei Veränderung des Aufenthaltsortes nicht ausreicht, um den Racencharakter, wie er sich einmal festgesetzt hat, irgendwie bedeutend zu modificiren. „Ein eclatantes Beispiel für die Zähigkeit des Racencharakters", schreibt Fr. Müller, [1]) „können die Juden bieten. Auf den Gemälden der italienischen und niederländischen Meister finden wir denselben Typus, dem wir bei diesem Volke heutzutage begegnen, ja selbst auf den altägyptischen, assyrisch-babylonischen und altpersischen Denkmälern, die nun mindestens 4000 Jahre alt sind, lässt sich der Racencharakter, der den Juden ganz besonders auszeichnet, keinen Augenblick verkennen. Auf den persischen und assyrisch-babylonischen Monumenten erscheint der Typus der Bewohner der Tigris-Euphrat-Ebene, ebenso wie er noch heutzutage bei der unvermischten Bevölkerung dieser Gegenden angetroffen wird. Derselbe wallende gekräuselte Bart, dieselben mandelförmig geschnittenen Augen, dieselbe eigenthümlich geformte kräftige Nase. Ebenso bietet der Zigeuner trotz seiner beispiellosen Wanderungen noch immer den indischen Typus im eigenthümlich geformten Gesichtschnitt, in den lang gestreckten Schenkeln und den langen dünnen Fingern. Ein besonders instructives Beispiel ist der Neger. Wir finden denselben schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern abgebildet und zwar mit denselben charakteristischen Merkmalen wie heutzutage. Es ist derselbe Krauskopf, es sind dieselben wulstigen, aufgeworfenen Lippen, dieselbe dicke Stumpfnase. Es hat also der Zeitraum von etwa 5000 Jahren nicht vermocht, den Neger irgendwie für uns wahrnehmbar umzugestalten." [2])

[1]) Fr. Müller, a. a. O. 60.

[2]) Im gleichen Sinne äussert sich auch Pott (Die Ungleichheit menschlicher Racen. Lemgo und Detmold 1856, S. 30) über diese Frage: „Dass Klima und Lebensweise nicht ohne Einfluss sind auf die Gestaltung des Racencharakters und damit eines Hauptzeichens derselben, des Haares, ist nicht zu bestreiten; jedenfalls aber äussern diese unwandelbaren Ursachen einen irgend merkbaren Einfluss erst nach langem Zeitverlauf, und die Geschichte, soweit sie zurückreicht, kennt kein Beispiel, dass ein dunkelhaariges Volk blond geworden wäre oder umgekehrt fliessende Locken sich in Negerwolle verwandelt haben. Mit dem Satze, dass Farbe und Beschaffenheit des Haares mit der ursprünglichen Raceneigenthümlichkeit zusammenhänge, ist so ziemlich alles gesagt, was die Ethnologie überhaupt über diese Punkte

Noch weiter geht Kollmann, der in Betreff der europäischen Racen behauptet, dass seit dem Diluvium weder Klima noch andere Einflüsse desselben die somatischen Eigenschaften, soweit sie als Ausdruck der Race zu betrachten sind, irgendwie geändert haben. „Wenn wir gleichwohl", fügt er hinzu, „beobachten, dass sich die charakteristischen Gegensätze der Racen in den verschiedenen ethnischen Gebieten allmählich abschwächen, so rührt dies von der Wirkung der unausgesetzten Kreuzungen her, welche seit Jahrtausenden stattfinden." [1]) Den blonden Haaren und blauen Augen der Slaven kommt also nicht die Bedeutung zu, die ihnen von einigen Anthropologen gegeben wird.

Aus diesen Darlegungen folgt nun, dass es nicht angehe, den germanisch-skandinavischen Typus, wie ihn heute noch die Schweden und Norweger am reinsten repräsentiren, als einen Typus hinzustellen, der sich erst später nach der Trennung der arischen Stämme unter der Einwirkung der besonderen klimatischen Verhältnisse des Nordens entwickelt hätte. Dazu hätte offenbar der verhältnismässig kurze Zeitraum von kaum 3000 Jahren, der seit der Trennung der arischen Stämme bis zum Auftreten der einstimmig von den alten Schriftstellern als blond und blauäugig geschilderten Germanen verstrichen ist, nicht hingereicht. Wir haben aber auch positive Beweise, dass bereits lange vor dem Auftreten der Germanen Völker in Europa gelebt haben, die alle jenen körperlichen Merkmale an sich trugen, wie wir sie als ausschliesslich nur den Germanen zukommend zu betrachten gewohnt sind. Es stellt sich nämlich auf den altägyptischen Darstellungen der Denkmäler als Repräsentant der vierten Race (die erste Race bilden die Aegypter, Assyrier und Bewohner von Arabien, die zweite die Bewohner Palästina's, die dritte die Neger) ein weissfarbiger Mensch dar, welcher den Namen Tamhu führt, was soviel wie ein „Mann der Nordwelt" bedeutet. In Bezug auf diese vierte Race der weissfärbigen

---

weiss." Es ist wichtig diesen Gesichtspunkt der Beständigkeit der Racencharaktere festzuhalten, weil in neuerer Zeit einige namhafte Ethnologen, so vor allen Peschel, unter dem Einflusse der darvinischen Ideen die Ansicht ausgesprochen haben, dass die Veränderung von derlei Merkmalen in verhältnismässig kurzer Zeit erfolge (Peschel, Völkerkunde 93). Es lässt sich leicht darthun, dass die Deutung, die man gewissen Thatsachen gibt, so z. B. dem Umstand, dass die heutigen Franzosen vorwiegend nicht blond sind, während die alten Gallier übereinstimmend als blond geschildert werden, eine falsche ist.

[1]) Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft. XI. 7.

Menschen erklärt nun Brugsch-Bey,[1]) dass in der bestimmtesten Weise die Spuren einer Einwanderung nachgewiesen seien, die von Europa nach der libyschen Küste Afrika's in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausendes vor Chr. Geburt stattgefunden haben müsse. „Ich kann diese Einwanderung deshalb so bestimmt behaupten, weil die Denkmäler dafür vollgiltige Beweise bilden." Am Schlusse seiner Ausführungen weist derselbe noch auf die bekannte Thatsache hin, dass auch unter den heutigen Nachkommen der alten Libyer vielfach Exemplare mit blonden oder röthlichen Haaren und blauen Augen existiren, gerade wie die Darstellungen der Denkmäler sie uns zeigen und folgert hieraus, dass eine Einwanderung von Norden nach Süden stattgefunden habe und dass also in einer historisch begrenzten Zeit die Versetzung einer ganzen Menschenrace von Norden nach Süden über das Meer stattgefunden habe. Ebenso erzählen die ägyptischen Annalen, dass unter König Menophta um das Jahr 1500 v. Chr. ein nordisches Volk mit blonden Haaren, blauen Augen und weisser Haut an den westlichen Grenzen Aegyptens erschienen sei. Ja wir finden sogar, dass ägyptische Könige mit Frauen dieser weissfarbigen Race des Nordens Ehen eingegangen sind. So wird die der VI. Dynastie angehörige Königin Nikotris von Manethôs als blondhaarig dargestellt und in der That noch die heutigen Fellahs wissen von einer Spukgestalt zu erzählen, die allnächtlich als weisse Frau die dritte Pyramide umwandle. Ebenso war die der XVIII. Dynastie (1700 Jahre v. Chr.) angehörende Mutter des Königs Amenhotep IV., wie wir aus dem uns erhaltenen Bilde sehen, blond, mit blauen Augen und rosigem Teint.

Was von der Farbe der Haare, Augen und Haut gilt, gilt auch von der Gestalt des Schädels. Nichts berechtigt uns, die verschiedenen Schädelformen, wie sie die arischen Völker zeigen, als durch äussere Verhältnisse seit der Zeit der Trennung zu Stande gekommene Modificationen eines Grundtypus zu betrachten, welch letzterer spurlos verschwunden wäre. Sehen wir auch von der verhältnismässigen Kürze des Zeitraumes ab, so wären ja auch nirgends jene besonderen Einflüsse in Mittel- und Nordeuropa nachzuweisen, die jene tiefgreifenden Umänderungen bewirkt haben sollten, die entweder von der Brachy-

[1]) Verhandlungen der XI. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im Jahre 1880, S. 135.

cephalie zur Dolichocephalie oder umgekehrt von der Dolichocephalie zur Brachycephalie geführt hätten. Anzunehmen aber, die Arier wären schon vor ihrer Trennung ein bereits stark mit allophylen Elementen versetzter, also nicht mehr homogener Volksstamm gewesen, ist deshalb unmöglich, weil dann gewiss die einzelnen arischen Völker sowohl Europa's wie Asiens eine grössere Aehnlichkeit in ihren physischen Merkmalen, einen einheitlicheren Charakter in der äusseren Erscheinung zeigen würden.

Alle diese Thatsachen und Erwägungen führen zu dem unabweisbaren Schlusse, dass entweder nur die Völker des slavisch-keltischen oder die des germanisch-skandinavischen Typus als die directen physischen Nachkommen der alten Arier betrachtet werden können. Ist dies der Fall, so folgt von selbst, dass entweder die einen oder die andern die arische Sprache als eine ihnen ursprünglich fremde Sprache sprechen, oder anders ausgedrückt, dass sie zu irgend einer Zeit arisirt worden sind und deshalb nur im ethnischen, nicht auch zugleich im anthropologischen Sinne als Arier gelten können.

Dass oft ganze Völker ihre eigene Sprache aufgeben und die Sprache eines fremden Volkes annehmen, dafür lassen sich aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart zahlreiche Beispiele anführen. Gewöhnlich tritt dies ein im Falle der Eroberung eines Landes, wo dann die unterjochte Bevölkerung entweder freiwillig oder gezwungen die Sprache ihrer Eroberer annimmt. Der umgekehrte Fall kommt nur sehr selten vor. Waitz [1]) führt eine grosse Anzahl von solchen Fällen aus dem Bereich der Naturvölker an; andere Beispiele gibt Hovelacque [2]). Ich will mich darauf beschränken, aus den Werken Beider und aus meinen eigenen Aufzeichnungen einige wenige Fälle herauszuheben. So haben die vom Sultan Selim im Jahre 1420 abgesandten bosnischen Soldaten, einige Hundert an der Zahl, sich in Unter-Nubien als Herren festgesetzt, ihre Sprache jedoch nicht bewahrt. Die Chinesen sprechen auf vielen Theilen Borneo's nur Malaiisch. Der kleine Stamm der Brothertons (Algonkin - Indianer) hat das Englische, die Neger auf Haiti das Französische sich angeeignet, wie denn überhaupt die Neger in Amerika überall die Sprachen ihrer Herren reden: in Brasilien das Portugiesische, auf Mauritius das Französische, im englischen Westindien und in Sierra Leone das bekannte gebrochene Neger-Eng-

[1]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. I. Leipzig 1877, S. 285.
[2]) Hovelacque, La linguistique, 419.

lisch, das neben dem Neger-Portugiesisch oder der sogenannten Judensprache auch in Surinam sich findet, in den dänischen Colonien eine Sprache, deren Worte meist plattdeutsch sind in Hinweglassung aller Beugungssilben. Auch in Amerika hat das Spanische die Sprachen der Eingebornen mehrfach verdrängt. Die Indianer in der Umgebung von Rio Janeiro haben ebenfalls ihre Sprache fast ganz verloren und reden portugiesisch.[1]) Im westlichen Afrika und zwar in Guinea werden von eigentlichen Negern Kaffern-Idiome gesprochen. Ebenso haben auf vielen Inseln des grossen Oceans die Papuas malaiisch-polynesische Idiome sich angeeignet. Kleinasien ist erst hellenisirt, später turkisirt, ebenso ist ein Theil von Asien und der ganze Nordrand von Afrika arabisirt worden. Es ist bekannt, dass die alten Preussen, sowie die Slaven an der Elbe und Saale germanisirt worden sind, und dass von demselben Schicksale die Sorben in der Lausitz bedroht sind. Die finnischen Sprachen verlieren gegen das Lettische und Russische immer mehr und mehr an Terrain und sind die Kuren bereits sämmtlich, die Liven fast ganz lettisirt worden. Dasselbe gilt von den keltischen Dialecten in Bezug auf das Englische, vom Baskischen in Bezug auf das Spanische und Französische. Nicht minder bekannt ist es, dass in Nord-Amerika das Englische auf Kosten der anderen europäischen Sprachen sich immer mehr und mehr ausbreitet. Das grossartigste Beispiel aus der historischen Periode der Völkergeschichte ist jedoch die Ausbreitung des Lateinischen über ganz Italien und Sicilien, über das Gebiet des alten Rhätiums, über die pyrenäische Halbinsel, über das alte Gallien und Dacien, ein Fall, der in der Geschichte der sprachlichen Eroberungen einzig dastünde, liesse sich nicht nachweisen, dass schon lange vor dem Bestehen des römischen Weltreiches das Arische sich einst über noch mehr Länder und Völker und zwar nicht allein in Europa, sondern auch in Asien ausgebreitet hat.

Waren nun diejenigen, die diese Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes als die Sprache ihrer Väter gesprochen, blond, blauäugig, dolichocephal und von grosser Statur oder dunkelhaarig, dunkeläugig, brachycephal und klein? Ich habe schon vorhin angedeutet, dass der Verlust

[1]) Sayce, Introduction to the science of language, I. 219 gibt in einem eigenen Appendix nebst Angaben über die grammatische Literatur einige Proben dieser und anderer von ihm als mixed jargons bezeichneten Idiome, die in sprachwissenschaftlicher Hinsicht nicht ohne Interesse sind.

der eigenen Sprache in der Regel eine Folge des Umstandes ist, dass ein Volk auf dem Wege kriegerischer oder friedlicher Eroberung in ein politisch-sociales Abhängigkeitsverhältnis zu einem andern Volke tritt, das dann ein natürliches Interesse daran hat, dass das unterworfene Volk seine Sprache aufgebe und die Sprache seiner Herren annehme [1]). Die Fälle, wo das Gegentheil eingetreten ist, nämlich die Herren die Sprache ihrer Unterworfenen angenommen haben, sind sehr selten und bilden die Ausnahme (die vorhin erwähnten bosnischen Soldaten in Unter-Nubien, die Normannen und Burgunder in Frankreich, die Langobarden in Italien, die Bulgaren an der unteren Donau). Demgemäss müssen wir auch in unserem Falle annehmen, dass der Arisirung die Eroberung vorausgegangen ist und wir können erwarten, dass sich wohl noch Kennzeichen finden würden, aus denen man ersehen dürfte, wer der Sieger und wer der Besiegte gewesen. Diese Kennzeichen finden sich auch wirklich noch und zwar in grösserer Menge, als man im Vorhinein erwartet und zeigen in unzweifelhafter Weise, dass das erobernde Volk, also die Arier blond, blauäugig, dolichocephal und von hoher Statur waren, dass mithin der germanisch-skandinavische Typus als der echte arische Typus zu betrachten sei.

Denn noch heute finden wir, dass dieser Typus unter den höheren Ständen, d. i. den Nachkommen der Eroberer weitaus zahlreicher vertreten ist als der dunkle brachycephale Typus. Schon His [2]) machte da auf aufmerksam, dass noch jetzt Stammesunterschiede mit Unterschieden der Kopfbildung zusammenfallen, dass z. B. die Hochbergform (d. i. die sogenannte germanische Schädelform H. von Hölder's) eine vorwiegend aristokratische Form ist. His hatte hiebei zunächst nur die Schweiz im Auge; dasselbe gilt aber auch von Deutschland. Schon in seinen „Beiträgen zur Ethnographie von Württemberg [3])" bemerkte H. v.

[1]) Whitney, Leben und Wachsthum der Sprache, 289 bemerkt hierüber: „Staatliche Oberherrschaft, gesellschaftliche Ueberlegenheit, höhere Bildung sind die Hauptursachen, welche Sprachentausch zu Wege bringen, oder vielmehr, sie sind die leitenden Umstände, die bei einer Völkermischung entscheiden, welcher Bestandtheil der Bevölkerung seine Sprache grösstentheils oder ganz der neuentstehenden Volksgemeinschaft geben soll. Gäbe es keine Mischungen der Art, so würden wenigstens Vertauschungen der Sprache so gut wie gar nicht vorkommen; Entlehnung würde auch so stattfinden, aber kein Aufgeben einer Sprache für die andere."

[2]) Archiv für Anthropologie. I. 70.

[3]) Archiv für Anthropologie. II. 51.

Hölder, dass unter dem Adel und den besitzenden bürgerlichen Classen dieses Landes sich mehr germanische Formen finden als unter den Handwerkern und Taglöhnern, zeigte aber zugleich, dass das von ihm damals ligurisch genannte Element (brachycephal und von dunkler Complexion) seit Beginn des Mittelalters in den mittleren und höheren Schichten immer mehr und mehr zunehme. Ebenso äusserte er sich über diese Frage in seiner „Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen" auf Seite 15: „Leicht kann sich jedermann überzeugen, dass im Allgemeinen die brachycephalen Schädelformen unter den niederen Volksclassen überall im Lande am häufigsten vorkommen. Die besitzenden, höher stehenden Classen, so nämlich auch der ältere Adel, stehen dem unvermischten germanischen Typus viel näher als jene. Dies ist sehr natürlich. Denn unter dem Adel und dem höheren Bürgerstande finden sich die meisten Nachkommen der Herren des Landes, der Alemannen." Pösche behauptet sogar, dass unter dem deutschen Adel es noch heute so gut wie gar keine Dunklen gebe; dass in Frankreich, Italien und Spanien der Adel noch heute mehr Procente Heller unter sich habe, als im übrigen Volke gefunden werden.[1])

Dass sich die Sache in Frankreich wirklich so verhält, wird auch anderweitig bestätigt. Durand[2]) bemerkt in einem eigenen, die ethnographischen Verhältnisse des Departements Aveyron von diesem Gesichtspunkte aus behandelnden Aufsatze: „Il existe jusqu'à présent, dans l'Aveyron un grand nombre de familles de vieille souche nobiliaire; chez toutes predomine un type spéciale caractérisé par une chevelure blonde, des yeux bleus, une carnation blanche, un teint coloré et des formes sveltes associées a une taille au-dessus de la moyenne. Or, tandis que tous ces vieux nobles sont blonds, à vu près sans exception, la population aveyronnaise, dans son ensemble, n'offre que deux blonds sur quinze individus. Cette opposition de type denonce incontestablement une differénce de race correspondante." Es ist dieses Zeugnis um so wertvoller, als sich gerade in Frankreich vielfach das Bestreben geltend macht, das brachycephale Element zum echten arischen Elemente zu stempeln.

Das gleiche Bild zeigen England, Schottland und Irland. So behauptet Pinkerton[3]), dass die daselbst lebenden Kelten, namentlich

[1]) Pösche, Die Arier 46.

[2]) Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. 3. ser. II. 424.

[3]) Pinkerton, An enquiry into the history of Scotland, new ed. I. Edinburg, 1814, p. 26, 37, 339.

die in den schottischen Hochlanden, gewöhnlich klein seien, „with brown faces and complexions, with black curled hair and dark eyes", wogegen fast nur die höheren Classen norwegisches Aeussere: „fair faces and red or light hair" haben.

Aber auch die Zeugnisse alter Schriftsteller, Bildwerke verschiedener Art sowie Funde in alten Gräbern bestätigen diese Annahme. Im Rîgsmâl wird der Ursprung der drei Stände der alten Bevölkerung Skandinaviens erzählt und die körperliche Beschaffenheit eines jeden Standes geschildert. Die Unfreien erscheinen als Leute von dunkler Hautfarbe und von abstossenden Zügen. Die betreffenden Stellen lauten nach Simrocks Uebersetzung:[1])

7. „Edda genas, genetzt ward das Kind,
Weil schwarz von Haut geheissen Thräl
8. Es begann zu wachsen und wohl zu gedeihn.
Rauh an den Händen war dem Rangen das Fell,
Die Gelenke knotig (von Knorpelgeschwulst),
Die Finger feist, fratzig das Antlitz,
Der Rücken krumm, vorragend die Hacken.
10. Da kam in den Bau die Gängelbeinige,
Schwären am Hohlfuss, die Arme sonnverbrannt,
Gedrückt die Nase Thyr die Dirne.
13. 5. Von ihnen entsprang der Knechte Geschlecht."

Die Freien (Bauern) hingegen werden geschildert als Männer von gestraltem Barte und freier Stirne. Eingehender beschreibt der Dichter die Edlen und hebt insbesondere ihre weisse Hautfarbe, ihre blonden Haare und ihr scharfes Auge hervor.

26. „Im Schleier sass sie ein Geschmeid an der Brust,
Die Schleppe wallend am blauen Gewand;
Die Braue glänzender, die Brust weisser,
Lichter der Nacken als leuchtender Schnee.
31. Die Mutter gebar und barg in Seide
Ein Kind, das genetzt und genannt ward Jarl.
Licht war die Locke und leuchtend die Wange,
Die Augen scharf wie Schlangen blicken."

Dass blondes Haar als ein Zeichen vornehmer Herkunft galt, zeigt auch die Sitte der Germanen und Gallier ihre Haare roth zu

[1]) Simrock, Die Edda. Stuttgart 1878, S. 112. Im Angelsächsischen heissen die Edlen, Freien und Unfreien eorlas, ceorlas, thraelas.

färben, was, wie Plinius[1]) ausdrücklich bemerkt, weniger von Seite der Frauen als der Männer geschehen ist, ein Beweis, dass diese Sitte keineswegs in weiblicher Eitelkeit und Gefallsucht ihren Grund hatte. Aus demselben Grunde wurden goldfarbene Haare von den Miniaturmalern des Mittelalters ausschliesslich nur dem Adel, den Rittern und Grossen des Landes beigelegt, während umgekehrt die Knechte und Bauern mit platten Nasen, grossem Munde, schwarzen dichten Haaren und kleinem Körperbau abgebildet sind. In gleicher Weise erklärt sich die Thatsache, dass Germanen und Gallier die Köpfe ihrer Kinder zusammendrückten; es geschah dies offenbar nur zu dem Zwecke, um die für ihre Race charakteristische Länge zu erhalten. Nach Bodin[2]) hielten auch die Franzosen ehemals die langen Gesichter für die schöneren (oblongas formiosiores esse).

Von Cato dem Aeltern[3]) wissen wir, dass er rothe Haare und blaue Augen hatte, ebenso wird von Sulla[4]) bezeugt, dass er hochblond war. Ovid[5]) schreibt der Lucretia schneeweisse Hautfarbe und blonde Haare zu, offenbar im Hinblicke auf ihre vornehme Herkunft und weil dieselben für schön galten, und dies wiederum wohl zumeist nur deshalb, weil sie den vornehmen Ständen eigen waren. Aus dieser Annahme erklärt sich auch die bei den Griechen und Römern allgemein und schon früh auch von Männern geübte Sitte, sich die Haare blond zu färben, wie denn überhaupt noch gegenwärtig in Griechenland das blonde Haar für das schönere gilt. Im griechischen Alterthume aber scheint man dasselbe sogar für ein unerlässliches Attribut idealer Jugendschönheit gehalten zu haben, wie aus vielen Stellen griechischer Dichter hervorgeht. Blond (ξανθός) ist das gewöhnliche Attribut des Menelaos bei Homer, auch des Meleagros und Rhadamanthys, der Demeter und Agamede; es gebraucht es Hesiod von der Ariadne und Joleia, Pindar von der Athene und den Chariten, auch von Achilleus, Euripides von der Harmonia. Auch von Homer wird dem Achilleus ξανθὴ κόμη, ebenso dem Odysseus ξανθαὶ τρίχες beigelegt. Blond ist auch der ewig jugendliche Apollo und blonder Haarschmuck blieb auch auf der attischen Bühne das hergebrachte Kenn-

---

[1]) Plinius, Hist. nat. XXVIII. 51.

[2]) Bodin bei Roget de Belloguet, Ethnogénie gauloise. II. Paris 1875, p. 89.

[3]) Plutarch, Cato M. 1.

[4]) Plutarch, Sulla 2.

[5]) Ovid, Fasti II. 763.

zeichen edelgeborener Heldenjünglinge. [1]) Dazu kommt das Zeugnis des Adamantios [2]), eines jüdischen Arztes aus dem 5. Jahrhund. n. Chr., der für seine Arbeit das verloren gegangene physiognomische Werk Polemons, der einige Jahrhunderte früher gelebt hat, benützte. Diesem zufolge sind die Männer von r e i n erhaltener hellenischer Race μεγάλοι, εὐρύτεροι, ὄρθιοι, εὐπαγεῖς, λευκότεροι τὴν χρόαν, ξανθόι, tragen also alle körperlichen Merkmale an sich, wie wir sie eben den unvermischten Ariern zuschreiben müssen. [3])

Man hat gegen die Annahme, dass die Arier ursprünglich blond gewesen sind, eingewendet, dass das Gesetz des Manus (IV. 130) jedem Brahmanen verbiete, über den Schatten eines Menschen mit rothen Haaren zu schreiten und dass dasselbe Gesetz (III. 8) den Männern der drei oberen Kasten verbiete, ein Mädchen mit röthlichen Haaren zu heiraten. Dieser Einwand widerlegt sich von selbst, weil hier von rothen und nicht von blonden Haaren die Rede ist. Rothe Haare galten ohne Zweifel für ein Zeichen gemischter Herkunft und verfolgte das Gesetz durch dieses Verbot wohl keine andere Tendenz als die durch solche Mischlinge bedrohte Reinheit des arischen Stammes hintanzuhalten. Und dass auch die Arier in Indien von weisser Hautfarbe, blond, blauäugig und von hoher Statur waren, beweist noch

[1]) Vgl. P a s s o w, Handwörterbuch der griechischen Sprache unter ξανθός.

[2]) A d a m a n t i o s, Physiogn. II. 24.

[3]) Unter den Neugriechen scheinen den arischen Typus am reinsten die von den Doriern abstammenden S p h a k i a n e r auf der Insel Kreta bewahrt zu haben. Sie sind ausgezeichnet durch hohen Wuchs, einen stolzen Gang und haben nach dem Zeugnisse des österr. General-Consuls Hahn fast durchwegs blaue Augen, blondes Haar und eine blühende Gesichtsfarbe, wogegen bei den übrigen Kretern braune Farbe vorherrscht. Sie bewohnen die fast unzugänglichen Abhänge der weissen Berge und diesem Umstande verdanken sie die Erhaltung ihrer hellenisch-arischen Eigenart, wie denn auch schon im Alterthum die Dorier vor den übrigen griechischen Stämmen, so besonders vor den Joniern durch die Reinheit ihres Blutes sich auszeichneten. Diese Sphakianer sowie die aus dem Alterthum, insbesondere aus der Blüthezeit der griechischen Kunst überkommenen Werke der Plastik zeigen in unumstösslicher Weise, dass der germanisch-skandinavische Typus als der eigentliche arische Typus zu betrachten sei und ist in dieser Hinsicht eine Vergleichung der altgriechischen Idealgestalten mit den ältesten plastischen Darstellungen von Germanen und Germaninen (Colonna Antonina zu Rom, Triumphalstatue der Thusnelda in Florenz, Büste des Arminius in Rom, Marmorbüste einer Germanin in der Eremitage zu Petersburg u. s. w.) von ganz besonderem Interesse. Nur die einzige Büste von Sokrates zeigt einen ausgesprochenen brachycephalen Typus.

heute — auch wenn wir von den heutigen Brahmanen, die ebenfalls heller sind als die unteren Classen Indiens, absehen — das merkwürdige Volk der Kafirn oder Siaposch (d. i. der Schwarzbekleideten) in Kafiristan im Nordosten von Kabul, die dahin, wie Trumpp meint, im 8. und 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus Indien von den von Südwesten nach Norden vordringenden Paštô-Stämmen getrieben worden sind. Schon Elphinstone, der diese Gegenden im Jahre 1810 bereiste, hat die weisse Farbe ihrer Haut und die nahe Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Sanskrit hervorgehoben. Burnes, der sie später sah, beschreibt sie als Menschen von grosser Statur, von sehr weisser Hautfarbe, mit blauen Augen, stark entwickelten Augenbrauenbogen und Zügen von griechischer Regelmässigkeit. Blonde Haare sollen häufig vorkommen. Er bemerkt, dass sie sich ebenso von den Afghanen wie von den Bewohnern von Kaschmir unterscheiden. Auch die zwei afghanischen Missionäre Fazl-Haqq und Nur-Ullah, die das Land unter grossen Gefahren im Jahre 1864 bereisten und deren Beobachtungen Trumpp [1]) veröffentlicht hat, reden von der sehr weissen Hautfarbe und ausserordentlichen Schönheit ihrer Frauen, ja was vielleicht noch wichtiger ist, sie erwähnen Züge aus dem Leben und den Sitten der Kafirn, die in überraschender Weise an die Schilderung erinnern, die Tacitus von den Sitten der alten Germanen entwirft. Ebenso bemerkt E. Schlagintweit [2]), dass die Kafirn auffallen durch grosse, wohlgebildete Gestalt, regelmässiges Gesicht, hellere Gesichtsfarbe als ihre Nachbarn haben. Doch sowohl letzterer wie auch die afghanischen Missionäre sprechen nur von braunen Haaren und braunen Augen, was jedoch die ethnologische Bedeutung ihrer übrigen Angaben über die somatische Beschaffenheit der Kafirn nicht abschwächt. Und diese sind um so beachtenswerter, als ja die Sprache dieses Volkes von Männern wie Ritter, Bopp, Humboldt, Prichard und Trumpp übereinstimmend als eine sanskritische anerkannt worden ist.

Auch Funde in alten Gräbern bestätigen die Annahme, dass die alten Arier dolichocephal gewesen sind und dass ihre Schädelform mit der von H. von Hölder germanisch genannten Schädelform (der Reihengräberform Ecker's) identisch ist. Höchst bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die Resultate, die sich bei der Oeffnung des in der Nähe des Dorfes Alexandropol im Gouvernement Jekaterinoslav 60 — 70 Werst

[1]) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. XX. 377.

[2]) Globus. XXXV. 233.

vom rechten Ufer des Dnjeper befindlichen sogenannten Riesengrabhügels ergeben haben. Es wird später gezeigt werden, dass in diesem Theile Russlands und zwar in den Flussgebieten des Dnjeper, Bug und Dnjester die Bildung der Slaven erfolgt ist. Hier wurden von den von Norden gekommenen Ariern die früher nomadisirenden Skythen unterworfen, zur sesshaften Lebensweise und festen Ansiedlung sowie zur Annahme der Sprache ihrer Eroberer gezwungen. Es kann daher für uns nichts Ueberraschendes haben, wenn in diesem Grabhügel lange und kurze Schädel gefunden worden sind. Und in der That es sind daselbst 2 langgezogene und sehr schmale und 3 kurze und breite Schädel gefunden worden. Es ist interessant, in welcher Weise der berühmte K. E. von Baer in seiner posthumen, von Stieda herausgegebenen Abhandlung: „Beschreibung der Schädel, welche aus dem Grabhügel eines skythischen Königs ausgegraben worden sind", [1]) über das Verhältnis dieser Schädel zu einander sich äusserst (S. 228): „Es ist nicht zu bezweifeln, dass die beiden langgezogenen Köpfe nicht demselben Volke angehört haben wie die kurzen und breiten, denn es ist kein Volk bekannt, von dem einige Individuen lange schmale und andere kurze breite Köpfe hätten. Es ist ferner im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die kurzen und breiten Köpfe den Skythen gehörten und nicht die langen. Zuvörderst sind jene in der grösseren Zahl da, ferner sind sie alle von Männern, während unter den langen nur ein männlicher Kopf ist und ein weiblicher, ohne Zweifel die Beischläferin des Königs. Endlich stimmt auch Alles, was die Geschichte von den Skythen uns aufbewahrt hat, mehr mit den Sitten solcher Völker der Gegenwart, die sich durch kurze Köpfe auszeichnen." Wissen wir doch aus Herodot, dass beim Begräbnis eines skythischen Königs mehrere seiner Diener und seine Beischläferin geopfert wurden. Daraus folgt nun, dass der lang gezogene Schädel dem Könige angehört hat, dass aber dieser König nicht derselben Race angehörte wie seine Unterthanen, aus denen er seine Diener genommen hatte. Was nun die Frage anlangt, welchem Volke, beziehungsweise welcher Race wohl der König angehört haben könne, so hat Ecker in einer Redactionsnote darauf hingewiesen, dass die Beschreibung, die Baer von diesem Schädel gibt, vielfach an seine Reihengräberform erinnere und schon im Jahre 1858 hatte Baer bei einem Besuche, den er

[1]) Archiv für Anthropologie. X. 215.

Ecker abgestattet, eine grosse Aehnlichkeit zwischen demselben und den Reihengräberschädeln gefunden [1]), so dass wohl kein Zweifel sein kann, dass wir in den beiden langgestreckten Schädeln echte arische Schädel zu erkennen haben. Gleichzeitig geht aber auch daraus hervor, dass auch im alten Skythenlande die Arier die Herrscher und die brachycephale Bewölkerung die Unterworfenen waren.

Sind die Brachycephalen die Unterjochten und die Dolichocephalen die Eroberer und Herren, so können wir in dem Verbreitungsgebiete der ersteren Spuren jener Thätigkeit erwarten, durch welche die Herrschaft eines Volkes über das andere, soll sie überhaupt von längerer Dauer sein, unbedingt gesichert werden muss, während es andererseits durchaus nicht auffallen wird, wenn in dem Verbreitungsgebiete der letzteren keine solchen der Sicherstellung der Herrschaft dienenden Werke (befestigte Städte, Castelle, Schanzen u. s. w.) gefunden werden. Muss nach Pott [2]) schon die Sprache irgend eines Eroberervolkes durch die Anlage grösserer Städte vor dem Untergange gesichert werden, so gilt dies im noch höheren Maasse von der Aufrechterhaltung der Herrschaft selbst. Thatsächlich finden wir auch solche Städte und andere Stützpunkte der politischen Macht im Bereiche der arischen Völker überall dort, wo der brachycephale Typus neben dem dolichocephalen vorkommt. So fand Cäsar in Gallien und Britannien — den Hauptgebieten des keltischen Typus — eine grosse Anzahl befestigter Plätze, die die Eroberung dieser Länder bedeutend erschwerten, ursprünglich jedoch keineswegs gegen die Römer angelegt waren, sondern als die Hauptstützpunkte der arisch-gallischen Herrschaft über die unterworfene dunkle Urbevölkerung des Landes (die Kelten) zu betrachten sind. Ebenso zeigt das Dnjepergebiet, wohin wir mit grösster Wahrscheinlichkeit den Ursitz der Slaven verlegen, befestigte Plätze in ausserordentlicher Anzahl. „Vielleicht kein Land (wie Südrussland) wird," schreibt der bekannte Urgeschichtsforscher Dr. Wankel in seinen „Skizzen aus Kiew" [3]), „so viele Tumuli und Gräber aufzuweisen haben, wie dieses;

[1]) Archiv für Anthropologie. XI. 173.

[2]) Pott im Artikel: „Indogerman. Sprachstamm" 81 in Ersch und Gruber's Encyklopädie: „Wenn Colonien Sprachen zu unterdrücken oder auch nur wesentlich umzubilden im Stande sein sollen, so müssen sie eine dauernde Macht besitzen und diese Macht muss sich an bedeutende Städte als ihren Mittelpunkt anlehnen können, sonst gehen sie mit der Sprache unrettbar in der Masse selbst der für eine Zeit lang von ihnen unterjochten Völker unter."

[3]) Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft. V. 5.

keines so viele Gorodischtě (Hradischtě, prähistorische Ansiedlungen und verschanzte Orte[1]); fährt man auf den Schienenwegen durch das Land, so sieht man eine grosse Menge Kurgane (Tumulus-Gräber) es durchziehen. Um sich einen Begriff von dem grossen Reichthum der zu durchforschenden Objecte zu machen, wird die Angabe genügen, dass in einem Landstrich von 252 Werst von Kiew aus, den Dnjeper entlang in einer Entfernung von einer Stunde von seinen Ufern bis nach Solotonoscha, 1690 Kurgane, 36 Gorodischtě oder Hradischtě und an acht Stellen in Löss ausgehöhlte Höhlenwohnungen liegen." Auch an den übrigen Flüssen Südrusslands finden sich in demselben Maasse derartige Reste einer weit zurückliegenden Vergangenheit verbreitet.[2] Dagegen steht die sehr bezeichnende und erst jetzt recht verständliche Meldung des Tacitus[3] über Deutschland, dem Ausstrahlungscentrum der blonden Dolichocephalen: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se iunctas sedes. Daran schliesst sich die nicht minder bedeutungsvolle Mittheilung: „colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, vicos locant non in nostrum morem conexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat", eine Stelle, die in meinen späteren Auseinandersetzungen über die Entstehung der slavischen Dorfgemeinde ihre vollständige Erklärung finden wird.

Nicht minder wichtig zur Entscheidung unserer Frage ist das Ergebnis, zu dem die Vergleichung der Laute der gegenwärtig gesprochenen romanischen und slavischen Sprachen einerseits und der germanischen Sprachen andererseits führt. Es wird allseitig angenommen,[4] dass

---

[1] Diese Gorodischtě liegen auf Hügeln oder steilen Abhängen, was sich aus ihrer ursprünglichen Bestimmung erklärt. Daraus erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, dass in dem grössten Theile Europa's (Süddeutschland, Schweiz, Frankreich, England, Italien, Russland) gerade die ältesten Ansiedlungen nicht in der fruchtbaren Ebene, sondern auf höher gelegenen Punkten (isolirten Bergen, Steilrändern von Plateaux) oft auf ganz unfruchtbarem Boden sich finden. Vgl. die Nachweise bei Ferd. Freiherrn v. Andrian in den Mittheilungen der Wiener anthropolog. Gesellschaft. VI. 19.

[2] Tacitus, Germ. 16. Namen wie Asciburgium können uns keineswegs an der Richtigkeit dieser Nachricht irremachen; vgl. Schweizer-Sidler in seiner Ausgabe der Germania. Halle 1871, S. 32.

[3] Samokvasov hat deren 160 im Gouvernement Tschernigow, 60 im Gouv. Kursk, 50 in dem von Tula untersucht.

[4] Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Weimar 1871, S. 10.

schon die arische Grundsprache Mediaaspiratae (gh, dh, bh) besass; ich selbst werde später beweisen, dass die reinen Tenues (k, t, p) derselben unbekannt waren, dass sie nur die Tenues aspiratae (kh, th, ph) besessen habe und dass die Annahme, letztere seien erst später während des Sonderlebens der einzelnen Sprachen (Sanskrit, Zend, Griechisch) entstanden, ganz unbegründet ist. Vorderhand verweise ich auf die trefflichen Bemerkungen Kräuter's [1]) über diese Frage. Aspirirte Verschlusslaute kennen aber weder die romanischen Sprachen, soweit sie von brachycephalen Romanen (Franzosen, Norditalienern) gesprochen werden, noch irgend eine slavische Sprache, sondern dieselben besitzen gegenwärtig nur im mittleren und nördlichen Europa die germanischen, insbesondere — was wohl zu beachten ist — die nordgermanischen Sprachen, was man sofort bemerkt, wenn Slaven oder Romanen deutsch sprechen. Schon Kempelen [2]) bemerkte, dass „das deutsche einfache k vor einem Selbstlaute in dem grösseren Theile von Deutschland wie kh lautet: in Kind, Kunst wie Khind, Khunst." Dieselbe Beobachtung machte R. von Raumer [3]): „Hinter jeder harten Muta sprechen wir den Vocal mit scharfem Hauche. Ebenso wie wir sagen: ʿaben (hâben), sprechen wir auch tʿag (tâg). Ja es ist schlechterdings unmöglich, irgend einen harten Stummlaut ohne denselben Druck des Athems hervorzubringen, den wir durch h bezeichnen." Brücke [4]) äussert sich hierüber in folgender Weise: „Wir Deutschen aspiriren vor Vocalen die Tenuis fast immer, wenngleich nur schwach, so dass unser daran gewöhntes Ohr es gar nicht bemerkt; es wird uns aber sogleich auffällig, wenn wir die reinen Tenues hören, welche die Slaven beim Deutschsprechen zu bilden pflegen." Scherer [5]) behandelt in dem lautgeschichtlichen Theile seines Werkes über die Geschichte der deutschen Sprache die neuhochdeutschen Tenues schlechtweg als Aspiraten. Sievers [6]) bemerkt, dass in Norddeutschland den Zeichen k, t, p meistens der Laut der Tenues aspiratae gegeben wird. Aehnlich urtheilt auch Kräuter. [7])

---

[1]) Kräuter, Zur Lautverschiebung. Strassburg 1877, S. 151.

[2]) Kempelen, Mechanismus der menschlichen Sprache. Wien 1791, S. 185.

[3]) R. v. Raumer, Die Aspiration und die Lautverschiebung. Leipzig 1837, S. 19.

[4]) Brücke, Die Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1856, S. 58.

[5]) Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1878, S. 119.

[6]) Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie. Leipzig 1876, S. 83.

[7]) Kräuter, a. a. O. 18.

Daraus folgt nun, dass wir weder in den brachycephalen Romanen noch in den brachycephalen Slaven, welche weder Tenues noch Mediae aspiratae kennen, sondern nur in den unvermischten germanischen Völkern die echten Nachkommen der Arier zu sehen haben. Denn diese besitzen sowohl die eine wie die andere Lautgruppe, die innerhalb der germanischen Sprachfamilie charakteristischer Weise nur da fehlen, wo die Brachycephalen entweder ausschliesslich vertreten sind oder doch den überwiegenden Theil der Bevölkerung ausmachen, wie es in Süddeutschland und theilweise auch die Mitteldeutschland der Fall ist.

Dass das blonde Haar, das blaue Auge und die helle Hautfarbe den eigentlichen arischen Typus bilden, hat zuerst L. Geiger erkannt. „Der merkwürdige lichte Typus, die Farbenverbindung der blonden Haare und blauen Augen," schreibt er, [1]) „ist im Wesentlichen auf indogermanische Völker beschränkt. Im Norden nehmen finnische Nachbarvölker einigen Antheil an dieser Originalität, ausserdem findet sie sich gar nicht; im Süden verliert sie sich, hier mehr, dort weniger, selbst bei den Indogermanen. Wie sollen wir uns dies Verhältnis erklären? Wenn Haare und Augen der Hindus schwarz, und sogar die Hautfarbe gelblich geworden ist, so wird dies schwerlich anders als aus der Vermischung mit Ureingebornen Indiens erklärt werden. Etwas Aehnliches ist überall wenigstens möglich, wo wir dunkle Indogermanen finden. Aber da, soviel wir wissen, nie ein nichtindogermanisches Volk existirt hat, von dem die nördlichen Indogermanen die lichte Farbe hätten annehmen können, so sind wir vom ethnologischen Standpunkte aus gewiss eher berechtigt den lichten Charakter überall, wo wir ihn finden, für den unvermischten indogermanischen Typus zu halten. Schon dies spricht dafür, dass die Indogermanen da am Unvermischtesten geblieben sind, wo sich der blonde Typus am reinsten zeigt; und es ist bekannt, wie sehr dieses gerade bei den Germanen den Römern auffiel. Es ist nun wohl schwerlich zu viel gefolgert, wenn für dasjenige Volk, das den ursprünglichen Typus am reinsten bewahrt hat und am wenigsten mit stammfremden Völkern in Berührung getreten ist, auch die Wahrscheinlichkeit in Anspruch genommen wird, am meisten Autochthonen zu sein." An logischer Schärfe lässt diese Argumentation des genialen Geiger gewiss nichts zu wünschen übrig.

[1]) L. Geiger, Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit 120.

Denselben Gedanken hat einige Jahre später (1876) auch H. von Hölder[1]) ansgesprochen. „Zur Zeit der Römerherrschaft waren die Germanen nur mehr die einzigen unvermischten Arier in Europa, alle andern Nationen schlossen ausser arischen noch eine grössere Zahl allophyler Elemente in sich. Die Gälen sind heute noch, wie sicherlich schon seit Jahrtausenden, so entfernt von dem germanischen Typus als die Slaven, mit welchen sie in ihrer Schädelform übereinstimmen. Ein grosser Theil der Spanier, Franzosen, Italiener, Böhmen und Polen haben ebenso viel germanisches Blut in ihren Adern als die Bewohner vieler Theile Deutschlands. Die germanischen Elemente werden aber desto seltener, je weiter man sich von der heutigen deutschen Grenze nach Osten entfernt, und die letzten Ausläufer der indogermanischen Völker in Persien und Indien sind, so scheint es durch eine weite Kluft von ihren europäischen Stammesgenossen getrennt.“ Und zum Schlusse bemerkt er über das deutsche Volk der Gegenwart: „Das deutsche Volk, sowie es seit der Völkerwanderung sich gestaltet hat, gleicht einer grossartigen Völkerruine, deren zerfallene Theile mit Bausteinen fremder Art wieder in wohnlichen Zustand gebracht worden sind.“ Durch welche Ursachen dieser Niedergang des germanisch-arischen Elementes in Deutschland hervorgerufen worden ist, lässt Hölder unerörtert.

Nach diesen Männern und, wie es scheint, unabhängig von ihnen, ist Pösche zu denselben Resultaten gekommen und hat dieselben in einem eigenen Werke[2]) niedergelegt. In diesem Werke hat er der erste unter allen Ethnologen eine eigene blonde Race angenommen, die arisch sprechenden blonden Völker als Völker dieser Race hingestellt, diejenigen Völker aber, die eine arische Sprache reden und nicht blond sind oder blond sind und keine arische Sprache reden, für Mischvölker erklärt. Es ist ihm auch gelungen diese seine Ansicht sehr plausibel zu machen, was jedoch nicht gesagt werden kann von seinen sonstigen Annahmen, insbesondere nicht von seinem Versuche, die Entstehung der blonden Race zu erklären und deren Urheimat festzustellen, sowie auch nicht von seinen speciellen Bemerkungen über die einzelnen arischen Völker und deren Zusammensetzung. Seine Annahme einer eigenen blonden Race und die Identificirung derselben

[1]) H. v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen 24.

[2]) Pösche, Die Arier. Jena 1878.

mit den Ur-Ariern gewinnt eine um so grössere Bedeutung, als zwei der bedeutendsten Vertreter deutscher Wissenschaft, der Altmeister der deutschen Kraniologie — Ecker — und der Altmeister der deutschen Archäologie — Lindenschmit — in entschiedener Weise ihre Zustimmung zu derselben ausgesprochen haben.

So schreibt der erstere in seinem kritischen Referate [2]) über dieses Werk: „Für ganz besonders verdienstlich erachte ich es nun aber, dass der Verfasser im zweiten Capitel — zum ersten Male — den blondhaarigen, blauäugigen, dolichocephalen Stamm als einen besonderen, wohlcharakterisirten Menschenstamm (eine gute Species) hinstellt, während derselbe bisher immer dem indo-europäischen Sprachstamme zulieb mit schwarzen Brachycephalen in einen Topf zusammengeworfen wurde. In der That sind ja auch blondes Haar und blaue Augen so exquisite Charaktere und ist der dolichocephale Reihengräberschädel eine wie wenige andere wohlcharakterisirte Schädelform, dass man wohl berechtigt ist, diesen Typus als eine „gute Species" zu bezeichnen und von allen andern abzutrennen."

Sehr beachtenswert ist ebenfalls, was Ecker einerseits über die Bedeutung der Sprache für die ethnologische Classification und andererseits über die Frage der Racenmischung in demselben Referate bemerkt (S. 368). „Ich wenigstens bin ganz entschieden der Meinung, dass — wie bei einem Individuum, so auch bei einem Volke — die Sprache durchaus nur auf die Erziehung, nicht aber auf die Abstammung einen Schluss erlaube." „Die Racen sind heutzutage so gemischt, dass Repräsentanten derselben", wie Lewis bei der letzten Versammlung der British Association in Dublin bemerkte, „sich nicht nur in den meisten europäischen, Nationen, sondern sogar in derselben Familie und unter Kindern derselben Eltern finden."

Nicht minder lehrreich und interessant sind die Ausführungen Lindenschmit's [1]) über unsere Frage. Zunächst betont er die Nothwendigkeit, bei der Classification der Völker auch die körperlichen Merkmale gebührend zu beachten. „Einzig nur der Sprachvergleichung zugewendet, hat man die Prüfung eines ebenso wichtigen Merkmals der Verwandtschaft, jene der Körperbildung, mit auffallender Nachlässigkeit behandelt, so zu sagen beinahe unbeachtet gelassen.

[1]) Archiv für Anthropologie. XI. 366.

[2]) Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. I. Theil, 1. Lieferung. Braunschweig 1880, S. 9.

Wie aber der Körper überhaupt die erste Bedingung menschlicher Existenz bildet, so bedingt auch der Charakter seines Baues und seiner Entwicklung bei dem Einzelnen wie bei ganzen Völkern einen wesentlichen Theil der Eigenart und muss deshalb nach seiner im Ganzen gleichmässigen Fortpflanzung und seiner Unabhängigkeit von der Aufnahme fremder Religion, Sprache und Cultur als eine wesentliche Grundlage der Eigenthümlichkeit der Völker betrachtet werden, wie er schon in ältester Zeit als Kennzeichen ihrer Unterscheidung galt."

Er bemerkt dann weiter S. 15: „Den ursprünglichen Typus der letzteren (der weissen Völker des Abendlandes) aber finden wir an keiner Stelle der Erde in gleicher Vollkommenheit bewahrt, als gerade bei jenem alten Völkerstamme unseres Welttheils (dem germanischen), dessen Sprachschatz und Wortbildung heute noch dieselben Beziehungen zu den Denkmalen des Sanskrit und Zend bieten, welche auch in den längst abgestorbenen Sprachen der alteuropäischen Völker erkennbar sind, deren dauernde Vermischung schon in früher Zeit die Eigenthümlichkeit ihrer Körperbildung verändern musste."

„Wenn wir auch den Typus derselben in einer Reinheit wie vor Tausenden von Jahren nur noch in einigen Theilen von Deutschland, England und Skandinavien erhalten sehen, so besitzt dieser uralte Stamm immer noch jene Expansionskraft, den Strom seiner Volksmenge über zwei den Alten unbekannte Welttheile zu verbreiten, wie er denselben zur Zeit der Völkerwanderung über Europa bis nach Afrika ergoss und so auch in entlegenster Zeit tief nach Asien hinein und über die Nordküste Afrika's ausgefluthet haben mag."

„Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, dass bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Thatsachen unbedingt zu Gunsten des westlichen Welttheils entscheiden muss."

„Wir legen diesen Ergebnissen keine weitere Bedeutung bei, als die thatsächliche, dass mit ihm sich eine naturgemässere und ungezwungenere und deshalb wahrscheinlichere Erklärung der ältesten Verhältnisse ergibt, welche mit den Hinweisungen der Tradition, mit den Ueberlieferungen der Geschichte sowohl als mit den Zeugnissen der ältesten Culturanfänge des Abendlandes nach keiner Seite sich in Widerspruch findet."

Eine weitere Bestätigung der Annahme, dass wir in dem germanisch-skandinavischen Typus den specifisch arischen Typus zu sehen haben, ergibt sich aus der Etymologie des Namens Arier, sanskr. Ârja, zend. Airja, altpers. Arija. Es ist bekannt, dass dieser Name der National- und Ehrenname der brahmanischen Inder und der Iranier (Meder, Perser) gewesen ist. Es hat derselbe bisher die verschiedensten Deutungen erfahren. Ich erwähne zuerst die ganz unhaltbare Erklärung Lassen's [1]): „Das Wort muss von der Wurzel ṛ gehen — man vergleiche aber auch dabei ṛta wahr, verehrt — herkommen, nur die Begriffsableitung ist unsicher; wahrscheinlich bedeutet Ârja eigentlich: der zu besuchende, wie âkârja der Lehrer vom Hinzugehen benannt ist". Pictet [2]) führt es zurück auf dieselbe Wurzel ar (sanskr. ṛ, zend. ĕrĕ), nimmt jedoch dieselbe in der Bedeutung der Bewegung im Allgemeinen, besonders der Bewegung nach oben (sich erheben); ihm bedeutet Ârja demnach die Erhabenen, Hohen, Würdigen und vergleicht damit das sanskr. ṛta, zend. arĕta, ĕrĕta geehrt, berühmt und den von Herodot überlieferten Namen der Perser Ἀρταῖοι. Das Gezwungene dieser Erklärung liegt auf der Hand. Ansprechender ist auf den ersten Blick die Deutung, die M. Müller dem Worte gegeben. „Dieses Wort ârja mit langem â," sagt er in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache [3]), „ist abzuleiten von arja mit kurzem a, und dieser Name wird in dem späteren Sanskrit einem Vaiçja oder Mitgliede der dritten Kaste gegeben. Was hier die dritte Kaste genannt wird, muss ursprünglich die grosse Mehrzahl der brahmanischen Gesellschaft ausgemacht haben, denn alle, welche nicht Soldaten oder Priester waren, gehörten unter die Vaiçjas. Wir können daher recht wohl verstehen, wie ein ursprünglich auf die Bebauer des Bodens und die Hausväter angewandter Name für alle Arier verwendet werden konnte."

„Warum nun die Hausväter arja genannt wurden, ist eine Frage, welche uns jetzt zu weit führen würde. Ich will nur die Vermuthung aussprechen, dass die Etymologie des Wortes arja uns auf einen Pflüger oder Ackersmann hinführt und dass dasselbe mit der

---

[1]) Lassen, Indische Alterthumskunde. I. Bonn 1847, S. 5.

[2]) Pictet, Les origines Indo-Européennes. I. Paris 1877, p. 39.

[3]) M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. I. 204 der deutschen Bearbeitung von Böttger. Leipzig 1866.

Wurzel von arare zusammenhängt. Die Arier haben vielleicht diesen Namen für sich gewählt im Gegensatze zu den Nomandenracen, den Turaniern, in deren Originalnamen Tura die „Schnelligkeit eines Reiters“ liegt.“

Allerdings haben sich, wie ich im weiteren Verlaufe dieser Untersuchungen zeigen werde, die Arier im Gegensatze zu den Turaniern so benannt; es war jedoch ein anderes unterscheidendes Moment, das zur Wahl des Namens Ârja führte. Dass die Erklärung M. Müller's nicht richtig sein könne, folgt schon daraus, dass unmöglich der Name der dritten Kaste, die unzweifelhaft ihren Namen von ihrer Beschäftigung, dem Ackerbau, hatte [1]), als Ehrenname auf die zwei ersten Kasten übergehen konnte, abgesehen davon, dass auch die Namen selbst durch die Quantität des anlautenden a sich unterscheiden. Ueberdies wissen wir, dass die alten Gallier und Germanen die Feldarbeit als eine niedrige Arbeit betrachtet und dieselbe ihren Knechten überlassen haben.

Dass der Name Ârja von einer Wurzel ar abgeleitet ist, ist klar; die Frage kann nur die sein, was diese Wurzel bedeute. Nun findet sich eine arische Wurzel ar, al mit der Bedeutung strahlen, flammen, oftmals durch Wurzeldeterminative erweitert (arg, ark, ard). Ich erschliesse dieselbe aus folgenden Wörtern, wie sie zumeist an verschiedenen Stellen von Fick's vergleichendem Wörterbuche [2]) verzeichnet sind: sanskr. arḱ, arḱ-ati strahlen, arǧ, ṛṇǵ-atê rösten; griech. ἠλέκ-τωρ flammend, Masc. Sonne; lat. ad-ol-eo,-ul-tum, -ol-êre verbrennen, ad-ol-escere verbrennen intr., ard-êre brennen; ags. äl-an brennen trans. und intrans., äl-geveorc igniarium, in-äl-an, on-äl-an incendere, altn. eld-r Gen. eld-s = as. eld = ags. äled Feuer, Brand. Aus der Grundbedeutung strahlen, flammen entwickelte sich die Bedeutung hell sein, weiss sein, hell machen, aufhellen: griech. ἀργ-έσ-της und ἀργ-εν-νό-ς hell machend, ἀργ-αίνω weiss sein; lat. arg-uo mache hell, helle auf.

---

[1]) Es ist dies um so weniger denkbar, als die Vaiçjas den Çûdras näher gestanden zu haben scheinen, als den zwei ersten Kasten. „As a caste he seems, forming the boundary between the twice born and Çûdra, to be on several occasions more nearly coupled with the latter than with the members of the dvija orders“. Hopkins, The mutual relations of the four castes according to the mânavadharmaçâstram. Leipzig 1881, p. 104.

[2]) Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. I. Göttingen 1874, S. 22, 274, 500. II. (1876) 307, 520, 711.

Dieselbe Bedeutung des Hellen, Weissen erscheint auch in folgenden Substantiven und Adjectiven: sanskr. arǵ-una licht, hell, raǵ-ata hell, weiss, Neutr. Silber, ar-uša glänzend; zend. ĕrĕz-ata Silber, arez-anh der helle Tag; griech. ἤλεκ-τρο-ν ein blankes Erz, ἄργ-υρο-ς, ἀργ-ήϛ, ἄργ-υφο-ς, ἀργ-ό-ς weiss, ἄργ-εμο-ς weisser Fleck auf dem Auge, ἀλ-φό-ς weisser Fleck, ἀλ-φούς· λευκούς Hesych., ἀλφινία· ἡ λεύκη Weisspappel Hesych.; lat. arg-ila weisser Ton, arg-entu-m, osk. arag-eto-m Silber, al-bu-s, umbr. al-fu, sab. al-pu-s weiss; altir. äl-aim weiss, glänzend, arg-et, irl. airg-ead, cymr. ar-ian, ar-iant, corn. arg-ans, arm. arch-ant Silber. Dieselbe Bedeutung liegt auch folgenden Substantiven zu Grunde: lat. ol-or. Schwan, altir. el-a Schwan; altsl. le-bedĭ Schwan; ags. yl-fete, altn. âl-ft, ahd. al-piz, al-biz, el-biz Schwan; lit. al-va-s, lett. al-wa, russ. ol-ovo Zinn; altsl. ol-ovo Blei.

Wir sehen nun aus diesen Wörtern, dass es eine Wurzel ar, al mit der Bedeutung strahlen, flammen gegeben habe, dass sich aus dieser Bedeutung die weitere Bedeutung hell, weiss ganz in derselben Weise entwickelt hat, wie sich aus der Bedeutung der Wurzel skand glühen, flammen (vgl. lat. candeo, incendo, candela) die Bedeutung glänzend, schimmernd, weiss gebildet hat: sanskr. ḱand-ra-s schimmernd, lichtfarbig, Masc. der Mondgott, Mond, çḱand-ra glänzend, lat. cand-idu-s glänzend weiss. Dieselbe Wurzel liegt auch dem griechischen ξανθ-ό-ς blond zu Grunde. Kann es nach den obigen Darlegungen noch im mindesten zweifelhaft sein, dass auch unserem Namen Ârja dieselbe Wurzel ar in der Bedeutung hell, weiss zu Grunde liegt? Ist es denn nicht immer die glänzend weisse Hautfarbe, die alten[1]) und neuen Schriftstellern als eines der hervorstechendsten Körpermerkmale der unvermischten Germanen und Gallier erschienen ist? Ist es nicht die hellere Hautfarbe, die noch heute die Brahmanen Indiens vor den übrigen Classen der Bevölkerung auszeichnet?

Die Richtigkeit dieser Deutung des Namens wird aber auch noch durch ein directes Zeugnis bestätigt. Bekanntlich heisst die Kaste

---

[1]) So spricht Dionys. Per. (v. 285) von den λευκὰ φῦλα der Germanen; Procopius (Bell. Vand. I. 2) bemerkt von den gothischen Völkern: λευκοὶ γὰρ ἅπαντες τὰ σώματα καὶ τὰς κόμας ξανθοί.

Von den Galatern in Kleinasien lernen wir aus Livius XXXVIII. 21, dass sie durch candor corporum ausgezeichnet waren. Silius Italicus (Punica IV. 154) rühmt die lactea colla und (200) flavam caesariem, crinem auro certantem, candida membra der italischen Galler. Und Ammian. Marcell. XV. 12 sagt: „Celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes."

im Indischen varṇa, d. i. Farbe, [1]) ein Beweis, dass die ganze indische Kasteneintheilung auf der Racenverschiedenheit der Indien bewohnenden Völker beruhte. Es gab nämlich schon vor der arischen Einwanderung in Indien ausser den Draviden noch eine andere Race, die sich noch gegenwärtig in den den Siamesen, Birmanen, Japanern und Chinesen ähnelnden Stämmen der Kanti, Singp'o, Mišmo und anderen erhalten hat.[2]) Es schied sich also die Bevölkerung nach der Farbe der Haut in Weisse, Gelbe und Schwarze. Nun lässt der Gebrauch des Wortes varṇa im Rig-Veda im Unterschiede zur späteren nachvedischen Zeit, wo es geradezu Kaste ohne Rücksicht auf den Unterschied der Hautfarbe bedeutet, seine ursprüngliche Bedeutung vielfach noch bestimmt erkennen. [3]) Solch eine Stelle ist auch Rgv. 268, 9, wo ârja mit varṇa im Accusativ Sing. mit einander verbunden sind: prârjaṃ (pra + ârjaṃ) várṇam âvat = er (Indra) förderte die arische Farbe. Dass hier varṇa die Farbe und nicht die Kaste bezeichnet, ergibt sich aus dem Singular, in dem es steht, da sonst, wenn varṇa Kaste bedeuten würde, der Dual oder Plural stehen müsste; hat es doch zwei arische Kasten (die der Priester und die der Krieger) gegeben. Bezeichnet aber varṇa die Farbe, dann kann ârja nur der Name einer Farbe sein. Und so ist es auch in der That und bedeutet demgemäss ârja varṇa an der angeführten Stelle: die weisse Farbe und werden darunter die beiden ersten Kasten verstanden, die eben gerade vor den übrigen Kasten Indiens sich durch die weisse Farbe ihrer Haut auszeichneten. Richtig übersetzt daher Grassmann diese beiden Worte mit „Stamm der Arier." In ähnlicher Weise wird Rgv. 130, 8. von der „schwarzen Haut" der Ureinwohner gesprochen. So begreifen wir nun auch recht, wenn zur Bezeichnung aller Menschen die unzweifelhaft von ihrer schwarzen Hautfarbe benannten Çûdras mit den Ariern (Weisse und Schwarze) zusammengestellt werden.

---

[1]) In Betreff der Etymologie von varṇa bemerkt Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie. Leipzig 1879, S. 114): „Die Farbe fasst die Sprache als Decke auf, denn wie color mit cel are, oc-cul-ere, so hängt sanskr. várṇa-s (Farbe) mit W. var bedecken, verhüllen, griech. χρῶμα mit χρώς Haut zusammen, auch sankr. khavi-s (W. sku bedecken) heisst Haut und Farbe." Den Stamm varna enthält auch der Name der mächtigen gallischen Völkerschaft der Arverni, d. i. der „Männer von weisser Farbe, von weisser Haut".

[2]) R. Hartmann, Die Nigritier. I. 186.

[3]) A. Ludwig, Die Mantraliteratur und das alte Indien. Prag 1879, S. 216.

Durch den Nachweis einer arischen Wurzel ar, al mit der Bedeutung hell, weiss einerseits und die Feststellung des Urtypus der Arier andererseits sind wir in den Stand gesetzt eine Anzahl von Völkernamen etymologisch zu erklären, für die bisher eine befriedigende Erklärung nicht gefunden werden konnte. So erklärt sich der Name Αρταῖοι (ist auch enthalten in dem Namen Arta-khsathrâ = Artaxerxes), wie die Perser nach Herodot [1]) auch hiessen, der Name des Volkes der Armenier (arm. Armanéan und Arménak), nach welchem auch ihr Land benannt wurde (altpers. Arminija, assyr. Armina, griechisch 'Αρμενία) und der Name des den Armeniern benachbarten Volkes der Osseten im Kaukasus, der Iron, wie sie sich selbst benennen. Alle diese Namen bedeuten nichts anderes als Weisse oder Weissmänner. Bei den Kymren finden wir den Namen Allmann, Ellmyn im Plural. Auf deutschem Boden begegnet uns der Name des sehr kriegerischen Volkes der Arii, das Tacitus [2]) erwähnt und der bekannte Name des grossen Volkes der Alamannen (lat. Alamanni, griech. 'Αλαμανοί), ein Name, der ebenso wie der der Armenier nichts anderes bezeichnet wie Weissmänner. Ganz ähnlich wie Alamanni (Grundform *Ara-mani [3])), ist gebildet der berühmte Name, unter welchem ein Theil der italischen Arier bekannt ist: der Name Romani, der ohne Zweifel auf *Aramani zurückgeht, aus welcher Form er wohl durch die Zwischenform *Ramani entstanden

---

[1]) Herod. VII. 61.

[2]) Tacitus, Germ. 43. Es liegt kein Grund vor mit J. Grimm (Deutsche Rechtsalterthümer 292) an dieser Stelle Harii zu lesen, wenn auch einige Handschriften diese Variante bieten.

[3]) Der Grundform näher steht der Name der Freien (im Gegensatze zu den Leibeignen) bei den Longobarden in Italien: Arimanni, Aremanni, Armanni, insofern noch das r erhalten ist. Neben diesen Namen erscheint zur Bezeichnung desselben Standes auch der Name Germani. Hieher gehört auch der Name Arimannia, wie der Inbegriff sämmtlicher Arimannen im Reiche der Longobarden hiess. Dasselbe Wort hat aber auch die Bedeutung Eigenthum, freies Eigenthum. Es haben übrigens schon J. Möser und Savigny das in den longobardischen Rechtsurkunden erhaltene urarische Aremanni (aus *Aramani) mit dem Völkernamen Alamanni identificirt und hat Savigny zum Beweise des Uebergangs von r zu l auf das neben Harbannum vorkommende Halbannum hingewiesen. Vgl. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. I. Heidelberg 1834, S. 192 bis 232. Das ursprüngliche r hat sich auch noch erhalten in dem Namen Irman, Irmin (irmansûl, irminsûl) aus *Arman, unter welchem Namen nach meiner Ansicht die alten Germanen ihren Stammvater verehrten. Vgl. hiezu J. Grimm, Deutsche Mythologie. I. 97, 293.

ist. Hinsichtlich der Annahme, dass das anlautende a abgefallen ist, erinnere ich nur an das lat. sumus für ˣasumus und die zahlreichen Fälle im Italienischen, wo tonlose Vocale im Anlaute abgefallen sind: bottega für apotheca, Rimini für Ariminum, vescovo für episcopus, nemico für inimico und andere.[1]) Ebenso geht der mit Romani gleichbedeutende Name Ramnes auf eine Grundform ˣArä-mänäs zurück, aus welcher zunächst ˣRämänäs, dann mit Ausfall des mittleren a und Uebergang des Wortes in die i-Declination Ramnes wurde. Davon ist weiter abgeleitet Ramnenses. In Bezug auf den zweiten Theil der Composita ˣAra-manai und ˣAra-manas (a-Stamm und consonantischer Stamm) erinnere ich an goth. mana und man (Mann), die ebenfalls neben einander im Gebrauche waren. Auf dieselbe Grundform ˣArämänäs geht auch der Name der Zigeuner (Römänĕs, Sing. Roman) zurück.

Wir sehen, dass allen diesen Namen ein und dieselbe Wurzel ar (al) zu Grunde liegt und nur die Suffixe unter einander verschieden sind: neben der reinen Wurzelform ar finden sich die Stämme ar-a, ar-ja und ar-ta, offenbar ohne jeden Bedeutungsunterschied. Wenn es hiefür noch eines Beweises bedürfte, so gewährten ihn die verschiedenen Nebenformen des deutschen Wortes Alrûna: Aliorûna, Alirûna und Alarûna[2]), die alle auf drei Grundformen zurückgehen: al-rûna, ˣalja-rûna und ˣala-rûna, also auf dieselben Grundformen, auf die auch die vorhin erwähnten Völkernamen zurückgehen: ar (al), arja und ara (ala).

Was nun die Bedeutung des ersten Theiles von Al-rûna anlangt, so erscheint der ursprüngliche materielle Sinn des Wortes in übertragener Bedeutung: hell, klar, wahr, weise, wie sie sich eben leicht aus der materiellen Grundbedeutung der weissen Farbe entwickeln konnte. Ebenso verhalten sich zu einander die beiden Adjective weiss

---

[1]) Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I. Bonn 1870, S. 174.

[2]) Hieher gehört auch der von Tacitus, Germ. 8 erwähnte Name Albrûna, der noch deshalb bemerkenswert ist, weil der erste Theil desselben (alb) mit dem griech. ἀλφός, lat. albus, umbr. alfu, sab. alpus weiss (Grundform ˣal-pha-s) identisch ist und nach dem ganzen Zusammenhange der Stelle angenommen werden kann, dass die urprüngliche appellative Bedeutung desselben dieselbe war wie von Alrûna, Alarûna u. s. w. Es können daher die Stämme ara, arja in Bezug auf die Bedeutung mit dem Stamme alpha gleichgesetzt werden, was insofern von Wichtigkeit ist, als die Bedeutung des letzteren (weiss) unzweifelhaft sicher gestellt ist.

und weise, witzig. Man erinnere sich auch an Verbindungen wie: ein klarer Gedanke, ein heller Kopf, eine lichtvolle Darstellung. Der zweite Theil rûna ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, das goth. rûna das Geheimnis, sondern das von Fick [1]) im Altnordischen nachgewiesene rûna confabulatrix (gebildet von der Wurzel ru tönen), so dass das ganze Compositum, wörtlich übersetzt, nichts anderes bedeutet wie unser nhd. Wahrsagerin, womit man auch passend die Verben weissagen, hellsehen vergleichen kann.

Es wurde schon früher bemerkt, dass der altpers. Name Artakhsathrâ in Arta und khsathrâ zerfalle und dass Arta gleichbedeutend sei mit Arja. Artakhsathrâ heisst daher soviel wie Beherrscher der Arier (Arter). Die Bedeutung des zweiten Theiles ergibt sich aus khsathra die Herrschaft, das Reich (Nom. Acc. khsathram [2])). Eine ähnliche Bedeutung haben auch die Namen der germanischen Könige Ariovistus, Ermanrich, Alarich, Erik. Ich vermuthe nämlich in Bezug auf den ersten dieser Namen in Uebereinstimmung mit Holtzmann [3]), dass der zweite Theil desselben (vistus) vîsius (vgl. das goth. veisjan) zu lesen sei und dass diesem vîsius die Bedeutung Führer, Herzog zukomme. Holtzmann vergleicht treffend ags. herevîsa dux, das von Notker erwähnte wîso dux und die gallischen Namen Sigovesus und Bellovesus. Das ganze Wort würde also, wörtlich übersetzt, bedeuten: dux Ariorum. Dasselbe bedeutet übrigens auch der Name des von Jordanis erwähnten goth. Königes Ariaricus. Ohne jede Schwierigkeit erklärt sich der Name des ostgothischen Königs Ermanrich, lat. Ermanricus, goth. Aírmanareiks, ags. Eormenrîc, an. Jörmunrekr (= rex Armanorum) und der der westgothischen Könige Alarich (= rex Alorum), den übrigens auch ein König der Heruler und ein König der Sveben geführt hat, [4]) sowie der Name zahlreicher schwedischen Könige Erik (altn. Eirîkr). Ebenso erklärt sich der Name eines der ältesten Könige Irlands: Eremon (aus *Araman)= Weissmann, wie auch auf gallisch-römischen Inschriften [5]) die Namen Arius und Aria, ebenso Ariomanus vielfach erwähnt werden.

---

[1]) Fick, Vergl. Wörterbuch. III. 138.

[2]) Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften. Leipzig 1862, S. 193.

[3]) Holtzmann, Kelten und Germanen. Stuttgart 1855, S. 167. Seine Deutung des ersten Theiles des Wortes (Holtzmann liest Hariovîsius) ist jedoch ganz verfehlt.

[4]) Jordanis, De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis 23, 54.

[5]) Pictet, Les origines Indo-Européennes. I. 38.

Da die Arier die Herren des Landes waren, so erklärt sich auch, wie das Wort Arja die Bedeutung von Herr, Besitzer annehmen konnte, was bekanntlich ârja (arja) im Sanskrit auch wirklich bedeutet; in derselben Weise erklärt sich auch die Bedeutung des lat. erus (herus) Herr, Besitzer, sowie die des ir. er Held, Oberhaupt (als Adjectivum gross, vornehm). Auf alle andern secundären Bedeutungsentwicklungen glaube ich hier nicht weiter eingehen zu sollen, da ihr Verständnis nach den soeben gegebenen Andeutungen sich von selbst ergibt. Reiches Material findet sich bei Pictet verzeichnet.

Aus allen diesen Darlegungen geht hervor, dass wir vollkommen berechtigt sind, den Namen Arier sowohl zur Bezeichnung der Träger der arischen Grundsprache sowie auch zur Bezeichnung der einzelnen Völker, die sich allmählig von dem arischen Grundstocke losgelöst haben, zu gebrauchen; dass alle Einwände, die man gegen die Ausdehnung des arischen Namens über Asien hinaus erhoben hat, unberechtigt sind, dass im Gegentheile alles dafür spricht, dass sich die Arier schon vor ihrer Trennung so genannt haben. Ich werde übrigens noch später nachweisen, dass dieselbe Bedeutung — weiss — auch anderen arischen Völkernamen zu Grunde liegt, und zwar den Namen der Belger, Briten und Hellenen.

Die alten Arier zeichneten sich vor allen andern Völkern nicht allein durch die glänzend weisse Farbe ihrer Haut aus, sondern auch durch die blonde Farbe ihrer Haare. [1]) Es sollte uns wundern, wenn sich nicht ein oder das andere arische Volk nach diesem so auffallenden Körpermerkmal benannt hätte. Und in der That ergibt die Etymologie der Namen Germani, Galli, Γαλάται diese Bedeutung (blonde Männer, Blonde). Die ältere Form des Namens Germani lautet Garmani, wie wir aus Beda Venerabilis[2]) erfahren, wo gesagt wird, dass die Angeln und Sachsen von den benachbarten Briten Garmani genannt wurden. Da der zweite Theil des Compositums einer Erklärung nicht bedarf, so handelt es sich nur um die Feststellung der Bedeutung des Wortes

[1]) Zeugnisse für das Vorkommen derselben bei den Germanen in grosser Zahl bei Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837, S. 149 und Ukert, Geographie der Griechen und Römer. Weimar 1832—46. III. Band, 1. Abtheilung (Germania). 1843, S. 198; bei den Galliern bei Diefenbach, Origines Europaeae. Frankfurt a. M. 1861, S. 161 und Roget de Belloguet, Ethnogénie gauloise. II. 56.

[2]) Beda Venerabilis, Hist. eccl. gentis Angl. V. 9.

gar, für das wir ohne weiteres als arische Grundform ghar ansetzen können, da bekanntlich germanisches g (erste Lautverschiebung) einem arischen gh entspricht. Was bedeutet aber ghar? Als Verbalwurzel ganz dasselbe, was ar (al) bedeutet: brennen, glühen, leuchten, glänzen.[1]) Hieraus entwickelte sich in Adjectiven ganz in derselben Weise die Bedeutung gelb, wie sich aus den gleichbedeutenden Wurzeln ar und skand im sanskr. aruṇa röthlich, ârû lohfarb, griech. ξανθός die Bedeutung rothgelb neben der oben angeführten Bedeutung weiss entwickelt hat. Wir begreifen vollkommen diesen Process der Bedeutungsentwicklung, wenn wir auf die allen diesen Entwicklungen zu Grunde liegende Bedeutung feuerfärbig zurückgehen und bedenken, dass eben das Feuer verschiedene Farben hat (weiss, gelb, roth). Recht deutlich für unser Sprachbewusstsein zeigt diesen Bedeutungsübergang das griech. πυρρός (von πῦρ das Feuer), das bald gelb, bald roth bedeutet. Ursprünglich wurden die verschiedenen hellen Farben (weiss, gelb, roth) im sprachlichen Ausdrucke nicht von einander unterschieden, sondern durch ein Wort ausgedrückt. Erst in den späteren Sprachperioden ging man daran, die verschiedenen Nuancen der hellen Farbe unter die von einer Wurzel mittelst verschiedener Suffixe gebildeten Stammformen (vgl. sanskr. arǵuna licht, hell und aruṇa röthlich) zu vertheilen. Die Wurzel ghar erscheint mit der Bedeutung gelb in folgenden Adjectiven und Substantiven: sanskr. har-i (für ˣghar-i) gelb, fahl, falb, grün, har-ita, har-iṇî Fem. gelb, hir-aṇa Neutr. Gold, hir-aṇja golden, Neutr. Gold, hâ-ṭa-ka (für ˣghar-ta-ka) golden, Masc. Gold; zend. zair-i (z aus gh) gelb, zair-ita gelb, grüngelb, zair-ina gelblich, zar-anaêna golden, zar-anja golden, Neutr. Gold, zar-emaja grün, golden; griech. χλο-ερό-ς, χλω-ρό-ς (χ aus gh) gelblich, grünlich, χόλ-ο-ς, χολή Galle, Χλόη Demeter (die Blonde); lat. hel-vu-s, gil-vu-s (h und g aus gh) gelb, fel fellis (f aus gh) Galle, lû-tu-m (aus ˣhlû-tu-m) gelbes Färbekraut, davon lûteus[2]); italien. giall-o gelb; lit. gel-ta-s

[1]) Fick, Vergl. Wörterbuch. I. 81, 578.

[2]) Hieher gehört auch, was Diefenbach, Origines Europaeae 346 bemerkt: „Wir excerpiren aus Martin. Lex. philol.: „Cassiodorus Galbam imperatorem ita a colore lurido appellatum tradit; alii legunt: a lucido". Hier ist ein Farbenname galbus gemeint, woher die Formen galb-anus, -inus, -aneus stammen und zu welchem auch der lat. Vogelname galbula gehört. Galbanus (-inus) heisst grüngelb, grünlich, gelblich, galbula ist wahrscheinlich die Goldamsel". Diese Wörter sind ähnlich gebildet wie unser gelb (Grundform ˣghal-bha-s).

gelb, žal-a-s grün, roh; preuss. V. gel-atynan Acc. gelb; altsl. žlŭ-tŭ gelb, žlŭ-tĭ Fem. = lett. schul-ti-s Galle, zel-enŭ grün, gelb, blass, zla-to Neutr. Gold. Im Germanischen haben wir ahd. gël-o, im Goth. gultha-Neutr. Gold, ags. gall-a, ahd. gall-â, call-â Galle.[1]) Nicht unerwähnt will ich lassen, dass altir. gel weiss bedeutet. Es kann also kein Zweifel sein, dass die Germanen ihren Namen (blonde Männer) von der blonden Farbe ihrer Haare erhalten haben. Als Grundform des Stammes haben wir ˣghar-mana oder ˣghar-man anzusetzen.[2])

Ebenso erklärt sich der Name der Gallier (Galli, Γαλάται). Beide Formen gehen auf dieselbe Wurzel ghar, ghal zurück; ersterer tritt ahd. gëlo, italien. giallo (aus ˣgallus), letzterer lit. geltas, altsl. žlŭtŭ zur Seite. Der Unterschied zwischen Γαλατα und gelta besteht bloss darin, dass in Γαλατα zwischen l und t ein a eingeschoben erscheint (sog. Svarabhakti), was nicht ungewöhnlich ist.[3]) Als Grundform beider Namen ist ˣghal-a-s, ˣghal-ta-s anzusetzen.[4]) Mit diesen Namen wurde das herrschende Volk der Arier im Gegensatze zur unterworfenen dunklen Urbevölkerung — den Kelten — benannt. Von letzteren und ihrem Namen wird später gesprochen werden.

---

[1]) Fick, Vergl. Wörterbuch. I. 381, 579.

[2]) Der Name der Germanen war schon vor Cäsar den Römern bekannt und ist nicht erst, wie man nach Tacitus, Germ. 2 glauben sollte, 150 Jahre später in Aufnahme gekommen. Cäsar gebraucht ihn als einen ganz geläufigen und schon die Fasti Capitolini erwähnen 218 Jahre früher einen Triumphzug über Germanen (de Galleis Insubribus et Germaneis). Brandes, Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen. Leipzig 1857, S. 193. Den Schluss zu ziehen, der Name Germani sei, weil er zuerst in röm. Quellen vorkommt, lateinischen, beziehungsweise gallischen Ursprungs, halte ich für ganz ungerechtfertigt.

[3]) Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie 142.

[4]) Für Kenner der Sprachgeschichte brauche ich wohl kaum zu bemerken, dass das lit. geltas, altsl. žlŭtŭ u. s. w. keineswegs erst im Litauischen, beziehungsweise Altslavischen entstanden ist, sondern schon — natürlich in einer andern Lautgestalt (ˣghaltas) — in der gemeinsamen arischen Grundsprache vorhanden war. Von daher kommt auch die Berechtigung, Appellativa, die nur in einer oder der anderen arischen Sprache sich erhalten haben, zur Erklärung von Eigennamen in einer anderen Sprache heranzuziehen. Es besteht übrigens für mich kein Zweifel, dass auch der Name der Gothen (Gothi, wofür auch Golthi und Golthes vorkommt, vgl. die Zusammenstellung der handschriftlichen Lesearten bei Closs in seiner Ausgabe des Jordanis p. 88) ebenso gebildet ist und dasselbe bedeutet wie Γαλάται (die Blonden). Das l ist vor t (th), wie auch sonst häufig, ausgefallen.

Mit dieser sachlich und sprachlich gleich evidenten Erklärung der Namen Germanen, Gallier und Galater dürfte wohl die nahezu endlose Zahl von etymologischen Erklärungen, die diese Namen bisher gefunden haben, ihr Ende erreicht haben.

Dieselbe Wurzel ghal liegt auch dem Namen des von Herodot erwähnten Volkes der Gelonen zu Grunde, von welchem später die Rede sein wird.

DRITTER ABSCHNITT.

Heimat der Arier.

Nach den Darlegungen des vorausgehenden Abschnittes können wir jetzt an die Besprechung der Frage herantreten, an welchem Punkte Europa's die Arier als ein noch einheitliches Volk gelebt haben, bevor sie nach den verschiedenen Richtungen auseinander gegangen sind. Darüber besteht unter denjenigen Gelehrten, welche sich für Europa als Urheimat der Arier ausgesprochen haben, keine Uebereinstimmung. Latham glaubt, dass dieselbe östlich oder südöstlich von Litauen, etwa in Podolien oder Volhynien zu suchen sei. Benfey verlegt dieselbe oberhalb des Schwarzen Meeres, nicht fern von dem Kaspischen Meere, Peschel an die beiden Abhänge des Kaukasus, Cuno in die europäische Tiefebene, Fr. Müller glaubt sie im Südosten von Europa suchen zu müssen, Fligier in Südrussland, Pösche endlich in den zwischen dem Niemen und dem Dnjeper gelegenen Rokytno-Sümpfen. Nur Geiger verlegte sie mehr nach Westen und zwar in das mittlere und westliche Deutschland.

Alle diese Vermuthungen beruhen auf einseitigen Erwägungen und haben Annahmen zur Voraussetzung, die entweder schon in den vorausgehenden Auseinandersetzungen zurückgewiesen werden mussten, oder aber deren Unrichtigkeit in den folgenden Darlegungen nachgewiesen werden wird. So wurzelt Fr. Müller's Ansicht in seiner Annahme einer ario-semitisch-hamitischen Raceneinheit, die ihn zur weiteren Annahme des armenischen Hochlandes als Ausgangspunktes aller in dieser Race vereinigten Völker führte. Auf Grund dieser Annahme aber lag es nahe, den Ausgangspunkt der Arier nicht weit von der von

ihm angenommenen ario-semitisch-hamitischen Urheimat, also in den Südosten von Europa zu verlegen. Pösche wiederum glaubte sich für die Rokytno-Sümpfe deswegen entscheiden zu müssen, weil die daselbst allgemein vorkommende Erscheinung der Depigmentation eine willkommene Handhabe zur Erklärung des Ursprungs seiner blonden Race zu bieten schien und das Litauische unter sämmtlichen heute gesprochenen arischen Sprachen der Ursprache am nächsten steht. Allein was den ersten Punkt anbelangt, so geht es nicht an, eine so kräftige, energische Race, wie es die blonde ist, in einer ungesunden Sumpfgegend entstehen zu lassen, und was die hohe Alterthümlichkeit des Litauischen betrifft, so bezeugt gerade dieser Umstand, wie wir sehen werden, dass die Litauer keine echten Arier sind, wie sie auch in ihrem physischen Typus dem von Pösche selbst aufgestellten arischen Urtypus keineswegs entsprechen — sind doch die Litauer brachycephal —, ein Moment, welchem er gegenüber dem in Frage kommenden linguistischen Momente nicht die Bedeutung beilegte, die er ihm im Einklange mit seiner Grundanschauung über die ethnologische Bedeutung der Physis im Verhältnis zu der der Sprache hätte geben sollen. Im Allgemeinen muss noch bemerkt werden, dass für die Annahme des östlichen Europa's als Urheimat der Arier zunächst das Moment massgebend war, eine Stelle zu finden, die so ziemlich in der Mitte liegt zwischen der West- und Ostgrenze des Verbreitungsgebietes der arischen Völker (Kelten im Westen, Inder im Osten). Doch scheint es mir, dass den Erwägungen, von denen man sich hiebei hatte leiten lassen, eine innere Berechtigung nicht zukommt und wohl theilweise beeinflusst waren von dem Bestreben sich nicht allzuweit von dem früher allgemein angenommen Ausstrahlungscentrum in Asien zu entfernen.

Die früheren Auseinandersetzungen haben zu dem Resultate geführt, dass der germanisch-skandinavische Typus [1]) als der specifisch arische Typus anzusehen sei. Am reinsten und zahlreichsten findet sich nun dieser Typus in Gräbern überall dort, wo einst germanische

[1]) Dieser Typus erscheint in der Literatur unter verschiedenen Namen: Reihengräberform (Ecker), Hochberg-Typus (His und Rütimeyer), Germanischer Typus (H. von Hölder), Kymrische Race (Broca), Angelsachsen (Davis und Thurnam), Barbarenschädel oder Schädel aus der Zeit der Völkerwanderung (Lenhossék), leptoprosoper dolichocephaler Typus Europa's (Kollmann).

Stämme gewohnt haben: er findet sich am Rhein und Main, an der Maas und Schelde, an der Seine und Marne in fränkischen, am Oberrhein und an der Donau in alamannischen, an der Salzach und Würm in bayrischen, an der Saône und dem Genfersee in burgundischen und an der Themse, dem Trent und Avon in angelsächsischen Gräbern, besonders zahlreich jedoch in alten und neuen Gräbern auf der skandinavischen Halbinsel.

Er findet sich aber auch in Gräbern, die keineswegs germanischen Ursprungs sind, wenn auch nicht eben so häufig. „In neuester Zeit," sagt Kollmann [1]) „zeigt sich nun, dass diese Schädelform auch vorkommt auf Gebieten, wo weder die Linguistik, noch die Geschichtsforschung irgendwie germanische Einwanderungen nachweisen kann. So hat unser Herr Vorsitzender (Virchow) solche in alten Gräbern Ehstlands nachgewiesen, so sind solche auch in den Arbeiten des Herrn Stieda und seiner Schüler aus der Bevölkerung Ehstlands bekannt geworden; ferner sind sie in Griechenland aus Gräbern nachgewiesen worden und aus einer Zeit, in der man von einer germanischen Einwanderung durchaus nichts weiss; ja auch im Westen Frankreichs sind sie in Dolmen gefunden worden aus einer Zeit, wo germanische Völker wahrscheinlich noch nicht auf dem Schauplatze der Geschichte aufgetreten waren. Es ist also ein Typus, der eine europäische Verbreitung besitzt und den ich wegen der Form des Gesichtes leptoprosopen dolichocephalen Typus Europa's nenne." Ferner hat Schetelig Schädel von diesem Typus in Spanien, Lissauer in Ostpreussen, Kirkor in Litauen, Kopernicki in Ostgalizien, Bogdanow im Gouvernement Moskau gefunden. Schädel von demselben Typus wurden ferner in Westpreussen, Posen, Volhynien und Podolien gefunden. Alle zeigten nach dem Urtheile der competentesten Forscher die Reihengräberform Süddeutschlands. Diese Schädel germanischen Völkern, wie den Gothen, Bastarnern zuzuweisen, wie es hie und da geschieht, verbietet schon das hohe Alter der Gräber, die häufig Werkzeuge von Stein, aber keine Spur von Metall aufweisen, wie dies z. B. bei den von Gloger und Radzimiński in Volhynien geöffneten Kurganengräbern der

[1]) Verhandlungen der XI. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im Jahre 1880, S. 70. Eine eingehende Beschreibung dieser Schädelform gibt Kollmann in Archiv für Anthropologie. XIII. 219.

Fall war.[1]) Wir haben es eben hier mit altarischen und nicht mit germanischen Gräbern zu thun. Sehr beachtenswert ist, dass die jetzige Bevölkerung dieser Gegenden von der dolichocephalen vorhistorischen Bevölkerung, soweit wir sie aus den Gräberfunden kennen, ganz und gar verschieden ist. Diese Thatsache allein genügt, um die Annahme ‚Osteuropa sei die Urheimat der Arier, in ihrer ganzen Haltlosigkeit zu zeigen. Denn es widerspricht jeder vernünftigen Erwägung, den Ausgangspunkt einer Species überhaupt und einer Menschenspecies insbesondere — und eine solche ist doch die arische Race — dorthin zu verlegen, wo dieselbe entweder gar nicht oder doch nur in schwachen Spuren, die von einer späteren Einwanderung herrühren können, vertreten ist. Was von Osteuropa gilt, gilt auch von Westeuropa. Der heutige Typus der Franzosen ist von dem Typus der alten Gallier ebenso wesentlich verschieden, wie der Typus der Litauer, Russen, Ruthenen und Polen sich von dem der alten Kurganenbevölkerung unterscheidet. Es bleiben uns also nur Deutschland und Skandinavien als diejenigen Länder übrig, die noch heute in einem beträchtlichen Theile der Bevölkerung den alten Reihengräbertypus zeigen. Von diesen zwei Ländern ist es wiederum Skandinavien, das sich von Deutschland mit seinen 32,2 Procent blonder Bevölkerung durch einen weitaus höheren Procentsatz Blonder unterscheidet. In einem ähnlichen Verhältnisse sind auch die Dolichocephalen in den skandinavischen Ländern weit stärker vertreten als in Deutschland. Ziffern sprechen da eine beredte Sprache. Nach Barnard Davis beträgt der Breitenindex der Schweden im Mittel 75, der der Preussen aber schon 78,9. Noch grösser wird der Unterschied, wenn man die süddeutsche Bevölkerung zum Vergleiche heranzieht. Wie Johannes Ranke[2]) mittheilt, fand Prof. Schmidt in Kopenhagen schon unter der dänischen Landbevölkerung (Jütland und Seeland) 57% Dolichocephale, 37% Mesocephale (zusammen also 94%) und nur 6% Brachycephale, während nach den Untersuchungen J. Ranke's die altbayrische Bevölkerung nur 1% Dolichocephale, 16% Mesocephale und 83% Brachycephale enthält. Ebenso zeigt die kymbrische Halbinsel den Höhepunkt der Blonden in Deutschland; Schleswig-Holstein mit 43,35% heller Bevölkerung tritt

[1]) Kohn und Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. II. Jena 1879, S. 94.

[2]) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. III. 165.

in den schroffsten Gegensatz zu Bayern mit 20,36%, das, was den geringen Antheil Blonder an der Gesammtbevölkerung betrifft, nur von Elsass-Lothringen übertroffen wird. Es steht ausser Zweifel, dass in Schweden und Norwegen der Procentsatz der Blonden und Dolichocephalen noch grösser ist als in Dänemark; doch sind mir darüber genaue Zahlen, wenn sie überhaupt ermittelt worden sind, nicht bekannt geworden. Soviel geht schon aus diesen Daten hervor, dass die Verbreitung der Blonden und Dolichocephalen oder besser gesagt der blonden Dolichocephalen — da blondes Haar und Dolichocephalie ursprünglich vereinigt waren — von Norden nach Süden und nicht umgekehrt erfolgt ist.

Nach dem Vorgange der Botaniker und Zoologen könnten wir uns schon mit dieser Thatsache allein begnügen, um mit einer gewissen Sicherheit Skandinavien als die Urheimat der Arier zu bezeichnen[1]). Doch sind wir in der glücklichen Lage hiefür noch eine Reihe anderer Momente geltend machen zu können. Vor allem die Thatsache, dass der blonde Typus noch gegenwärtig in den skandinavischen Ländern zu jener vollen körperlichen Entwicklung gelangt, die an den alten Germanen von Seite der römischen und griechischen Schriftsteller gerühmt wird, während in Deutschland selbst dies keineswegs mehr allgemein der Fall ist.

Ja es kommt sogar hier bekanntlich vor, dass man in dem blauen Auge und dem blonden Haare äusere Kennzeichen von physischer Schwäche erblickt, was nur darin seinen Grund haben kann, dass es unter den Blonden und Blauäugigen Deutschlands auffallend viele Menschen von schwacher Constitution geben muss. Ebenso ist es bekannt, dass schon in Norddeutschland die höheren Lebensalter weit seltener angetroffen werden, als in England, Schweden, Norwegen und Dänemark und dass, wie vielfach beobachtet worden ist, das dunkle Element in Deutschland gegenüber dem hellen Elemente in fortschreitender Zunahme begriffen ist.

---

[1]) Die Wichtigkeit dieses Momentes hat auch Lindenschmit (Handbuch der deutschen Alterthumskunde, I. Theil, 1. Lieferung, 139) hervorgehoben: „Wenn sich deshalb jene altnationale Schädelform bis jetzt nur in wenigen Gegenden unseres Landes erhalten konnte, so findet sich dieselbe noch in ihrem ursprünglichen Charakter im südlichen und mittleren Schweden, eine Thatsache von unverkennbarer Wichtigkeit für die Beurtheilung der alten Völkerverhältnisse."

Diese Beobachtungen werden durch die neuesten kraniologischen Untersuchungen auf das Glänzendste bestätigt, wobei ich nur bemerken will, dass Brachycephalie und dunkle Complexion ursprünglich geradeso mit einander verbunden waren wie Dolichocephalie und helle Complexion, so dass in gewissem Sinn Brachycephalie für dunkle Complexion genommen werden kann. Schon längst hat Huxley nachgewiesen, dass die alten Schweizer und Südwestdeutschen vorwiegend dolichocephal und nur zum geringen Theile brachycephal waren und sich in dieser Hinsicht wesentlich von den heutigen Schweizern und Südwestdeutschen, die vorwiegend brachycephal sind, unterscheiden. Dasselbe gilt von der gegenwärtigen Bevölkerung Altbayerns im Vergleich mit der alten Bevölkerung des Landes. Johannes Ranke hat darüber genaue Daten ermittelt und dieselben zuerst in der VIII. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Konstanz im Jahre 1877 mitgetheilt [1]):

Längenbreitenindex:	Prähistor. Bayern:	Altbayern:	
unter 75,0	**500**	8	
75,0—79,9	400	161	
80,0—84,9	80	**528**	
85,0—89,9	20	274	308
90,0—97,6		34	
	1000	1000	

Man sieht aus diesen Ziffern, dass sich das numerische Verhältnis der Brachycephalen zu den Dolichocephalen gerade umgekehrt gestaltet hat. Da aus den oben entwickelten Gründen der Gedanke zurückgewiesen werden muss, dass sich die prähistorischen dolichocephalen Bayern im Laufe der Zeit etwa unter dem Einflusse des Klimas, der Nahrung u. s. w. in Brachycephale verwandelt haben, [2]) so müssen wir nach einer andern Erklärung dieser so auffallenden Erscheinung

[1]) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1877, S. 146.

[2]) In gleicher Weise urtheilt H. Welcker (Archiv für Anthropologie. I. 150) über die Deutschen überhaupt: „Die heutigen, ihrer grossen Mehrzahl nach nicht dolichocephalen Deutschen können unmöglich die Abkömmlinge eines dolichocephalen Volkes sein. War das germanische Urvolk dolichocephal, so gibt es **germanische** Deutsche in Deutschland in verschwindender Anzahl."

suchen. Eine solche liegt auch keineswegs in der Annahme, dass durch die Kriegszüge turanischer Völker wie z. B. der Ungarn viele brachycephale Elemente in das Land gekommen seien. Diese konnten unmöglich so zahlreich sein, um mit so durchgreifendem Erfolge das dolichocephale Element zu verdrängen.

Die einzig wahre Ursache des Verfalls der germanischen Race in Deutschland ist darin zu suchen, dass die klimatischen Verhältnisse des Landes nicht solche sind, unter deren Einwirkung dieselbe entstanden war und unter denen sie lange Zeit gelebt hat, bevor sie den Boden Deutschlands betreten hat. Ihr eigentliches Stammland muss ein kälteres Klima gehabt haben und muss also unter höheren Breitegraden gesucht werden. Unter den im Norden Europa's gelegenen Ländern aber kann als solches nur Skandinavien angenommen werden und zwar sowohl aus den Ursachen, die vorher schon entwickelt worden sind, als auch aus Ursachen, die ich noch weiterhin darlegen werde.

Der hochnordische Charakter der arischen Race und ihre geringe Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen eines wärmeren Klima's zeigt sich noch augenscheinlicher, wenn einzelne Personen oder ganze Völker arischen Blutes in ein Land versetzt werden, dessen Klima einen noch südlicheren Charakter hat, als es in Deutschland der Fall ist. Schon Tacitus[1]) meldet von den Germanen: „minime sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam coelo soloque adsueverunt", wohl im Hinblicke auf jene germanischen Stämme, die den Boden Italiens betreten hatten. Callimachus[2]) vergleicht die Gallier vor Delphi mit Schneeflocken (νιφάδεσσιν ἐοικότες), die in der Hitze des Südens schnell wegschmelzen. Ebenso vergleicht Florus[3]) die Insubrer mit dem Schnee ihrer Berge.

Aehnliche Beobachtungen werden auch in der Gegenwart gemacht. Pösche[4]) äussert sich über die schädliche Einwirkung des subtropischen Klimas Indiens auf den Nachwuchs der Engländer in folgender Weise: „Heute können die neuen Eroberer Indiens, die Engländer, so gut wie keine Kinder in Indien gross ziehen; sie schicken deshalb

[1]) Tacitus, Germ. 4.

[2]) Callimachus, Hymn. in Delum 175.

[3]) Florus II. 4.

[4]) Pösche, Die Arier 150.

diese vom dritten bis ins zehnte Jahr nach kühleren Ländern. Trotz dieser Vorsicht gibt es in Indien, wie mir eine intelligente Dame mittheilt, welche als Gattin eines englischen Beamten lange dort lebte, keine dritte Generation von rein nordeuropäischer Abkunft. Diese hochwichtige Thatsache empfehle ich allen denen ganz besonders zur Beachtung, welche uns noch heute von Ariern in Indien so viel erzählen. Diese Verhältnisse treffen jedoch nur zu bei Kindern reiner arischer Race: Kinder, deren Väter blonde Arier, deren Mütter Eingeborne sind, haben viel mehr Aussicht leben zu bleiben. Wie es heute ist, war es vor Jahrtausenden: das subtropische Klima Indiens decimirte schnell die Reihen der Eroberer reinen arischen Blutes und verschaffte den Mischlingen Platz." Im gleichen Sinne schreibt Peschel[1]): „Während die Spanier sich in der Neuen Welt wie auf den Philippinen dem tropischen Lebensraum angepasst haben, ist es weder den Briten gelungen Vorderindien, noch den Holländern die Sundainseln mit Abkömmlingen von Europäern zu bevölkern. Alle Kinder englischer Eltern, die in Indien geboren werden, kränkeln und sterben, wenn sie ein Alter von etwa 10 Jahren überschreiten. Daher senden die Briten ihre Kinder beim Herannahen des gefährlichen Zeitpunktes nach Europa und ein Gleiches geschieht von den Holländern. Eine Europäerin in Niederländisch-Indien bedenkt sich sehr reiflich, ehe sie in eine Ehe willigt, denn das erste Kindbett kostet gewöhnlich der Mutter das Leben."

Dass das dunkle brachycephale Element in der Bevölkerung Europa's das heisse Klima besser erträgt als die blonden Dolichocephalen zeigt sich darin, dass ersteres dort leidlich fortkommt, wo letztere zu Grunde gehen. So erhalten sich z. B. die mit brachycephalen Elementen stark versetzten Franzosen auf den Antillen und in Algier, wo die Engländer und Holländer und selbst die Franzosen der nördlichen Departements, die ersteren der Race nach ziemlich nahe stehen, den Einwirkungen der Hitze erliegen. In einer noch günstigeren Lage befinden sich Spanier und Portugiesen, die übrigens der Race nach sowohl von den dunklen Brachycephalen wie von den blonden Dolichocephalen wesentlich verschieden sind.[2])

[1]) Peschel, Völkerkunde 21.

[2]) Die Bewohner der Mittelmeerländer nehmen in dieser Hinsicht überhaupt eine Ansnahmestellung ein, indem sie, wie das Beispiel der Juden zeigt, überall akklimatisationsfähig sind.

Um ohne allzugrosse Opfer an Menschenleben ihre Herrschaft in Indien und auf den Sundainseln zu erhalten, haben die Engländer und Holländer in neueren Zeiten ein System schnell wechselnder Beamten und Soldaten daselbst eingeführt. [1]) Wie konnten aber die alten Arier, die mit dem Mutterlande in keiner Verbindung mehr standen und der Hilfsmittel der modernen Civilisation entbehrten, ihre Herrschaft daselbst begründen und dieselbe durch Jahrhunderte hindurch siegreich behaupten, wo schon Isländer, die nach Kopenhagen übersiedeln, dort der Schwindsucht erliegen? Es erklärt sich dies daraus, dass bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit der Akklimatisirung für jede Race besteht, wenn die Uebergänge zu anderen Klimaten stufenweise und in grossen Zeitzwischenräumen erfolgen. [2]) Dies war bei den indischen Ariern auch wirklich der Fall und ich werde später nachweisen, dass die Arier auf ihrem Wanderzuge nach Indien mehrere Etapen machten und dass mindestens schon ein Jahrtausend verstrichen war, bevor sie aus der skandinavischen Heimat nach dem Pendschab kamen. Dabei darf auch nicht ausser Acht gelassen werden, dass dieselben vielleicht nicht ganz unvermischt, sondern schon vielfach mit allophylen Elementen versetzt waren, die ihre Widerstandskraft gegen die Einflüsse des subtropischen Klima's erhöhten. Diese beiden Umstände mochten bewirken, dass der Verfall der arischen Race in Indien nicht plötzlich, sondern erst allmählig eingetreten ist.

Nach diesen Darlegungen begreifen wir leicht, wie es kommen konnte, dass der arische Typus in einer Reihe von Ländern, wo arische Sprachen gesprochen werden, entweder gar nicht oder nur in schwachen Spuren vertreten ist, insbesondere, dass die blonde Farbe des Haares, je weiter wir nach Süden kommen, abnimmt. Wir begreifen aber auch eine Reihe von auffallenden Erscheinungen auf dem Gebiete des politischen, nationalen und socialen Lebens der arischen Völker. Es leuchtet von selbst ein, dass in demselben Masse, als der arische Bestandtheil eines Volkes in Folge grösserer Sterblichkeit numerisch schwächer wurde, sich seine Position gegenüber der unterjochten und gewaltsam niedergehaltenen Stammbevölkerung verschlechterte und dass allmählig der herrschende Stand sich entschliesen musste, letzterer einen Theil seiner vorenthaltenen Rechte zurückzugeben, wenn nicht gar sie mit sich selbst gleichzustellen.

---

[1]) Pösche, a. a. O. 234.

[2]) Peschel, a. a. O.

Unter diesen Gesichtspunkt fällt beispielsweise der langjährige Kampf der nicht-arischen Plebejer gegen die arischen Patricier in Rom, der bekanntlich mit dem vollständigen Siege ersterer endigte. Unter denselben Gesichtspunkt fällt der schnelle Verfall der germanischen Reiche in Italien, die sogar mit dem vollständigen Aufgehen der einstigen Sieger in der Nationalität der Besiegten endigten, was sonst ganz unerklärlich wäre angesichts des überaus mächtig entwickelten Racen- und Nationalitäts-Bewusstseins, das alle unvermischten Arier auszeichnet. Dahin gehört auch, dass gegenwärtig in Deutschland, sowie auch in den andern Ländern Mitteleuropa's, wo neben dem dunklen brachycephalen Elemente noch das blonde dolichocephale Element vorhanden ist, beide Elemente in politischer und socialer Hinsicht gleich gestellt sind und Vertreter des ersteren sich zahlreich auch unter den höheren Gesellschaftsschichten befinden. Diese Stellung hat sich dasselbe sogar schon theilweise im Mittelalter errungen, was im Hinblicke auf die festgeschlossene Stände-Organisation der damaligen Zeit sonst unerklärlich wäre, auch wenn wir dem Christenthum einen noch so grossen Einfluss auf die Milderung der Racengegensätze zuschreiben wollen. So hat H. v. Hölder[1]) nachgewiesen, dass das brachycephale (ligurische) Element in der Stadt Esslingen in Württemberg vom 12. bis 16. Jahrhundert in den mittleren und höheren Ständen um etwa 30 Procent zugenommen habe. Aehnlich wie in Esslingen wird es auch anderswo gewesen sein. Die grössere Mortalität des germanischen Elementes ermöglichte es eben den unteren Schichten schneller als es sonst der Fall gewesen wäre, auf den Sprossen der socialen Leiter emporzusteigen. Dies gilt insbesondere von Süddeutschland und der Schweiz.

Etwas anders steht die Sache in Norddeutschland, das ja auch dem Stammlande der Arier weit näher liegt. Trotzdem dass dasselbe einst zum grossen Theile von Slaven bewohnt war und diese Slaven von dem germanischen Elemente vollständig absorbirt worden sind, so ist dasselbe hier gegenwärtig noch immer stärker vertreten als in Süddeutschland und in der Schweiz. Je kälter das Klima, um so besser erhält sich eben die arische Race.

Aehnlich wie in Deutschland liegen die Verhältnisse in Frankreich. Auch hier hat das einst so mächtige arisch-gallische und arisch-ger-

[1]) Archiv für Anthropologie. II. 79.

manische Element numerisch und physisch sehr starke Einbussen[1]) erlitten, so dass die Schilderungen, die die alten Schriftsteller von dem physischen Habitus der alten Gallier, beziehungsweise Germanen entworfen haben, keineswegs mehr auf die gegenwärtigen Bewohner Frankreichs passen.

Roget de Belloguet[2]) gelangt zu dem Schlusse, „que le type gaulois considéré dans son ensemble tel que les aciens l'écrit, est entièrment perdu dans les trois quarts de la France et ne montre, sauf de rares exceptions, que singulièrment affaibli, soit dans notre Bretagne, soit dans quelques-uns de nos départements septentrionaux. Il est mieux conservé en Belgique, et surtout en Flandre; mais là comme en Hollande, dans la Prusse rhénane et sur plusieurs points de notre territoire, en Normandie par exemple, il a dû cette persistance aux nombreux éléments germaniques qui, à diverses reprises, sont venus le relever. C'est même à ces derniers, peut-on dire, bien plus qu'au sang gaulois, que remontent véritablement les hautes tailles, les cheveux blonds et les yeux bleus de la plupart de ces populations."

Soviel geht aus diesen Darlegungen hervor, dass weder Deutschland, wie Geiger glaubte, noch Frankreich, noch überhaupt Mitteleuropa die Urheimat der Arier sein könne.

Ist aber dieselbe im hohen Norden zu suchen, so können wir auch erwarten, dass sich noch Reminiscencen an sie in den alten Traditionen der arischen Völker finden werden, um so mehr, als die Traditionen nicht allein bei den Ariern, sondern auch bei anderen Völkern in noch frühere Perioden zurückreichen. Thatsächlich lassen sie sich auch auf das Bestimmteste nachweisen. Nach dem Zend-Avesta kamen die Arier aus einem Lande, wo der Sommer nur eine Dauer von zwei Monaten hat, dessen Klima also genau dem Klima des nördlichen

[1]) Es zeigt sich dies auch darin, dass die von demselben begründete Ordnung der socialen und politischen Verhältnisse nicht aufrecht erhalten werden konnte. Nachdem sie schon früher stark erschüttert worden war, erfolgte der vollständige Zusammenbruch derselben (des sog. mittelalterlichen Feudalismus) in der grossen Revolution am Ende des vorigen Jahrhundertes. Bastian (Das Beständige in den Menschenracen. Berlin 1868, S. 112) erwähnt, dass die deutsche Physiognomie bei den französischen (und italienischen) Porträts aus früheren Jahrhunderten noch häufig angetroffen werde, in neuerer Zeit nur mehr selten vorkomme.

[2]) Roget de Belloguet, Ethnogénie gauloise. II. 102.

[3]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. I. Berlin 1870, S. 5.

Skandinaviens entsprechen würde.[1]) Eine genaue Kunde der Erscheinungen des Nordens bezeugen auch die merkwürdigen Verse der Odyssee X. 81—86:

ἑβδομάτῃ δ' ἱκόμεσθα Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον,
Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην, ὅθι ποιμένα ποιμὴν
ἠπύει εἰσελάων, ὁ δέ τ' ἐξελάων ὑπακούει.
ἔνθα κ' ἄυπνος ἀνὴρ δοιοὺς ἐξήρατο μισθούς,
τὸν μὲν βουκολέων, τὸν δ' ἄργυφα μῆλα νομεύων·
ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.

Müllenhoff bemerkt zu dieser Stelle: „Schon Krates von Mallos (Gemin. elem. astron. c. 5) fand darin die kurzen Nächte von 2—3 Stunden angedeutet, von denen Pytheas aus Thule in der Nähe des Polarkreises berichtet hatte. Er meinte sogar, Homer habe die von Pytheas besuchte Gegend im Sinne gehabt. Soweit wird nun heutzutage wohl niemand gehen. Denn bis zu einem gewissen Grade wird jedermann zugeben, muss die homerische Fabel eine Folgerung enthalten, dass es nämlich im Norden oder hohen Nordwesten, wohin man das menschenfressende Riesenvolk der Laestrygonen verlegte, einmal ein Land gebe, wo die Nacht bis auf wenige Augenblicke sich verkürze, wie umgekehrt Herodot IV. 25 von einem Volk im Norden gehört hatte, das sechs Monate schlafe. Die Frage ist nur, ob und wo der Grieche im Umkreise des mittelländischen Meeres zu einer solchen Folgerung gelangen konnte."

Müllenhoff selbst gelangt zu dem Schlusse, dass der Umkreis des Mittelmeeres nicht ausreicht für die Wahrnehmung, die den citirten Versen zu Grunde liegt und dass innerhalb desselben die Verlängerung der Dämmerung nicht auffällig genug wird, um davon die Folgerung der Sage abzuleiten. Er hält es daher für das Wahrscheinlichste, dass die erste sagenhafte Kunde von den hellen Nächten des Nordens den Griechen auf demselben Wege gekommen sei, auf dem sie das Zinn

---

[1]) Diese Urheimat wird Airjana-vaêja, der Ariersame, genannt; es heisst von ihr im ersten Capitel des Vendidad in der Uebersetzung von Spiegel (Avesta. Leipzig 1852, S. 62):

9. „Zehn sind dort Wintermonate, zwei Sommermonate.
10. Und diese sind kalt an Wasser, kalt an Erde, kalt an Bäumen.
11. Hinauf zu der Erde Mitte, dann zu der Erde Herz
12. kommt dann der Winter hinzu, dann kommt das Meiste der Uebel".

und den Bernstein erhielten, nämlich durch die Phönizier, so dass sie ihnen nur dazu gedient habe, die Lage eines Volkes in fabelhafter Ferne zu bezeichnen. Wir brauchen weder zu dieser Annahme noch zu der noch weniger wahrscheinlichen Erklärung Lauers[1]) unsere Zuflucht zu nehmen. Das Richtige hat hier Krates von Mallos[2]) gesehen, dass wirklich an unserer Stelle die hellen Nächte des Polarkreises gemeint sind, von denen ja die Arier von ihrer nordischen Heimat aus Kenntnis haben konnten.[3]) Eine indirecte Bestätigung dieser Annahme liegt auch darin, dass die Laestrygonen als ein Volk mit Riesenleibern von ungeheurer Stärke geschildert werden; es heisst von ihnen (v. 119):

φοίτων ἴφθιμοι Λαιστρυγόνες ἄλλοθεν ἄλλος,
μυρίοι, οὐκ ἀνδράσσιν ἐοικότες, ἀλλὰ Γίγασιν.
οἵ ῥ' ἀπὸ πετράων ἀνδραχθέσι χερμαδίοισιν
βάλλον.

Bedenkt man, dass die arischen Hellenen auf ihrem Zuge nach Griechenland vielfach auf Völker turanischer und semitischer Race, also auf Völker von schwächerem Körperbau, als sie selbst besassen, stiessen, so findet man es leicht begreiflich, dass sie den hohen Norden Europa's mit förmlichen Riesen bevölkerten, da sich ihnen auf Grund ihrer Wahrnehmungen förmlich der Gedanke aufdrängen musste, dass der Mensch, je weiter nordwärts er wohne, an Grösse und Stärke zunehme. Die Griechen wussten jedoch nicht allein von den hellen Nächten

---

[1]) Vgl. Ameis, Anhang zu Homer's Odyssee. 2. Heft. Leipzig 1869, S. 47.

[2]) Geminus, Elem. astron. 5: φησὶ (nämlich Πυθέας ὁ Μασσαλιώτης) γοῦν ἐν τοῖς περὶ τοῦ ὠκεανοῦ πεπραγματευμένοις αὐτῷ ὅτι „ἐδείκνυον ἡμῖν οἱ βάρβαροι ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται." συνέβαινε γὰρ περὶ τούτους τοὺς τόπους τὴν μὲν νύκτα παντελῶς μικρὰν γίνεσθαι ὡρῶν οἷς μὲν β', οἷς δὲ γ', ὥστε μετὰ τὴν δύσιν μικροῦ διαλείμματος γενομένου ἐπανατέλλειν εὐθέως τὸν ἥλιον. Κράτης δὲ ὁ γραμματικός φησι τῶν τόπων τούτων καὶ Ὅμηρον μνημονεῦσαι ἐν οἷς φησὶν Ὀδυσσεύς „Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην" κτλ. περὶ γὰρ τοὺς τόπους τούτους, γινομένης μεγίστης ἡμέρας ὡρῶν κα' ἰσημερινῶν, ἡνὺξ μικρὰ παντάπασιν εἶναι ἀπολείπεται ὡρῶν γ', ὥστε πλησιάζειν τὴν δύσιν τῇ ἀνατολῇ κτλ.

[3]) Schon in Stockholm kann man die Erscheinung der hellen Nächte beobachten. Es geht daselbst vom 17. bis zum 21. Juni die Sonne um 2 Uhr 45 Minuten morgens auf und am ersten Tage abends um 9 Uhr 16 Minuten, an den folgenden um 9 Uhr 17 Minuten unter. Während einer Reihe von Tagen tritt überhaupt keine Dunkelheit, sondern nur eine etwa drei Stunden dauernde Dämmerung ein. In Tromsö herrscht andauernder Tag vom 20. Mai an bis zum 22. Juli und ist während dieser Zeit die Sonne ganz sichtbar. Umgekehrt herrscht andauernde Dämmerung daselbst vom 25. November bis zum 17. Jänner.

der nördlichen Zone, sie wussten auch davon, dass das Gegentheil dieser Erscheinung eintrete, dass nämlich die Sonne am Horizonte gar nicht sichtbar werde. Es geht dies hervor aus Odyssee XI. 12—19, wo es heisst:

δύσετό τ' ἠέλιος σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί,
ἡ δ' ἐς πείραθ' ἵκανε βαθυρρόου Ὠκεανοῖο.
ἔνθα δὲ Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμός τε πόλις τε,
ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι· οὐδὲ ποτ' αὐτοὺς
ἠέλιος φαέθων καταδέρκεται ἀκτίνεσσιν,
οὔθ' ὁπότ' ἂν στείχῃσι πρὸς οὐρανὸν ἀστερόεντα,
οὔθ' ὅτ' ἂν ἂψ ἐπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανόθεν προτράπηται,
ἀλλ' ἐπὶ νυὶ ὀλοὴ τέταται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Diese Verse gewinnen noch deshalb an Bedeutung für unsere Frage, weil ausdrücklich gesagt wird, dass die Kimmerier dieses der Sonne entbehrende Land bewohnen, und man andererseits mit Recht annimmt, dass die Kimmerier gleicher Herkunft sind mit den Kimbern, die noch in historischer Zeit Dänemark bewohnten. Diesen Kimmeriern weist nun die Sage eine bedeutend nördlicher gelegene Heimat zu, nämlich „die vom Okeanos gebildeten Grenzen der Erde," was eben vollkommen auf die vom Meere umflossene skandinavische Halbinsel, das arische Stammland, passt. [1]) Durch alle diese wahrheitsgemässen Züge von dem Lande der Kimmerier bekundet der Dichter der Odyssee, dass die alten Hellenen noch nicht alle Erinnerungen an ihre nordische Heimat vergessen hatten. Was das Wort Kimmerier an und für sich anlangt, so erklärt man es als „Männer der Dunkelheit" [2]); es ergibt sich dies, wie ich später zeigen werde, aus der

[1]) Damit stimmen auch die Angaben mehrerer alten Schriftsteller (Quintil., Declam. 3, Polyaen. VIII. 10, Plut., Marcus 16), dass die Kimmerier, welche in früher Zeit Einfälle nach Asien unternommen haben, nur ein Theil sind eines Volkes, dessen grösster und kriegerischester Theil ein schattiges, waldiges Land bewohne, das nur wenig von der Sonne erwärmt werde und dem der Pol fast über dem Scheitel stehe. Anfangs habe man es Kimmerien, später erst Kimbern genannt. Vgl. hierüber Ukert, Germania 324 und Skythien 343. Der Wort Kimmerier ist daher ein alter Name zur Bezeichnung des arischen Urvolkes.

[2]) Ameis, Homer's Odyssee. I. Band, 2. Heft. Leipzig 1865, S. 109. Richtiger dürfte es wohl sein das Wort Kimmerier mit „Männer des Dunkellandes" zu übersetzen und es auf ein Wort ˣkimeriâ (ˣkameriâ) = Dunkelland vom Stamme kamara dunkel zurückzuführen.

Etymologie des Wortes und lag es auch nahe die Männer des nebligen, der Sonne so häufig entbehrenden Nordens so zu benennen.

Dass sich diese Schilderungen Homer's vom Lande der Lästrygonen mit seinen hellen Nächten und vom Lande der Kimmerier, wo „rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen" und wohin der Eingang zur Unterwelt verlegt wird, auf den skandinavischen Norden mit seinen wunderbaren Naturerscheinungen und seinen grossen Gefahren, die sich dem Wanderer zu Wasser und zu Lande entgegen stellen, bezieht, dafür lassen sich noch andere Momente geltend machen, die geeignet sind, jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Deutung zu verscheuchen.

Es ist das Verdienst Müllenhoff's [1]) nachgewiesen zu haben, dass die Sage von Odysseus und die deutsche Sage vom Orendel (ahd. Ôrentil, altn. Aurvandil) dem Wesen und der Bedeutung nach identisch sind, und dass sich die Uebereinstimmung selbst auf Unwesentliches erstrecke. Orendel ist, wie derselbe Forscher nachweist, „der auf der See hin und her schweifende oder der segelfertige, befahrene Mann." Die frühzeitige weite Verbreitung des Namens bei Franken, Baiern und Longobarden in Italien beweise nur die frühzeitige weite Verbreitung des Mythus.

„Ja dieser ist als urgermanisch anzuerkennen, da ein wesentlicher Theil von ihm auch in Verbindung mit einer altnorwegischen Göttersage vorkommt, wodurch die Herstellung des vollständigeren und reicheren deutschen Mythus, den die rohe Willkür des rheinischen Spielmanns zertrümmerte, nicht wenig erleichtert und vereinfacht wird."

Orendel ist offenbar eine historische Person, einer jener ersten Arier, die den Muth hatten, auf einem schwachen Schiffe sich den Gefahren des Meeres auszusetzen. Er gelangt in das „wüetende mer", wird nach einiger Zeit vom Sturme erfasst und in das wilde Kleber- oder Lebermeer geworfen. „Dieses ist," wie Müllenhoff bemerkt, „nach den ältesten, unzweideutigsten Zeugnissen, nach alter britischer Ansicht nichts anderes als das geronnene Meer (mare Cronium) des Pytheas nördlich von den Orkaden gegen und um den Polarkreis. Jenseits desselben begann der oceanus glaciatus oder caligans des Adam von Bremen, das „finstere Meer" der Kudrun und der Brandanslegende,

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. I. 30 — 46.

das Eismeer, wo am Ende des Himmels jenseit der Elivâgar nach der nordischen Hymisquiða der Riese Hŷmir [1]), der „Dämmerer", zwischen den Eisbergen seine geräumige Wohnung hat mit weiten Hallen und wie ein Fürst haust, umgeben von einem zahlreichen vielhäuptigen Volk, das in Höhlen lebt und ihm Folge leistet." Aus dem Lebermeer befreit, werden Orendels Schiffe abermals von einem wüthenden Sturme überfallen und mit allem Heer von den Wellen verschlungen. Nur er selbst erreicht an eine Diele geklammert nackend das Land, wo er sich in den Sand gräbt und am vierten Tage von Meister Îse gefunden wird, der ihn als Knecht in seinen Dienst nimmt. Dessen Frau erbarmt sich bald des armen Fremdlings und versieht ihn mitleidig mit schlechten Kleidern. Endlich wird er entlassen. Die Befreiung wird im nordischen Aurvandil-Mythus durch Thor's Reise herbeigeführt, ähnlich wie in der griechischen Dichtung, wo sie durch die Sendung des Hermes erfolgt. Derselbe nordische Mythus Aurvandil lässt den Helden dann zu seiner Frau zurükkehren, ganz so wie die griechische Sage, während er im Spielmannsgedichte eine Brautfahrt nach Jerusalem unternimmt, um die Frau Brîde zu gewinnen. Er erscheint daselbst wie Odysseus auf Ithaka im elendsten Aufzuge, in grober bäurischer Tracht und in dem unansehnlichen grauen Rock. Niemand kennt ihn und er verheimlicht seinen Namen. Allein nach seinen ersten Siegen über die Heiden begrüsst ihn Brîde mit Kuss und Umarmung als Herrn und König im Lande, besteigt nach neuen Siegen mit ihm als ihrem Gemahl das Bette und nach abermaligen Siegen, als Orendel sich endlich zu erkennen gibt, empfangen ihn auch die „Tempelherren", die Mannen der Brîde, als ihren Herrn.

Es ist nicht schwer aus der mythischen Umkleidung den historischen Kern herauszuschälen. Orendel-Odysseus, ein altarischer König des Nordens, gelangte, nachdem er alle Gefahren einer nordischen Seefahrt bestanden hatte, wieder glücklich nach Hause, wo man ihn nicht mehr erwartet hatte und bereits Anstalten traf, sich in den Besitz seiner Frau und seines Reiches zu setzen. Ich halte diese Deutung des ganzen Mythus für wahrscheinlicher, als die Deutung, die Uhland und Müllenhoff demselben gegeben haben, welche in ihm eine chthonische Bedeutung finden.

---

[1]) Es ist kein Zweifel, dass ein und derselbe Stamm dem Namen Hŷmir und dem Namen Kimmerier zu Grunde liegt.

Zu dieser Deutung führte letzteren der Name der nordischen Grôa (Χλόη) nicht minder wie der Name der „Gewandwirkerin" Penolope, ausserdem folgende Erwägung: „Wo man übereinstimmende Sagen bei verschiedenen Völkern findet, ist man immer geneigt entweder Entlehnung oder Urgemeinschaft anzunehmen, ohne ein drittes, die Möglichkeit gleicher und übereinstimmender Erfindung in Anschlag zu bringen. Von Entlehnung kann hier nicht die Rede sein, es müsste denn den alten Germanen etwa durch die römischen Antiquare, die am Niederrhein nach dem Ulixes forschten und in Asciburg sogar eine Inschrift von ihm fanden, die Odyssee bekannt worden sein und sie an der Fabel gleich eine Kritik geübt haben, die ihre philologischen Nachkommen bis zu diesem Augenblicke noch versäumt hatten, oder es müsste auf irgend eine unerfindliche Weise schon die Urfabel der Odyssee an den Niederrhein verpflanzt sein. Dass aber der Mythus den Griechen und Germanen urgemein war, ist nicht anzunehmen, weil dem arischen Urvolk wenn auch nicht die Kenntnis des Nachens und Fahrzeugs, doch die Anschauung des Meeres gebrach." Müllenhoff kommt also zu dem Schlusse, dass gleiche Ursachen und Umstände auch dieselbe Wirkung haben und gleiche oder doch sehr übereinstimmende Sagen überall entstehen, wo die Bedingungen in der umgebenden Natur und im Wesen und Leben der Menschen dafür zusammentreffen.

Dagegen ist zu bemerken, dass es keineswegs richtig ist, dass die Arier in ihrer Urheimat das Meer nicht gekannt haben. Es lässt sich das Gegentheil aus dem gemeinsamen arischen Wortschatze auf das Bestimmteste nachweisen, wie ich sofort zeigen werde. Damit entfällt der Haupteinwand gegen die Annahme einer Urgemeinschaft des Mythus und wir sind daher vollkommen berechtigt, aus demselben alle jenen Schlussfolgerungen für unsere Hypothese zu ziehen, die wir vorhin auch wirklich gezogen haben.

Dass die Arier schon in ihrer Urheimat das Meer gekannt haben, ergibt sich aus dem Umstande, dass sich die gleiche Bezeichnung desselben in fast allen arischen Sprachen nachweisen lässt: sanskr. mîra Ocean; lat. mare Meer; altgall. more, z. B. in Aremorici, altir. muir Meer (Gen. mara), cymr. môr, myr, corn. môr; lit. marė-s Plur. Fem. das Haff; altsl. und russ. morje Meer; goth. mari-saiv-s See, marei Meer, altn. mâr, ags. mere, alts. meri, ahd. mari Meer.[1]) Dasselbe

[1]) Fick, Vergl. Wörterbuch. I. 717.

Wort fand auch Aufnahme in den finnischen Sprachen, ein Umstand, der, wie ich später zeigen werde, ganz besonders geeignet ist, jeden Zweifel an der Richtigkeit der Annahme, dass die Arier noch vor ihrer Trennung das Meer gekannt hatten, zu beseitigen. Es findet sich finn. karel. olon. meri, ehstn. merri, liv. merj, lapp. märra, syrj. morä, votj. morja, mordw. more Meer.[1])

Die alten Arier bauten aber auch Schiffe, mit denen sie das Meer befuhren, wie aus folgenden Wörtern hervorgeht: sanskr. nau, nâvâ Schiff; altpers. nâvi Schiff; griech. ναῦς Schiff, Εὐ-νηΓο-ς, Εὔ-νηο-ς n. pr. mit gutem Schiff, der Sohn des Argoführers Jason; lat. nau- in naufragus schiffbrüchig, nâvi-s Schiff; altir. nau, meist nói, Gen. nóe Schiff; altn. nau- in nau-st Schiffsstation, nô-r poët. Schiff, isl. nô-r Nachen aus einem Baumstamme gehöhlt (Bugge), ags. naca, alts. nako, ahd. nacho Nachen, mhd. nou, nâwe, nauwe = lat. navis.[2]) Hieraus folgt unzweifelhaft, dass die Urheimat der Arier am Meere gelegen sein müsse. Freilich könnte man hieraus nicht unmittelbar folgern, dass diese Urheimat gerade Skandinavien gewesen sei; sie könnte ebenso gut Norddeutschland oder die kymbrische Halbinsel gewesen sein. Allein auch in diesem Falle spricht die historische Analogie für Skandinavien. Gerade die Bewohner Skandinaviens waren von jeher als ausgezeichnete und unternehmende Seeleute berühmt und dieser Ruhm datirt nicht erst aus den Zeiten des Mittelalters (Normannen), er geht zurück bis auf die älteste Zeit, von der wir überhaupt historische Kunde haben. Tacitus[3]) bemerkt ausdrücklich von den Suiones, den Vorfahren der heutigen Schweden und Norweger: „Suionum hinc civitates, sitae in Oceanum, praeter viros armaque classibus valent." Und wir begreifen nur zu gut, dass Skandinavien, das, ringsum vom Meere umflossen, nur gegen Norden hin eine Ausbreitung der Bevölkerung ermöglichte, schon frühzeitig seine Bewohner förmlich dazu zwingen musste auf Mittel zu sinnen, um über das Meer hin nach dem gegenüberliegenden Continente den Ueberschuss der sich vermehrenden Bevölkerung zu bringen. Wir dürfen dabei keineswegs an grosse Schiffe denken; wissen wir doch aus Plinius,[4]) dass noch die

[1]) Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's. II. Darmstadt 1880, S. 233.

[2]) Fick, Vergl. Wörterbuch. I. 130, 653.

[3]) Tacitus, Germ. 44.

[4]) Plinius, Hist. nat. XVI. 76.

germanischen Seeräuber in ausgehöhlten Baumstämmen das Meer befuhren. Und noch bis in unsere Tage hinein waren auf den Alpenseen die sogenannten Einbäume im Gebrauch, die erst in neuerer Zeit durch andere Fahrzeuge ersetzt wurden.

Es wurde schon vorhin ein arisches Wort (Meer) angeführt, das in die finnischen Sprachen Eingang gefunden hat. Es ist dies keineswegs das einzige Wort, sondern es lassen sich solche arische Lehnworte im Finnischen in grosser Anzahl nachweisen. Indem wir diese Thatsache vorderhand constatiren, gelangen wir zur Besprechung einer Frage, die sowohl in linguistischer wie in anthropologischer Hinsicht zu den interessantesten Fragen gehört, die seit einigen Jahren in den Vordergrund der wissenschaftlichen Discussion getreten sind, für uns aber noch dadurch eine weitere Bedeutung hat, als mit der Frage nach der eigentlichen Natur der Beziehungen, die zwischen den ugro-finnischen Stämmen und den Ariern bestehen, auch unsere Frage nach dem Urtypus und der Urheimat der Arier in innigstem Zusammenhang steht. Die Finnen gelten bekanntlich als blond und Virchow vor allen war es, der auf das Vorkommen der blonden Haarfarbe bei diesem nicht-arischen Volksstamme mit ganz besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht und auch darauf hingewiesen hat, dass nicht alle Finnen in dem Masse brachycephal seien, wie man es bisher auf Grund weniger Untersuchungen vermuthet hätte.[1]) Es leuchtet von selbst ein, dass die Annahme, die blonde Haarfarbe und die dolichocephale Schädelbildung wären ausschliessliches Eigenthum der arischen Race, hinfällig wäre, liesse sich nicht nachweisen, dass das Vorkommen der blonden Haarfarbe bei den Finnen und ihr minder grosser Breitenindex als das Ergebnis der Kreuzung mit arischen Elementen aufzufassen sei. Zunächst ist zu bemerken, dass bedeutende russische Forscher mit grosser Entschiedenheit bestreiten, dass die Zahl der Blonden unter den Finnen so gross sei, wie gewöhnlich angenommen werde. So sagt Mainow,[2]) dass man von Jugend auf gehört habe, dass die Finnen blond seien und hätte es geglaubt. In Wirklichkeit sei

---

[1]) Verhandlungen der VII. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Jena im Jahre 1876, S. 92.

[2]) Das alte und neue Russland. III. Jahrgang (1877). II. Band, S. 38—58 und 133—144. Vgl. das Archiv für Anthropologie. XI. 329.

jedoch das Gegentheil der Fall: die Untersuchungen Ahlquist's hätten die Schwarzhaarigkeit der Ostjäken und Vogulen dargethan, Castrén habe uns überzeugt, dass unter den Samojeden blonde Haare selten seien, dasselbe habe er selbst bei den Mordvinen gefunden und auch unter den Tschuden zeige sich dasselbe und es seien der dunkelhaarigen Individuen viel mehr als der hellhaarigen, wie das auch von den Karelen, den Magyaren und Lappen bekannt sei. Nach Mainow beträgt der Breitenindex bei den heutigen Finnen in Finnland im Mittel 78,59 und den Lappen 81,61; die Tschuden nehmen die höchste Stelle unter allen finnischen Völkern ein mit 83,37. G. Retzius [1]) kommt ebenfalls zu dem Ergebnisse, dass die finnischen Schädel unter die brachycephalen eingereiht werden müssen. Ebenso bemerkt Stieda [2]) in Bezug auf die Ehsten, dass unter 100 von ihnen nur $^1/_3$ wirklich blond sind, dagegen $^2/_3$ dunkle oder hellbraune Haare haben und dass ihre Schädel an der Grenze der Mittel- und Kurzköpfigkeit stehen. Lenhossék ermittelte aus seinen in Budapest im Jahre 1875 an 130 Männern magyarischer Herkunft vorgenommenen Messungen 82,2 und J. Horváth und J. Pohl, die 50 Magyaren auf dem Lande massen, 83,3 als mittleren Breitenindex. Die Indices von 81—85 zeigen die stärkste Quote. [3]) Dass das blonde und dolichocephale Element bei den Finnen arischen Ursprungs sei und dass alle Modificationen, die der turanische Typus bei ihnen erlitten hat, durch Kreuzung mit ur-arischen und arisch-germanischen Elementen bewirkt worden seien, beweist in unwiderleglicher Weise die Sprache der ersteren, insofern sie zeigt, dass in alter und neuer Zeit sehr enge Beziehungen zwischen Ariern und Ugro-Finnen stattgefunden haben müssen. Das hohe Alter dieser Beziehungen ergibt sich zunächst daraus, dass einzelne arische Wörter in allen oder doch in den meisten finnisch-ugrischen Sprachen nachweisbar sind, woraus folgt, dass sie aus dem Arischen schon zu einer Zeit entlehnt worden sind, wo die Ugro-Finnen noch eine Einheit bildeten. Ich begnüge mich mit wenigen Beispielen. So erscheint das arische Zahlwort hundert (sanskr. çatam,

---

[1]) G. Retzius, Finska Kranier. Stockholm 1879, p. 194, wo es heisst: „Selon moi, ces crânes doivent être plutôt rangés parmi les brachycéphales."

[2]) Verhandlungen der IX. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Kiel im Jahre 1878, S. 109.

[3]) Vgl. P. Hunfálvy, Die Ungern. Wien und Teschen 1881, S. 252.

griech. ἑ-κατόν, altsl. sŭto u. s. w., Grundform ˣkatam) in folgenden Sprachen: finn. sata, ehstn. sadda, liv. sada, lapp. tjuote, čuötte, tsekke, mokša-mordw. śada, ersa-mordw. śado (sjado), čerm. šydö, šyde, sjudo, syrj. sjo, šo, wotj. śu (sju), sjü, ostj. sôt, sât, wog. sat, schätt, magyszás. Ebenso erscheint lat. porcus, altsl. prasę, u. s. w. Schwein (Grundform ˣparkas) im finn. ehstn. porsas, ehstn. pörsas, liv. perm. pors, liv. pôras. veps. porzas, wotj. pörzas, mordw. purts, dial. purhts Ferkel, ostj. pûrsaš, pôres Schwein.[1])

Auf der anderen Seite zeigen die finnisch-ugrischen Sprachen Wörter, die in dem räumlich zunächst gelegenen Sprachgebiete — dem germanischen und litu-slavischen — entweder gar nicht vorkommen oder eine solche Lautgestalt haben, die der ursprünglichen urarischen Lautgestalt so ausserordentlich nahe kommt, dass man hieraus ersieht, dass die Beziehungen der Arier zu den Ugro-Finnen in eine Zeit fallen, wo erstere noch ein einheitliches Volk bildeten. Schon Cuno hat dies erkannt und sich hierüber in folgender Weise geäussert:[2]) „Der finnische Sprachschatz zeigt auch ausschliessliches Gemeingut mit dem Sprachschatz solcher indogermanischer Völker, mit denen die Finnen, soviel wir wissen, niemals in Berührung gekommen sind, und die Zahl dieser Wörter ist zu gross, als dass man sich bei der Annahme beruhigen könnte, dass auch das Slavische, das Deutsche, das Nordische jene Ausdrücke in früheren Perioden besessen haben, dass sie damals das finnische Element entlehnt habe. Und diese Wortgemeinschaft zeigt sich auch und als sehr bedeutend auf Gebieten, welche zu dem wesentlichen Erbtheil der Sprachen gehören, wo also Entlehnung nur höchst selten ist, nämlich in den Zahlwörtern, in den Fürwörtern, in den Ausdrücken für die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen und für die Grundelemente des gewöhnlichen Lebens.“ Ich erinnere an finn. paimen Hirt, griech. ποιμήν, lit. pëmů, Gen. pëmens u. s. w. Hirtenknabe; finn. kansa, karel. kanža, ehstn. kaasa u. s. w. Volk, Gefolge, Verkehr, Praep. mit im Vergleiche zu goth. ahd. hansa Schaar lat. con, cons- in cons-ul; mordw. šandal Leuchter im Vergleiche zu lat. candela, wogegen finn. künntilä, ehstn. künal, Gen. küündla, wot. küntteli,

[1]) Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Aus dem Dänischen übersetzt von Sievers. Halle 1870, S. 3 und Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's. II. 217.

[2]) Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. I. Die Skythen. Berlin 1870, S. 50.

lapp. kyndel, kintel dem altn. kyndill näher steht; perm. syrj. kynör, kunör Wolke, finn. hämärä, liv. ämâr Dämmerung, ehstn. hämmerus, ämmarus Dunkelheit, hämmär Dunkel u. s. w. im Vergleiche zu griech. κέμμερον γὰρ λέγουσιν τὴν ὁμίχλην Etym. m. v. Κεμμέριοι und κάμμερος ἀχλύς, κέμμερος ἀχλύς, ὁμίχλη Hesych.; finn. kampura, kämpyrä, kampela gekrümmt, schief neben kumärä mit derselben Bedeutung im Vergleiche zu griech. καμπ-ή, -ύλος, -τειν, lit. kumpas krumm, lett. kumpt krumm werden, goth. hamfs, ahd. hamf κυλλός; finn. karwas herb, bitter im Vergleiche mit nhd. herb, ahd. harw, mhd. herwe; syrj. karny, kerny, votj. karyny machen im Vergleiche zu sanskr. kṛ (kar) mit derselben Bedeutung; finn. kaapa, ehstn. kabi, liv. käba, veps. kabî, finn. vot. kopio, lapp. gwepper, guopper im Vergleiche zu sanskr. çapha, germ. hôf u. s. w. Huf (altsl. kopyto); finn. kapris, kauris, karel. kabriš, liv. kabbör, kabr, lapp. habres, dial. harves im Vergleiche zu altn. hafr, lat. caper Bock; finn. nepa, Gen. newa, lapp. näpat u. s. w. im Vergleiche zu altpers. napât u. s. w., ags. nefa u. s. w. Neffe; finn. tuoni, lapp. tuona Tod, finn. tuonela, lapp. tuonen eimo Unterwelt, Hölle im Vergleiche zu griech. θάνατος Tod; finn. tarwas, ehstn. tarwo Ochse im Vergleiche zu dem gleichbedeutenden kelt. tarw; finn. lukea lesen, hersagen, zählen, für etwas halten im Vergleiche zu griech. λέγειν, lat. legere. [1]) Aus dem Magyarischen führe ich an szarvas Hirsch im Vergleiche zu lat. cervus, cambr. karw, carw (Grundform *karvas) Hirsch. Zahlreiche andere lexikalische Belege für die engen Beziehungen, in denen einst die Ugro-Finnen zu den Ariern während der proethnischen Periode beider gestanden haben müssen, enthalten die Arbeiten von Thomsen, Ahlquist, Anderson und Diefenbach, auf die ich hiemit verweise. An Urverwandtschaft des Arischen und Ugro-Finnischen, die Anderson anzunehmen geneigt ist, ist keineswegs zu denken. Dagegen spricht die grosse Verschiedenheit im morphologischen Bau dieser Sprachen, der ganz abweichende Lautcharakter derselben, was sich recht deutlich zeigt, wenn wir nicht so sehr die Lautgestaltungen aus dem Sonderleben der arischen Sprachen, als vielmehr die im Wege der Vergleichung sich ergebenden Grundlaute mit einander vergleichen, sowie der Umstand, dass die finnisch-ugrischen Sprachen einerseits so viele Uebereinstimmungen mit den übrigen

---

[1]) Diefenbach, a. a. O. 224, 226, 227, 228. 229, 234, 237, 259 und Anderson, Studien zur Vergleichung der indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachen. Dorpat 1879, S. 107.

ural-altaischen Sprachen aufweisen, vor allem die Erscheinung der sog. Vocalharmonie, dass eine Trennung derselben von dieser ganzen Gruppe nicht möglich ist. Es müsste also die Annahme einer arisch-finnischen Urverwandtschaft auch auf die ural-altaischen Sprachen ausgedehnt werden, eine Annahme, die ganz unzulässig ist. Aber auch an Sprachentlehnung im gewöhnlichen Sinne des Wortes darf man in unserem Fall nicht denken. Dagegen spricht zunächst der Umstand, dass die finnisch-ugrischen Sprachen so zahlreiche und so überraschende Uebereinstimmungen mit den arischen Sprachen nicht nur in lexikalischer Hinsicht, sondern auch, wie Anderson nachgewiesen hat, selbst im morphologischen Baue zeigen. Es stimmen überein nicht nur die persönlichen Fürwörter, sondern auch in ganz besonderer Weise die Demonstrativa, Interrogativa und Relativa. Auch die Wortbildungssuffixe der finnisch-ugrischen Sprachen zeigen dieselbe Form und Bedeutung wie die der arischen Sprachen. Aber auch die Declination [1]) (Nominativ, Genitiv, Accusativ) und Conjugation hat grosse Aehnlichkeit mit der arischen. Insbesondere sind es die Personalendungen, von denen einzelne den arischen Grundformen weitaus näher kommen, als es sonst in irgend einer arischen Sprache der Fall ist. Es lauten dieselben im Präsens: für die erste Person Sing. n, (früher) m (aus ma) und o, a, für die zweite Pers. t (d) (aus ta), für die erste Person Plur. mme [2]) (aus ma+na durch Assimilation des n zu m), für die zweite Pers. tte (aus ta+ta).

Auf Grund dieser Thatsachen gelangt man dazu, dem Satze, zu dem einst Fr. Dietrich [3]) in seinen Untersuchungen über das Verhältnis der germanischen Sprachen zu den finnisch-lappischen gekommen ist, dass nämlich das Lappische unter die ältesten Erkenntnisquellen für das Germanische zu stellen sei, eine weitere Fassung zu geben:

---

[1]) Diese Aehnlichkeit tritt noch schärfer hervor, wenn man mit Andersons Ausführungen das vergleicht, was ich in meiner „Nominalflexion der indogermanischen Sprachen“ (Wien 1878) S. 123 und 165 über die ursprüngliche Bedeutung der arischen Casusformen auseinandergesetzt habe.

[2]) Dieses Suffix erscheint auch im Altsl. als -mŭ und im Griech. als -μεν, lautgesetzliche Entwicklungen aus ursprünglichem -mana; vgl. hiezu Penka, Indogerm. Nominalflexion 141 Anm. In Betreff der Assimilation des n zu m im Finn. vgl. Ujfalvy et Hertzberg, Grammaire finnoise. Paris 1876, p. 17; aus en-mä (nicht ich) wurde emmä.

[3]) Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. III. 32.

die finnisch-ugrischen Sprachen gehören zu den ältesten Erkenntnisquellen für das Arische überhaupt und müssen daher bei dem vergleichenden Studium der arischen Sprachen geradeso berücksichtigt werden, wie man bisher alle rein arischen oder als solche geltenden Sprachen berücksichtigen zu müssen geglaubt hat.

Eine so tief greifende Beeinflussung einer Sprache durch eine andere, wie sie in diesem Falle durch das Arische auf das Finnisch-Ugrische ausgeübt worden ist, würde sich keineswegs erklären, wollte man nur flüchtige Begegnungen, wie sie sich etwa durch den Handelsverkehr, vorübergehende Raub- und Kriegszüge ergeben, annehmen. Sie hat ein längeres Zusammensein in einem und demselben Lande zur nothwendigen Voraussetzung und dass dies der Fall war, zeigt eben die physische Verschiedenheit (blonde Haarfarbe) der Ugro-Finnen von den übrigen Völkern der ural-altaischen Sprachgruppe. Könnten wir das Land näher bestimmen, wo die Ugro-Finnen als ein einheitliches Volk vor ihrer Trennung gelebt haben, so hätten wir einen wichtigen Anhaltspunkt zur genaueren Bestimmung der Richtung gewonnen, den die arische Wanderung zuerst genommen, damit aber auch zugleich zur näheren Bestimmung der Ursitze der Arier selbst. Nach Ahlquist[1]) wäre die ursprüngliche Heimat der Westfinnen hoch im Norden, etwa zwischen dem 60. und 64. Breitengrade zu suchen. Wäre diese Annahme richtig, würde sie entschieden mehr für Skandinavien als für Deutschland als arisches Urvaterland sprechen. Allein Anderson[2]) bekämpft diese Annahme und glaubt die Urheimat der Westfinnen um einige Grade südlicher verlegen zu müssen. Von dieser Seite also fällt kein Strahl der Aufklärung auf unsere Frage.

Um so beredter sprechen die archäologischen Zeugnisse für die skandinavische Herkunft der Arier. Schon Dr. Wankel[3]) weist auf die täuschende Aehnlichkeit der in Südrussland gefundenen Steinwerkzeuge (Hämmer, Sägen, Lanzenspitzen, Dolche u. s. w.) mit den in Schweden, Dänemark und Norddeutschland gefundenen hin. Es hat dann Aspelin[4])

---

[1]) Ahlquist, Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen. Helsingsfors 1875, S. 1, 37, 268 u. a.

[2]) Anderson, a. a. O. 117.

[3]) Mittheilungen der Wiener anthropolog. Gesellschaft. V. 10.

[4]) Aspelin, Muinais jäännöksia Suomen Suoun Asumus Aloilta. Antiquités du Nord Finno-Ougrien. Helsingfors, Petersburg, Paris. Erstes Heft.

in seinem grundlegenden Werke über die finnisch-ugrischen Alterthümer gezeigt, dass die alten Steingeräthe nicht nur der Ostseeprovinzen und Litauens, sondern auch Finnlands und des ganzen Nordrusslands eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den skandinavischen aufweisen, so dass die alte Steincultur in diesen Ländern als eine Abzweigung der nordgermanischen erscheine, die sich bis nach Polen und Galizien verfolgen lasse.

So ergänzt in überraschender Weise die Archäologie die Lücke, die die Linguistik gelassen und bestätigt aufs Neue die Annahme, zu der schon so viele Thatsachen und Erwägungen geführt haben, dass nämlich Skandinavien als die Urheimat der Arier anzusehen sei und dass von dort die arische Auswanderung zuerst die Richtung gegen das westliche Russland genommen habe und dass die Ugro-Finnen die ersten waren, welche eine bedeutende Einwirkung in physischer, linguistischer und cultureller Hinsicht von Seite der Arier erfahren haben.

Damit ist die Zahl der Argumente, welche für Skandinavien als Urheimat der Arier sprechen, noch keineswegs erschöpft. Ich will kein sonderliches Gewicht darauf legen, dass nach alten Stammsagen und den Berichten alter Schriftsteller (Jordanis und Paulus Diaconus) einige der bedeutendsten deutschen Stämme aus Skandinavien gekommen seien. Es wird dies ausdrücklich von den Gothen und Longobarden berichtet und auch die Burgunder sollen nach einer sehr alten vita Sigismundi ebenfalls aus Skandinavien gekommen sein. Damit ist wenigstens bewiesen, dass in historischer Zeit Wanderungen aus Skandinavien stattgefunden haben und was in historischer Zeit geschehen ist, kann auch für die vorhistorische Zeit angenommen werden. Weit wichtiger ist jedoch die Thatsache, dass Skandinavien das einzige Land in Europa ist, in welchem stets nur Arier gelebt haben und welches keine Spur einer vorarischen Bevölkerung zeigt, wie dies bei allen andern Ländern Europa's der Fall ist. Es ergibt sich das aus den Untersuchungen des Freiherrn von Düben, über deren Ergebnisse derselbe auf dem internationalen Congress für vorgeschichtliche Anthropologie und Archäologie in Stockholm (1874) einige Mittheilungen gemacht hat.[1]) Er untersuchte Hunderte von Schädeln der gegenwärtigen Bevölkerung Schwedens aus allen Theilen des Landes und fand immer denselben Typus. Den nämlichen fand er aber auch in den

[1]) Vgl. Schaaffhausen's Referat im Archiv für Anthropologie. VII. 288.

vorhistorischen Gräbern Schwedens, im Stein-, im Bronze-, wie im Eisenalter. „Die Unterschiede sind verschiedene Grade der Entwicklung, nicht Kennzeichen verschiedener Racen; so sind die alten Schädel oft viel länger als die heutigen. Hätten zwei Racen sich in Schweden gemischt, so würden sich die Unterschiede derselben verwischt oder verloren haben. Doch gibt es in den alten Gräbern einige Ausnahmsformen, von 100 in Dänemark und Schweden gefundenen Schädeln sind deren etwa 10, wovon 5 auf Dänemark und ebenso viele auf Schweden kommen. Sie sind alle aus Gräbern des Steinalters und gehören deutlich der lappischen Race an; dies ist unzweifelhaft, es ist kein Unterschied zu finden. Indessen gibt es andere Thatsachen, welche beweisen, dass die Lappen nördlich der Ostsee eingewandert sind und dass sie niemals die skandinavische Halbinsel südlich vom 62. Grade bewohnt haben.“ [1])

Zu diesen Ausführungen von Dübens bemerke ich nur, dass die 5% brachycephaler Schädel in Schweden jedenfalls Lappen oder Finnen angehört haben, die entweder als Kriegsfangene oder als geraubte Sclaven ins Land gekommen waren und uns durchaus nicht berechtigen, eine vorarische brachycephale Bevölkerung anzunehmen, wie wir für Deutschland anzunehmen gezwungen sind. Die eigentliche lappische Einwanderung in das nördliche Skandinavien aber erfolgte jedenfalls erst dann, als bereits die Arier durch Uebersetzung des Meeres ihren Wanderungen eine andere Richtung gegeben und den unwirthlichen Norden ihrer Heimat verlassen hatten, so dass er ohne Kampf von den von Osten her eindringenden Lappen occupirt werden konnte.

Skandinavien galt auch schon den Alten als Ursprungsland der Völker. So sagt Tacitus [2]): „Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos, quia nec terra olim sed classibus advehebantur, qui mutare sedes quaerebant“. Hierin liegt ein deutlicher Hinweis auf ein Land, das vom

[1]) Damit stimmt auch überein, was Thomsen, a. a. O. 10 bemerkt: „Ob sie (die Lappen) dagegen im Skandinavien irgend wesentlich südlicher gewohnt haben als jetzt, ist im hohen Grade unsicher.“ Der in neuester Zeit in einem Steingrabe in Svelrik in Norwegen gefundene Schädel, der älteste Schädel, der überhaupt in diesem Lande gefunden worden ist, zeigt ebenfalls durchaus andere Maasse als die lappischen Schädel. Revue d'anthropologie. 1882, p. 497.

[2]) Tacitus, Germ. 2.

Meere umgeben ist und von dem aus grosse Auswanderungen stattgefunden haben, und dieses Land kann kein anderes sein als Skandinavien. Deutlicher sagt Florus [1]) von den Kelten: „Hi quondam ab ultimis terrarum oris, cum cingerentur omnia Oceano, ingenti agmine profecti". Plinius [2]) nennt Skandinavien eine Insel „incompertae magnitudinis und alter orbis terrarum", woraus man sieht, dass die grosse Bedeutung Skandinaviens auch den Alten nicht unbekannt war. Und Jordanis [3]) sagt geradezu: „Ex hac igitur Scandza insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum cum rege suo Berig Gothi quondam memorantur egressi." Aehnlich urtheilen Paulus Diaconus und Adam von Bremen.

[1]) Florus I. 13.
[2]) Plinius, Hist. nat. IV. 13.
[3]) Jordanis 4.

VIERTER ABSCHNITT.

Entstehung der Menschenracen.

Wir haben gesehen, dass alles dafür spricht, dass die Arier zur Zeit ihrer Sprach- und Stammeseinheit in Skandinavien gelebt haben und dass wir in diesem Lande ihre eigentliche Heimat zu sehen haben. Um dieses Ergebnis ganz zu verstehen und überhaupt die Entstehung der europäischen Völker zu begreifen, ist es unerlässlich, die Frage nach dem Zusammenhange der arischen Race mit den übrigen Racen, sowohl den fossilen wie den noch heute lebenden, unserer Betrachtung zu unterwerfen und dies umsomehr, als die Annahme der skandinavischen Herkunft der Arier für unsere gewöhnliche Vorstellung, die in Asien oder überhaupt in einem warmen Erdtheil die Wiege des Menschen zu sehen gewohnt ist, etwas Befremdendes hat.

Es ist zunächst im hohen Grade auffallend, dass das arische Stammland von dem Verbreitungsgebiete der den Ariern zunächst verwandten Semiten durch einen breiten Ländergürtel getrennt ist, der von jeher von turanischen Brachycephalen bewohnt wird. Diese Verwandtschaft der semitischen Race mit der arischen — dolichocephaler Schädelbau, lockiger Haarwuchs, flexivischer Charakter ihrer Sprachen, mächtige Energie des Willens bilden die hervorstechendsten gemeinsamen Eigenthümlichkeiten der beiden Racen — legt es nahe, dass dieselben noch zu der Zeit eine Einheit bildeten, als bereits alle andern Racen sich von der gemeinsamen Urform herausgebildet hatten. Daraus folgt, dass sie auch räumlich einander einst näher gestanden sein müssen, dass also das Verbreitungsgebiet der Semiten sich entweder mehr nach Norden, oder das der Arier mehr nach Süden erstreckt

habe und dass erst später zwischen beide das turanische Element sich eingekeilt habe.

Es liegt nun nahe die Frage aufzuwerfen: hat sich das turanische Element auf gewaltsamem Wege von Asien, dem Hauptverbreitungsgebiete der Brachycephalen, her den Eintritt in Europa in der Weise erzwungen, dass es die Ario-Semiten auseinander warf, so dass die einen nach Süden und die andern nach Norden gedrängt wurden und sich erst nach dieser Trennung zu den besondern Typen — dem semitischen und arischen — ausbildeten oder geschah die Räumung Mitteleuropa's von Seite der Ario-Semiten freiwillig oder machte sich vielleicht eine andere Ursache geltend, welche dieselbe herbeiführte. Erstere Annahme ist durchaus unwahrscheinlich. Sie verstösst gegen die historische Analogie, insoferne als in der Geschichte stets die Arier den Turaniern gegenüber als Sieger erscheinen. Es sprechen gegen sie auch noch andere Momente, vor allem der Umstand, dass die ältesten brachycephalen Menschen in Europa ganz friedfertig gewesen zu sein scheinen. „Weder in ihren Wohnstätten, noch in ihren Begräbnisstätten wurde eine zum Streite bestimmte Waffe gefunden; auf sie dürfte vielleicht auch passen, was Ross von den Eskimo in der Baffinsbai erzählt, dass sie nämlich nicht begreifen konnten, was Krieg sei.“[1]) Nicht wahrscheinlicher ist die zweite Annahme. Kein Volk verlässt freiwillig und ohne äussere Nöthigung seine bisherige Heimat. Wir müssen also nach einer andern Ursache suchen, um eine Erklärung dafür zu finden, wie es kommen konnte, dass Mitteleuropa für eine turanische Invasion frei wurde.

Bevor wir uns an diese Aufgabe machen, müssen wir zunächst die Frage nach dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes erörtern, um hierauf die Frage nach dem Ursitze desselben in Erwägung zu ziehen.

Dass das Menschengeschlecht einen Ursprung habe und die verschiedenen Menschenracen sich im Verlaufe der Zeit aus einer Urform herausgebildet haben, dafür sprechen zu gewichtige Thatsachen, als dass man an der Richtigkeit dieser Annahme noch länger zweifeln könnte. Zunächst die Thatsache, dass alle noch so verschiedenen Menschenracen fruchtbare Mischlinge mit einander erzeugen können, was nicht möglich wäre, wenn die Racen von allem Anfange an als

[1]) De Quatrefages, Das Menschengeschlecht. II. Leipzig, 1878, S. 66.

verschiedene Species aufgetreten wären, wie es die polygenistische Schule annimmt. Dazu kommt, wie Fr. Müller [1]) bemerkt, die Thatsache, dass die einzelnen Racencharaktere in der Regel erst nach erlangter Pubertät an den einzelnen Individuen deutlich hervortreten und dass nach Darwin die Racenverschiedenheiten am kindlichen Schädel überhaupt nicht nachweisbar sind.

Es konnte daher de Quatrefages [2]) mit Recht behaupten: „Es gibt nur eine einzige Menschenart, wenn der Name Art oder Species in dem Sinne genommen wird, der ihm im Pflanzen- und Thierreiche zukommt."

Wo war nun der Ursitz des Menschen und wann ist er entstanden? Darüber gehen die Ansichten der Gelehrten weit auseinander. Nach de Quatrefages ist es Asien, nach Darwin Afrika, nach Haeckel und Peschel der untergegangene Continent Lemurien, nach M. Wagner das nördliche Europa und Asien, wo die Wiege der Menschheit gestanden sein soll. Letztere Ansicht ist deshalb die wahrscheinlichste, weil sie sowohl die Entstehung des Menschen wie der Menschenracen erklärt, als auch den Umstand für sich hat, dass bisher fossile Menschenknochen nirgend ausserhalb Europa's aufgefunden worden sind und alle Momente die für Asien und Afrika sprechen, auch für Europa geltend gemacht werden können. „Während der Mitte der meiocenen Periode," sagt M. Wagner, [3]) „hatte Europa und Nordasien noch ein sehr warmes Klima, welches sich von dem heutigen Klima des äquatorialen Afrika allem Anscheine nach wenig unterschied. Die immergrünen Urwälder von Palmen, Brodfruchtbäumen, Myrthen und Feigenbäumen, welche damals Europa bedeckten, passten recht wohl zu den tapirartigen Paläotherien, den Moschusthieren und niederen Affenarten, die darin hausten."

Auf die Tertiärzeit folgte die diluviale oder quaternäre Periode, welche mit der sogenannten Eiszeit zusammenfällt, während welcher sich die Temperaturverhältnisse allmählig in das Gegentheil verkehrten und auch die Fauna und Flora Europa's eine andere wurde. In Folge der allmählig vom Pole nach Süden fortschreitenden Vergletscherung Nord- und Mitteleuropa's rückte auch die polare Baumflora, vor allem

---

[1]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 32.

[2]) De Quatrefages, a. a. O. I. 102.

[3]) M. Wagner, Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darvinismus. III. Ursprung und Heimat des Urmenschen. Ausland. 1871, S. 560.

die Nadelhölzer nach dem mittleren Europa vor, daselbst eine subtropische Flora mit immergrünen Blättern verdrängend und ersetzend. Auch die Thierwelt erlitt eine nicht minder grosse Veränderung. Ein Theil gieng zu Grunde, ein anderer wanderte aus und zwar in wärmere Länder. Zu den untergegangenen gehört das Mammuth (Elephas primigenius), das Rhinoceros mit knöcherner Nasenscheidewand (Rhinoceros tichorhinus), der irische Hirsch (Megaceros hibernicus), der Höhlenbär (Ursus spelaeus), die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea), der Höhlentiger (Felis spelaea), das Pferd (Equus caballus); zu den nach südlicheren Ländern fortgezogenen gehört das Nilpferd (Hippopotamus amphibius), der Löwe (Felis leo spelaea). Doch gab es auch Thiere, wie z. B. das Renn (Cervus tarandus), das Elenthier (Cervus alces), das Moschusrind (Ovibos moschatus), welche die ganze Eisperiode durchmachten und erst nach derselben sich aus Mitteleuropa nach nördlicheren Gegenden hinaufzogen.

Dass der Mensch schon in der Quaternärzeit gelebt hat, ist eine gegenwärtig allgemein anerkannte Thatsache. Es sind aus dieser Zeit zahlreiche mehr oder weniger gut erhaltene Schädel, sowie Schädel- und Gesichtsknochen nebst zahlreichen Rumpf- und Extremitätenknochen, ja selbst ganze Skelete erhalten. Dagegen ist die Existenz des Tertiär-Menschen noch nicht völlig sichergestellt, da sich von ihm keine in Betreff des Alters unzweifelhaften Reste, sondern nur unbedeutende Producte seiner Hand (die gestreiften Elephantenknochen von Saint-Prest, die miocenen Feuersteine von Thenay) erhalten haben.[1]) Schaaffhausen verlegt übrigens auch den Neanderthal-Schädel in die Tertiärzeit. Diese in Mitteleuropa gefundenen Spuren des Tertiär-Menschen sprechen übrigens durchaus nicht gegen Wagner's Hypothese, insofern er annimmt, dass erst die Eiszeit den Impuls zur Entwicklung des Menschen gegeben habe. Im Norden Europa's, wohin derselbe die Entstehung des Menschen verlegt, konnte bereits die Eiszeit eingetreten sein, während in Mitteleuropa die klimatischen Verhältnisse des Tertiär noch wenig oder gar nicht verändert fortdauerten. In demselben Maasse, als die Vergletscherung des Nordens immer mehr zunahm, mochten die ersten Menschen immer weiter nach Süden flüchten, so dass es gegenwärtig den Anschein hat, als wäre Mitteleuropa, in dem die

[1]) Vgl. die Bemerkungen von Joly, Der Mensch von der Zeit der Metalle. Leipzig 1880, S. 208 und 52 und de Quatrefages, a. a. O. I. 178 und II. 3.

ältesten Spuren des Menschen gefunden worden sind, seine eigentliche Heimat. Mit dieser Annahme stimmt auch überein, was Heer über die Temperaturverhältnisse der Tertiär- und Quaternärzeit bemerkt:[1] „Schon während der tertiären Zeit fand eine allmählige Temperaturabnahme statt, wie eine Vergleichung der Oeninger-Flora mit derjenigen der unteren Molasse uns zeigt, und zur pliocenen Zeit näherte sich das Klima dem jetzigen. In der darauf folgenden diluvialen Periode sank die Temperatur zur Zeit der grössten Gletscherverbreitung um mehrere Grade unter die jetzige hinab."

Für den europäischen Ursprung des Menschen sprechen, abgesehen von den vorhin erwähnten Funden, noch folgende Erwägungen. Wäre Asien oder Afrika die Urheimat desselben, dann müsste die Auswanderung nach Europa noch in der Tertiärzeit stattgefunden haben. Dies ist jedoch deshalb nicht wahrscheinlich, weil jedenfalls das Ausgangscentrum des Menschen nur ein sehr kleines und die Zahl der ersten Menschen nur eine sehr geringe war und man nicht einsehen könnte, warum diese wenigen Menschen über so ungeheure Strecken bis tief nach Europa hinein sich ausgebreitet haben sollten. Eine Auswanderung zur Quaternärzeit jedoch ist deshalb nicht denkbar, weil man nicht begreifen könnte, warum die Menschen ein wärmeres Land mit einem kälteren vertauscht haben sollten. „Welche Ursachen sollten den afrikanischen Urmenschen," bemerkt Wagner gegen Darwin polemisirend, „bewogen haben seinen warmen, schneelosen, mit immergrünen Pflanzen und Fruchtbäumen reich bedeckten und von zahlreichen Jagdthieren bevölkerten Welttheil zu verlassen, um nach den kälteren winterlichen Landschaften Europa's auszuwandern, wo der Kampf um die Existenz für ihn soviel schwerer und mühsamer wird."

Dagegen begreifen wir sehr gut, wie in Folge der allmählig vom Norden nach Süden fortschreitenden Vergletscherung Nord- und Mitteleuropa's die Menschen immer weiter nach Süden gedrängt und schliesslich durch die immer sich erneuernden Nachzüge bis nach Asien und Afrika geschoben wurden, so dass die Entstehung der Racen als das Ergebnis der Wirkung aller jener äussern Verhältnisse sich darstellt, welche sich sowohl in der europäischen Heimat als auch in den Ländern, in die der Mensch später gezogen ist, geltend gemacht haben. Besonders der Einfluss der neuen Wohnstätten wird in der Regel als

[1] Heer, Die Urwelt der Schweiz. Zürich 1879, S. 596.

die Hauptursache der Bildung neuer Menschenvarietäten angesehen. „Grosse klimatische Veränderungen auf der Erdoberfläche, wie sie vor und nach der letzten grossen Eisperiode stattfanden", sagt M. Wagner,[1]) „haben wahrscheinlich nur einen geringen directen Einfluss auf neue Artenbildung gehabt. Ihr indirecter Einfluss dagegen muss unermesslich gross gewesen sein durch die nothwendigen Emigrationen der meisten Arten, durch eine Verschiebung derselben zuerst von Nord nach Süd, dann durch eine partielle Rückwanderung vieler nach Süden gedrängter Species in entgegengesetzter Richtung. Durch diese vielfachen grossartigen Migrationen vor und nach jener quaternären Epoche, welche die Geologie als die Eiszeit bezeichnet, wurden zahllose neue Artenbildungen vermittelst der Zuchtwahl begünstigt. Letztere hätte aber ohne jene Migrationen nicht zu operiren vermocht." Im gleichen Sinne äussert sich de Quatrefages[2]) mit besonderer Beziehung auf den Menschen: „Sehen wir doch jetzt noch, wie die angelsächsische Race, obwohl ihr alle Mittel der vorgeschrittenen Civilisation zu Gebote stehen, unter der Macht der amerikanischen äussern Verhältnisse zum Yankee umgewandelt wird! So musste auch der Mensch, der auf seiner grossen Wanderung immer wieder in neue äussere Verhältnisse versetzt wurde, an den verschiedenen Wohnstätten der compensirenden Ausgleichung mit diesen Verhältnissen unterliegen, also umgewandelt werden: jede dieser Hauptwohnstätten musste eine ihr entsprechende Menschenrace hervorbringen. Die dem Urmenschen zukommenden Charaktere mussten mehr und mehr der Umänderung unterliegen, je weiter die Wanderung sich ausdehnte und je grössere Verschiedenheiten die äusseren Verhältnisse zeigten. Die Enkel der ersten Auswanderer, die das endliche Ziel ihrer Auswanderung erreichten, konnten sicherlich nur noch wenige Züge ihrer Ahnen an sich tragen."

Alle diese Annahmen werden jedoch nicht ganz durch die Thatsachen bestätigt, wie denn auch durchaus nicht alle Naturforscher räumliche Trennung für eine nothwendige Bedingung zur Entstehung neuer Arten halten. So zeigt der Schädel des Australiers und auch der des Negers eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem in Deutsch-

---

[1]) M. Wagner, Die Darvinische Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen. Leipzig 1868, S. 28.

[2]) De Quatrefages, a. a. O. I. 305.

land gefundenen Neanderthal-Schädel [1]), ein deutlicher Beweis, dass die langen Wanderungen aus Mitteleuropa einerseits nach Australien, andererseits nach Afrika für sich allein nicht im Stande waren, irgend welche bedeutende Modificationen am Knochengerüste des Schädels hervorzubringen. Andererseits hat sich in Mitteleuropa, ohne dass eine Wanderung nachzuweisen wäre, aus dem so tief stehenden Neanderthal-Typus der hochentwickelte arische Typus entwickelt.

Die Sache erklärt sich einfach in folgender Weise. Es ist festgestellt, dass die Gletscher nur allmählig entstanden und wuchsen und dass es sehr lange dauerte, bis sie sich zu weitverbreiteten Eisfeldern von ansehnlicher Mächtigkeit zusammenschlossen und sich über grössere Gebiete verbreiteten. In Folge dessen trat nicht auf einmal für alle die Nothwendigkeit ein auszuwandern; sondern wir können mit Bestimmtheit annehmen, dass solche Auswanderungen mehrmals und jedesmal nach einem langen Zwischenraume stattfanden, dass aber diese Auswanderungen keine allgemeinen waren, sondern jedesmal ein Theil der Bevölkerung zurückblieb, der den Kampf mit den immer schwieriger werdenden Verhältnissen aufnahm und so lange führte, so lange es überhaupt möglich war. Die natürliche Folge dieses unablässigen Kampfes mit den Schwierigkeiten der Natur um die Erhaltung der Existenz war die fortwährende Steigerung der physischen und geistigen Kraft. Diese späteren Auswanderer konnten dann leicht mit Hilfe ihrer so gesteigerten physischen und geistigen Kraft ihre Vorgänger noch weiter vor sich treiben und sich so in den Besitz des von diesen occupirt gewesenen Gebietes setzen, oder sie auch unterwerfen und sich dienstbar machen. Nach diesen Darlegungen begreifen wir leicht, dass die am weitesten vom europäischen Stammlande entfernten Völker (Feuerländer, Hottentoten, Australier) auf einer so ausserordentlich tiefen Stufe der Entwicklung stehen geblieben sind; waren sie doch die ersten, die Europa verlassen haben und so ziemlich unter gleichen Verhältnissen ihr Leben fortsetzten und nicht gezwungen waren, den Kampf ums Dasein mit reicheren Mitteln des Geistes und Körpers zu führen.

Instructiv sind in dieser Hinsicht die Völkerverhältnisse Vorderasiens. Dasselbe war vor der semitischen, beziehungsweise turanischen

---

[1]) Huxley, Stellung der Menschen in der Natur. Aus dem Englischen übersetzt von Carus. Braunschweig 1863, S. 139 und 173.

Invasion ausschliesslich von einem Volksstamme bewohnt, über dessen nahe Verwandtschaft mit der Dravida-Race Indiens kein Zweifel sein kann. Es sind dies die biblichen Kuschiten. Sie sind von schwarzer oder schwarzbrauner Farbe und dicken, wulstigen Lippen, wodurch ihre Gesichtszüge an die des Negers erinnern. So sind sie auch auf assyrischen Basreliefs dargestellt. Diese Kuschiten wurden nun von den Semiten, beziehungsweise Turaniern theilweise unterworfen, theilweise zur Seite gedrängt. Ihre Nachkommen sind die von den Arabern mit Verachtung behandelten Paria-Stämme Süd-Arabiens, von arabischen Schriftstellern mit dem Namen Ad, Aditen benannt, die Lemluns am Persischen Meerbusen und die Brahuis in Beludschistan, die sich in scharfer Weise von den sie umgebenden semitischen Völkern unterscheiden.

Die Wanderungen aus Europa in Folge der zunehmenden Vergletscherung dieses Erdtheils erfolgten nach allen Richtungen mit Ausnahme des Nordens: nach Osten, Süden und Westen. Europa war damals wenigstens noch an zwei Stellen (bei Sicilien und bei Gibraltar) mit Afrika verbunden; ebenso hatte das Schwarze Meer noch keinen Abfluss zum mittelländischen Meer durch den Bosporus und die Dardanellen. Beide Meere waren Binnenseen [1]) und es war daher leicht trockenen Fusses von Europa nach Afrika und Kleinasien zu gelangen. Es ist ferner durch die Tiefseemessungen der Challenger-Expedition sehr wahrscheinlich geworden, dass Europa auch mit Amerika zusammenhing (Platon's Atlantis) und dass Amerika über diesen später versunkenen Continent einen Theil seiner Urbevölkerung von Europa, beziehungsweise Afrika erhielt, wie schon längst A. Retzius angenommen hat auf Grund der nahen Verwandtschaft, die er gefunden zu haben glaubte zwischen den sogenannten rothen Indianern, sowie den Caraiben- und Guaranistämmen und den Hamiten Nordafrika's, zu denen wieder die alten Iberer als nächste Verwandte gehören. Im Gegensatze zu diesen „Amerikanischen Semiten", die aus dem Westen Europa-Afrika's gekommen sind, sind die „Amerikanischen Mongolen", die den grösseren Theil der amerikanischen Urbevölkerung bilden, aus dem Osten Asiens eingewandert.

---

[1]) Es geht dies daraus hervor, dass die Fauna und Flora im ganzen Umfange des Mittelmeergebietes einen und denselben Charakter hat, wie durch die neuesten Untersuchungen nachgewiesen wurde.

[2]) Müller's Archiv. 1858, S. 135.

So erklärt es sich, dass die einzelnen Racen, mit einander verglichen, eine aufsteigende Entwicklungsreihe darstellen, die in Europa in den Ariern ihren Höhepunkt erreicht. Die einzelnen Glieder dieser Kette sind einerseits die Australier, Papuas, Dravidas und Semiten, anderseits die Hottentoten, Kaffern, Neger, Fulahs und Hamiten. So erklären sich aber auch die Uebereinstimmungen, die zwischen räumlich so weit getrennten Racen, wie den Negern, Australiern und den Europäern vom Neanderthal-Typus bestehen.

Sehr früh musste von dem nordeuropäischen Ursprungscentrum eine Auswanderung nach dem mittleren Asien stattgefunden haben. Unter den eigenartigen äusseren Umgebungen dieser mittleren Theile des grossen Continents, wie sie in so grosser Ausdehnung kein anderer Erdtheil besitzt, musste eine neue Race entstehen (die sog. turanische oder mongolische), die dann später auch Mitteleuropa bevölkerte, nachdem dasselbe nach dem Ende der Eiszeit Steppenland geworden war[1]) Es ergibt sich dies schon daraus, weil, wie später gezeigt werden wird, die ältesten Schädel dieser turanischen Bevölkerung, welche in Europa gefunden worden sind, verhältnismässig sehr jungen Alters sind und die älteren Funde durchaus keinen Anhaltspunkt dafür gewähren, dass die turanische Race sich auf europäischem Boden entwickelt hätte. In diesem Falle erscheint mir die Anwendung von Wagner's Migrationstheorie vollkommen gerechtfertigt, zumal sich auch der psychische

[1]) Zu der Ansicht, dass die Wiege des Menschengeschlechtes im Norden gestanden sei, stimmt merkwürdigerweise die wogulische Schöpfungssage, wonach der höchste Gott, Numi Tarom, das Menschengeschlecht im Norden habe entstehen lassen. Und dass die Bewegung der Völker der turanischen Race ursprünglich von Westen nach Osten gerichtet war, zeigt, abgesehen von der mongoloiden aus Asien eingewanderten Bevölkerung Amerika's, die Geschichte der Chinesen. Diese sind nämlich keineswegs die ursprünglichen Bewohner des Landes, sondern in vorhistorischer Zeit von ihren früheren Wohnsitzen in Innerasien, wahrscheinlich der Umgebung des Kükä-Nor, dem oberen Laufe des Hoangho folgend, in dasselbe eingewandert, um sich zunächst in der Provinz Schen-si niederzulassen. Die umgekehrte Richtung in der Bewegung der turanischen Völker hat jedenfalls erst in einer späteren Periode begonnen. Ebenso erfolgte auch die Ausbreitung der turanischen Völker über die nördlichen Theile Asiens erst später, da dieselben wie die benachbarten nördlichen Theile Europa's während der Eisperiode vergletschert und daher unbewohnbar waren. Den Nachweis des hochasiatischen Ursprungs der ugro-finnischen Völker Europas führt Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. Petersburg 1857, S. 89.

Charakter der Turanier leicht aus dem Charakter der Steppe erklären lässt.

Es wurde schon erwähnt, dass nicht alle Thiere Mitteleuropa während der Eisperiode verlassen hatten. Dasselbe gibt vom Menschen, von dem sich ebenfalls Spuren in allen Stadien derselben nachweisen lassen. Was geschah nun, als Europa am Ausgange der Quarternärperiode die heutige Gestalt erhielt, die Gletscher zu ihren jetzigen Grenzen zurückkehrten und das gleichmässige Inselklima mit sehr niedriger Temperatur durch ein Continentalklima mit hohen Hitz- und Kältegraden ersetzt wurde? Da verliessen alle jene Thiere, die die ihnen entsprechende Temperatur nicht mehr fanden, das mittlere Europa und zogen nordwärts: so vor allen das Renn, durch dessen Vorherrschen die letzte Periode der Eiszeit charakterisirt ist, der Vielfrass, der Eis- und Goldfuchs, der weisse Bär, das Moschusrind u. a., Thiere, die heute in der Polarzone heimisch sind, in der Eiszeit jedoch Mitteleuropa bevölkerten [1]). Ein anderer Theil der Thierwelt blieb zwar zurück, so die Gemse und der Steinbock, zog sich aber auf die Gebirgshöhen zurück, um daselbst unter ähnlichen Temperaturverhältnissen das Leben fortzusetzen, das es früher in der Ebene geführt hatte. In ähnlicher Weise hatte der Anfang der Eisperiode die Wanderung eines Theiles der Fauna und der Menschen nach Süden zur Folge gehabt.

„Dieses Auseinandergehen der Thierarten," sagt de Quatrefages [2]), „musste mit Nothwendigkeit auch auf das Verhalten der Menschen einwirken. Wenn das Wild, von dem sie sich hauptsächlich ernährten, ganz fortzog, dann musste sich zum mindesten ein Theil der Bevölkerung dazu entschliessen, dem Wilde zu folgen, also mit ihm auszuwandern."

Nach diesen Darlegungen wird es uns nicht mehr befremdend erscheinen, in Skandinavien den Ausgangspunkt der arischen Race zu sehen. Die Menschen, die am Ende der Eiszeit aus Mitteleuropa nach dem Norden ausgewandert waren, waren unzweifelhaft die Vorfahren jener Männer, die später von ihrer neuen Heimat aus auf ihren Wander- und Siegeszügen sich über ganz Europa, einen Theil von Asien und Afrika verbreiteten. Skandinavien war zu jener Zeit

---

[1]) Vgl. Fraas im Archiv für Anthropologie. II. 37.

[2]) De Quatrefages, a. a. O. II. 7.

noch mit Norddeutschland verbunden und konnte daher in leichter Weise die Wanderung nach dem skandinavischen Norden unternommen werden. „Damals und noch viel später nach der Einwanderung der ersten Menschen in Südschweden," sagt Nilsson, einer der gründlichsten Kenner der Urgeschichte Skandinaviens, „war der südliche Theil landfest mit dem norddeutschen Festlande." Derselbe Nilsson nimmt ferner ebenfalls an, dass Skandinavien seine Bevölkerung vom Süden her bekommen habe, eine Annahme, die auch durch die archäologischen Funde bestätigt wird. „Der Menschenstamm, welcher zuerst in Südschweden erschien, wird aus südlicher gelegenen Gegenden herüber gekommen sein; der nördliche Theil der Halbinsel hatte, dem Anscheine nach, die Folgen der Eiszeit noch nicht hinlänglich überwunden, um für Menschen und Landthiere bewohnbar zu sein." [1]) Auch nach den Untersuchungen Torell's spricht keine Thatsache für die Annahme, der Mensch habe in diesem Lande schon zur Gletscherzeit gewohnt, denn alle Funde aus der Steinzeit gehören der späteren Periode der geschliffenen Steine an. Hatte doch die vollständige Vergletscherung Skandinaviens den Aufenthalt daselbst für den Menschen unmöglich gemacht.

Zwei der bemerkenswertesten Eigenschaften des physischen Habitus der arischen Race finden jetzt ihre leichte Erklärung: die lichte Complexion (blonde Haare, blaue Augen und weisse Haut) einerseits und die ausserordentliche Grösse der Statur andererseits. Erstere Eigenschaft beruht bekanntlich auf dem Mangel an Pigment, während die dunkle Färbung der Haare, Augen und Haut in einer reichlichen Ablagerung desselben ihre Ursache hat. Dass zwischen der lichten Complexion und der niedrigen Temperatur des Nordens ein Zusammenhang bestehe, haben schon die Alten [2]) erkannt und der neueren Physiologie ist es gelungen, die eigentliche Ursache dieser Erscheinung festzustellen.

---

[1]) Nilsson, Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Hamburg 1868, S. 183 und 188.

[2]) Arist., Probl. XIV. 4, Plin., Hist. nat. II. 80, Gal., De temperam. II. 5. und XXXVIII 2. (καὶ πάντες δὲ οἱ πρὸς ἄρκτον πυῤῥότριχες καὶ λευκότριχές εἰσιν), Vitruv., Arch. VI. 1, der von den Nordländern sagt, dass sie sind „immanibus corporibus, candidi coloribus, directo capillo et rufo, oculis caesiis", im Gegensatze zu den Südländern „brevioribus corporibus, colore fusco, crispo capillo, oculis nigris, cruribus invalidis."

Schaaffhausen hat diese Frage in der Herbst-Versammluug des Naturhistorischen Vereines der preuss. Rheinlande und Westphalens am 6. October 1878 erörtert[1]) und darauf hingewiesen, dass der Umstand, dass die rohesten Völker und alle Anthropoiden, ja die Säugethiere überhaupt ein dunkles Auge haben, beweise, dass das blaue Auge aus dem dunklen hervorgegangen, also jünger sei als dieses. Die blaue Farbe der Iris sei indessen nur eine optische Erscheinung wie die der Luft, des Wassers und des Eises; sie komme zu Stande bei geringer Menge des Pigmentes. Man müsse sie ebenso erklären, wie den Pigmentmangel der weissen Haut innerhalb der gemässigten Zone. Der Kohlenstoff werde hier weggeathmet, der sich in der Haut des Negers ablagere.[2]) Die blonden Menschen gehören ursprünglich nördlichen Gegenden an und es gehe ein Gürtel derselben durch Asien bis nach China. An Haar und Auge hafte das Pigment fester als an der Haut. Wenn die Polarvölker dunkel sind, so weilen sie vielleicht nicht lange genug im Norden, dass die Kälte ihren Einfluss hätte üben können.

Thatsächlich hat auch K. Maurer nachgewiesen, dass die Eskimo erst im 15. Jahrhunderte in Grönland eingewandert sind und es ist anzunehmen, dass Grönland auch damals noch ein wirklich grünes Land war und ein milderes Klima hatte, wie es einige Jahrhunderte zuvor sicher der Fall war. Dass der Zeitraum von 400 Jahrhunderten nicht ausgereicht hat, die schwarze Farbe der Haare und Augen in eine helle zu verwandeln, wird niemandem auffallend erscheinen. Merkwürdiger ist es, dass die finnisch-ugrischen Volksstämme der Lappen, Ostjaken und Samojeden, von denen mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass sie seit Beginn der gegenwärtigen geologischen Periode das nördliche Europa und Asien bewohnen, in keiner Weise eine Einwirkung von Seite des nordischen Klimas erfahren haben. Dieser Umstand legt den Gedanken

[1]) Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins der preuss. Rheinlande und Westphalens. 1878. Correspondenz-Blatt 106. Nach einer brieflichen Mittheilung Schaaffhausens vom 10. Juni 1882 steht übrigens eine ausführlichere Arbeit über diesen Gegenstand in Aussicht.

[2]) In ähnlicher Weise hat sich schon Seligmann (Geogr. Jahrbuch. I. 445) über diesen Punkt ausgesprochen: „In der heissen Zone, in der warmen Luft, welche in demselben Raume weniger Sauerstoff enthält als kalte, athmet der tropische Mensch nicht häufiger, die Function seiner Lunge ist eine geringere und der Kohlenstoff, den diese nicht aushaucht, wird als Pigment abgelagert."

nahe, dass die arische Race, welche doch auch erst nach Ende der quarternären Periode in Skandinavien eingewandert ist, ihre blonden Haare und blauen Augen nicht erst in ihrer neuen skandinavischen Heimat erhalten, sondern dass sie dieselben schon aus Mitteleuropa mitgebracht hat, dass wir also in ihnen das Resultat der Einwirkung der Eisperiode zu sehen haben, eine Annahme, die um so wahrscheinlicher ist, wenn man bedenkt, dass diese Periode viele Jahrtausende gedauert hat.

Auch die ausserordentliche physische Stärke und Grösse der Statur, durch die sich die unvermischten Arier vor allen andern Racen der Erde auszeichnen, war eine Folge der ausserordentlich schwierigen Verhältnisse, unter denen sie Jahrtausende lang leben mussten. Unter solchen Verhältnissen konnten sich nur die kräftigsten Kinder am Leben erhalten, ein grosser Theil derselben erlag wohl früh dem schädlichen Einflusse des Klimas, gegen welchen es auf der damaligen Culturstufe keinen genügenden Schutz gab. Durch tausendjährige erbliche Anhäufung der von jeder Generation erworbenen Eigenschaften aber musste schliesslich sich eine so kräftige Race herausbilden, als welche wir eben die arische Race an einem ihrer Hauptvölker — den alten Germanen — kennen lernen. Die sieben Fuss grossen (septipedes) Burgunder des Sidonius Apollinaris[1]) sind keine poetische Uebertreibung; sie haben wirklich gelebt und sind ihre Skelette in den burgundischen Plattengräbern im Rhonegebiete gefunden worden. Gleiche oder ähnliche Ursachen haben auch anderswo dasselbe Resultat ergeben. Ich erinnere an die physisch so ausserordentlich kräftig entwickelten Patagonier; ich erinnere ferner daran, dass auch die Hochländer von Mexiko und Peru, sowie die Hochländer von Abessinien und Nubien kräftigere und zugleich intelligentere Stämme hervorgebracht haben. Besonders instructiv ist das Beispiel der slavischen Völker in Oesterreich. Wie Dr. Göhlert[2]) an einem reichen Materiale nach-

[1]) Sid. Apoll., Epist. VIII. 9 und Carm. XII.

[2]) Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft. 1881, S. 378: „Theilt man überhaupt die verschiedenen Volksstämme der Monarchie nach ihrer Körpergrösse ein, so treten die Dalmatiner durch ihre Grösse hervor, ihnen zunächst stehen die Serben (Serbokroaten) und Slovenen; etwas kleiner als diese sind die Deutschen. Mit den Deutschen gleich gross zeigen sich die Czechen, denselben reihen sich die Ruthenen und Rumänen an. Zu dem kleinsten Menschenschlage gehören die Magyaren und die Polen (insbesondere die Mazuren)."

gewiesen hat, gehen in Bezug auf Körperlänge sämmtlichen österreichischen Völkern voran die Dalmatiner (vorwiegend Kroaten); andererseits sind die gleichfalls slavischen Polen, insbesondere die die Ebene bewohnenden Mazuren Galiziens der kleinste Menschenschlag Oesterreichs. Ist schon diese Zusammenstellung lehrreich, so tritt ihre Bedeutung noch mehr hervor, wenn man bedenkt, dass die gleichfalls polnischen Goralen der Karpathen um vieles grösser und stärker sind als ihre engeren Stammesgenossen in der Ebene. Letzteren ist eben der Kampf ums Dasein leichter gemacht, während erstere die ungünstigeren Bedingungen der Existenz zur grösseren Bethätigung der physischen Kräfte nöthigt.

Auch in geistiger Hinsicht konnte der Kampf mit den schwierigen Verhältnissen der Eisperiode nicht ohne günstige Folgen bleiben. Treffend bemerkt M. Wagner [1]: „Kampf und Arbeit traten an Stelle eines friedlichen Genusslebens und mit ihnen stellte sich das Denken ein. Auch Denken ist Arbeit und die rastlose Uebung des Denkorgans musste dieses Organ stärken und vergrössern."

Es liegt daher eine tiefe Wahrheit in dem Worte Baers; „Europa war für die Menschheit die hohe Schule, wo sie zur Arbeit gezwungen wurde und wo sie geistige Beschäftigung lieben lernte."

Ich habe schon früher ausgeführt, dass wir in der Reihengräberform Ecker's die specifisch arische Schädelform zu sehen haben. Sind die Arier wirklich zu Ende der Eiszeit aus Mitteleuropa nach Skandinavien eingewandert, so müssen sich noch in den fossilen Schädeln der Quarternärzeit Schädel finden lassen, die die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform, wenn auch mit den Kennzeichen primitiverer Entwicklung aufweisen. Diese Schädel sind vorhanden und zeigen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Schädeln der germanischen Reihengräber, wie man sofort sieht, wenn man die

[1]) Ausland. 1871, S. 562. Ebenso schön sagt Kinkelin, Die Urbewohner Deutschlands. Lindau und Leipzig 1882, S. 6: „Keine grössere Wohlthat hätte dem Menschen je werden können, als die, dass das erste Menschenpaar aus dem sorglosen Paradiese vertrieben wurde. Im Fortschritte des Menschen spiegelt sich die Natur, in der er lebt; wird ihm die Existenz leicht, bietet ihm Mutter Natur alles freiwillig, dessen er bedarf, so lässt er sich's behagen; muss er aber seine Existenz der Natur abringen, so entwickeln sich seine Kräfte, die Mittel mehren und erweitern sich, die ihn in erster Linie den Kampf um's Dasein gegen feindliche Kräfte — und deren sind es nicht wenige und nicht geringfügige — bestehen lassen."

Beschreibung, die de Quatrefages von diesen zu seiner Canstatt-Race vereinigten Schädeln (den Schädeln von Egisheim, Neanderthal, Brüx und La Denise, Clichy, von Olmo bei Arezzo und von Gibraltar) entwirft, mit der Beschreibung vergleicht, die Ecker von seiner Reihengräberform gibt.

„Der Schädel der Canstatt-Race," schreibt ersterer,[1]) „ist durch mehrere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. An allen Männerschädeln tritt der Augenbrauenkamm, der beim Neanderthal-Schädel so mächtig vorspringt, mehr oder weniger stark hervor, und die an und für sich schmale und niedrige Stirn scheint deshalb nur umso mehr abzufallen; das Schädeldach, gleichsam niedergedrückt, ist in den zwei vordern Dritteln ziemlich regelmässig gestaltet, erhebt sich aber jenseit der Hinterhauptschuppe und verlängert sich nach rückwärts. Der ganze Schädel ist verhältnismässig schmal, so dass der Schädelindex bis auf 72 herabgeht. Alle Knochen zeichnen sich durch besondere Dicke aus, am Schädel von Egisheim sind sie bis 11 Millimeter dick. An den Weiberschädeln sind die Eigenthümlichkeiten zum Theil in geringerem Grade ausgebildet: die Augenbrauen sind an ihnen fast ganz zurückgetreten, das Hinterhauptsbein ist weniger vorspringend, namentlich erhebt sich das obere Ende der Schuppe nicht mehr so stark, der Schädelindex hat um ein paar Procent zugenommen, das Schädelgewölbe ist aber auch bei ihnen noch stark abgeplattet."

Von den Schädeln der germanischen Reihengräber gibt Ecker folgende Beschreibung[2]): „Der Schädel ist lang gestreckt und schmal, die Stirn ziemlich schmal und häufig niedrig, die arcus superciliares bei männlichen Schädeln in den meisten Fällen kräftig entwickelt[3]);

---

[1]) De Quatrefages, a. a. O. II. 21.

[2]) Ecker, Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Freiburg 1865, S. 77.

[3]) Auf diesen kräftig entwickelten Augenbrauenbogen beruhte jedenfalls die torvitas oculorum der Gallier, von der Ammianus Marcellinus spricht. Auch die Augen der Germanen nennt Tacitus (Germ. 4) truces. Und bei Caesar heisst es (B. gall. I. 39): „ne vultum quidem atque aciem oculorum Germanorum ferre potuisse." Bei dem vor einigen Jahren in Wien verstorbenen Militär-Beamten F. M., einem Manne von sanftem Charakter und mässiger Intelligenz, traten die Augenbrauenbogen so stark hervor, dass hiedurch sein ganzes Gesicht den Eindruck grosser Wildheit hervorrief. Vgl. auch über diesen Punkt die Bemerkung Schaaffhausens in seiner Abhandlung: „Zur Kenntnis der ältesten Racenschädel" in Müller's Archiv. 1858, S. 469.

der Scheitel ist entweder mehr flach gewölbt oder er steigt von der Schläfenlinie zur Pfeilnaht allmählig dachförmig an. Die Scheitelhöcker sind in der Regel ganz verwischt. Besonders charakteristisch ist jedoch die starke Entwicklung des Hinterhauptes. Dasselbe ist lang vorstehend und vom Scheitel meist durch eine leichte, an der Stelle der kleinen Fontanelle befindliche Einsenkung etwas abgesetzt."

Der von Ecker aus 18 Reihengräberschädeln berechnete mittlere Breitenindex beträgt 71,3, womit der Breitenindex der Canstatt-Race (72) nahezu vollständig übereinstimmt.

Merkwürdig ist auch der Ausspruch Virchows [1]) über den gleichfalls aus der Quarternärzeit stammenden Schädel von Engis: „Der berühmte und in Beziehung auf sein Alter einzig dastehende Schädel von Engis, gleichwie der dazu gehörige Kinderschädel, der ihn bestätigt, ist so exquisit dolichocephal, dass, wenn man sich für berechtigt ansehen könnte, ethnologische Gruppen bloss auf Grund der Schädelformen zu bilden, der Engisschädel unzweifelhaft ein urgermanischer sein würde und der Nachweis geführt wäre, dass schon vor der ersten mongolischen Einwanderung eine germanische Bevölkerung an der Maas gesessen habe."

Nach den früheren Auseinandersetzungen wird die geographische Vertheilung der Canstatt-, beziehungsweise arischen Race in der quarternären und in der darauf folgenden Periode vollkommen verständlich.

Nach de Quatrefages lebte die Canstatt-Race hauptsächlich an den Ufern des Rhein und der Seine, reichte jedoch bis nach Centralitalien, in Böhmen bis nach Brüx und in Frankreich bis an die Pyrenäen. Grösser ist ihre Verbreitung in der nach-quarternären Periode, wo sie eben als arische Race von Skandinavien aus sich über ganz Europa ausdehnte. „Der Canstatt-Typus", schreibt de Quatrefages, [2]) „findet sich bald ganz rein, bald in Folge von Kreuzungen mehr oder weniger verändert, in Dolmen, auf Kirchhöfen aus der gallisch-römischen Zeit und aus dem Mittelalter und nicht minder in Gräbern aus der neueren Zeit von Skandinavien bis nach Spanien, Portugal und Italien hin, von Irland nnd Schottland bis zum Donau-

[1]) Verhandlungen der VII. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Jena im Jahre 1876, S. 92.

[2]) De Quatrefages, a. a. O. II. 25.

thale, in der Krim, in Minsk bis nach Orenburg hin. Hiernach würde diese Race von der quarternären Epoche an bis zur Gegenwart ganz Europa bewohnt haben."

Zu bemerken ist noch, dass die Knochen des Canstatter Menschen auf eine athletische Körperbeschaffenheit hindeuten und dass derselbe nach der Form des Schädels und des Gesichtes den Eindruck grosser Wildheit hervorgerufen haben muss.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Entstehung der arischen Völker.

Unmittelbar nach dem Ausgange der Eisperiode war Mitteleuropa entweder gar nicht oder nur sehr schwach bevölkert, so dass Raum für neue Einwanderungen vorhanden war, welche auch alsbald erfolgten.

Aus dem Südwesten Europa's rückten Menschen vom sogenannten Cro-Magnon-Typus nach dem Norden vor und verbreiteten sich über ganz Frankreich, über Belgien, England, das noch längere Zeit nach der Quarternärzeit mit dem Festlande verbunden war, und Irland. So erhielten einige dieser Länder (Frankreich und Belgien) eine neue, andere (England und Irland) überhaupt erst die erste[1]) Bevölkerung. So erklärt sich das Vorkommen alter dolichocephaler Schädel in Gräbern der neolithischen Zeit in Frankreich, Belgien, England und Irland, die, wie Thurnam zuerst erkannt hat und später von Huxley, Boyd Dawkins u. a. bestätigt worden ist, eine überraschende Aehn-

[1]) Die Frage nach dem Alter des Menschen in England wurde im Schosse des Anthropologischen Institutes in London im Jahre 1877 in Gegenwart der hervorragendsten englischen Anthropologen erörtert und diese Erörterungen führten zu dem Ergebnisse, dass der Mensch in England höchst wahrscheinlich erst der postglacialen Zeit angehöre. Der Referent der „Nature" (XVI. 98) berichtet darüber: „The general impression left upon our minds is that in Britain there no evidence of any palaeolithic men, either in caves or the river-deposits of an age older than post-glacial, and that the discoveries of the last fourteen yars have merely given us insteresting details as to the palaeolithic savage, without telling us any thing of his relation to the glacial periode."

lichkeit mit den Schädeln der Iberer, Phönizier und Aegypter haben.[1]) In Wales und Irland hat sich noch heute dieser Cro-Magnon-Typus ziemlich rein erhalten und lasse ich die eingehende Beschreibung, die Mackintosh[2]) von dem Haupttypus der Waliser gegeben hat, hier folgen: „Statur verschieden, oft schlank, Nacken lang. Gang leicht, Haar dunkel und grob. Das Gesicht lang oder sehr lang, schmal oder sehr schmal, am breitesten unter den Augen. Unterhalb der vorspringenden Jochbeine ein plötzliches Einsinken. Das Kinn sehr schmal und zurücktretend, doch zuweilen hervorragend. Die Nase schmal, lang oder sehr lang, zuweilen jüdischer Form sich nähernd. Stirn schmal, doch nicht zurückweichend. Haut runzelig und entweder dunkel oder von düster röthlichbrauner Farbe. Schädel schmal und sehr lang.“ Es ist dies der Typus, den man als den milesischen zu bezeichnen pflegt.

Weit wichtiger als die Einwanderung der Cro-Magnons nach Mitteleuropa ist die turanische Einwanderung, die von Asien her erfolgte. Mitteleuropa war damals wohl noch Steppenland und so konnten die neuen Einwanderer unter ähnlichen Verhältnissen ihr Leben daselbst fortführen, wie sie es in ihrer asiatischen Heimat gewohnt waren. Die Einwanderung mochte umso leichter von statten

---

[1]) Nachkommen dieser Einwanderer waren die Silures (in Süd-Wales), denen wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe und ihren meist gekrausten Haaren schon im Alterthum iberische Herkunft zugeschrieben wurde. Tacitus (Agricola 11) sagt von ihnen: „Silurum colorati vultus, torti plerumque crines et posita contra Hispania Hiberos veteres traiecisse easque sedes occupasse fidem faciunt.“ Nachkommen dieser Silures existiren noch heute. Boyd Dawkins (Die Höhlen und die Urein wohner Europa's. Aus dem Englischen übertragen von Spengel. Leipzig und Heidelberg 1876, S. 180) schreibt darüber: „Dieses nicht-arische Blut lässt sich noch heutigen Tags in dem dunkelhaarigen, schwarzäugigen, kleinen mit ovalem Gesichte ausgestatteten Menschenschlag in der Gegend der Silurer, wo die Berge der baskischen Bevölkerung Schutz vor den eindringenden Racen geboten haben, erkennen. Der kleine, dunkle Waliser von der Birghsshire ist in jeder Hinsicht, abgesehen von Sprache und Kleider, identisch mit den baskischen Bewohnern der westlichen Pyrenäen bei Bagnères de Bigorre. Auch die kleine, dunkelhaarige Bevölkerung von Irland ist nach Thurnam und Huxley iberischer Abkunft.“ Uebrigens kennt die alte phönikische Quelle des Avienus den Namen der Silures auch im südlichen Spanien.

[2]) Anthropological Review. IV. 1. Vgl. Andree's Abhandlung: „Die Ueberreste der Kelten“ im Globus. XXXVII. 263.

gegangen sein, als die Einwanderer in dem grössten Theile des östlichen und mittleren Europa's keinem ernstlichen Widerstande begegneten und sie über die in Westeuropa sich entgegenstellenden Menschen vom Cro-Magnon-Typus leicht Herr werden konnten, da sie ihnen, wie die erhaltenen Skelette bezeugen, physisch überlegen waren. Von ihnen rühren jene Nephrit-Beile her, die in bedeutender Anzahl in Europa gefunden worden sind, jedenfalls aber aus Asien mitgebracht worden waren, weil bekanntlich der Nephrit Europa ganz fremd ist.

In Folge dieser turanischen Einwanderung einerseits und der derselben vorausgegangenen Auswanderung der Canstatt-Race nach dem Norden Europa's andererseits wurde der räumliche Zusammenhang zwischen letzterer und der ihr zunächst stehenden Cro-Magnon-Race aufgehoben und so ist es gekommen, dass das Ausstrahlungscentrum der Arier (Skandinavien) unmittelbar an Gebiete grenzt, die von turani, schen Elementen bevölkert sind.

Noch bis vor wenigen Jahren sah man in den Turaniern die eigentliche Urbevölkerung Europa's. Da man die Basken für den letzten Rest derselben hielt, A. Retzius dieselben auf Grund eines sehr dürftigen Materials (2 Schädel) für brachycephal erklärt hatte, so lag es nahe, die so zahlreichen brachycephalen Elemente für die ersten Bewohner Europa's zu halten. Man hat jedoch nachgewiesen, dass die Basken vorwiegend dolichocephal sind und dem Cro-Magnon-Typus angehören, und dass lange vor den Brachycephalen Dolichocephale sowol vom Canstatt-Typus wie vom Cro-Magnon-Typus in Europa gelebt haben. „In den tiefsten Kiesschichten der Ebene von Grenelle," bemerkt de Quatrefages,[1]) „wurden bisher nur Dolichocephale, und zwar von der Canstatt-Race angetroffen. Im Alluvium, in gleicher Höhe mit erratischen Blöcken oder noch unter diesen, in einer Tiefe von 3—4 Metern, fanden sich Dolichocephale, die zur Race von Cro-Magnon gehören. Erst der Oberfläche näher, in $2^1/_2$ und $1^2/_5$ Meter Tiefe, lagern Schädel, die mehr oder weniger brachycephal sind."

Trotzdem verlegt de Quatrefages die ältesten brachycephalen Schädel, die in Belgien und Frankreich gefunden worden sind, die Schädel von Furfooz, Grenelle und Truchère, noch in die quarternäre Epoche, und zwar auf Grund der in den Höhlen von Chaleux und von Furfooz nachgewiesenen Fauna. „Das Zeitalter der polirten

[1]) De Quatrefages, a. a. O. II. 17.

Steine kann nicht bis dahin ausgedehnt werden, wo die Gemse, der Steinbock, die Antilope Saiga mit der norwegischen Ratte und dem Schneehuhn zusammen in Belgien lebten." [1]) Doch setzt er vorsichtig hinzu: „Dieser Punkt verdient vielleicht noch weitere Untersuchung." Es haben nämlich das Vorkommen von Fragmenten von Töpfergeschirr, die in allen von Dupont in Belgien durchforschten Stationen gefunden worden sind, und noch ein paar andere Vorkomnisse ausgezeichnete Gelehrte, namentlich Cartailhac und Cozalis de Fondouce, als Beweis dafür erachtet, dass diese Stationen nichts mit der quarternären Epoche zu schaffen haben, vielmehr ins Zeitalter der polirten Steine (neolithische Periode) gehören. Damit haben sie jedenfalls das Richtige getroffen und können nicht die von de Quatrefages geltend gemachten faunistischen Momente die Bedeutung dieser archäologischen Momente abschwächen, da sie als kein vollgiltiger Beweis für das Fortbestehen der Eisperiode betrachtet werden können, höchstens eine Art Uebergangsperiode bezeugen.

Auf französischem und belgischem Boden trafen die vom Osten her eingewanderten Brachycephalen mit den von Süden her gekommenen Cro-Magnons zusammen und kreuzten sich mit einander. Wenigstens zeigen einige zu dieser Gruppe gehörige Schädel den Charakter einer Mischform; so beträgt der Breitenindex des einen Furfooz-Typus 79,31, des andern 81,39, während der Grenelle-Typus 83,53 beim Manne und 83,68 beim Weibe erreicht und vollends der Truchère-Typus mit einem Breitenindex von 84,32 den Charakter vollkommener Brachycephalie an sich trägt.

Letztere Typen können als unvermischte angesehen werden. Dieselben zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schädeln der Lappen, weshalb sie de Quatrefages und Hamy in ihrem Lappen-Typus zusammengefasst haben. Dieser Lappen-Typus ist identisch mit dem, was Pruner-Bey unter seinen Mongoloïdes und H. v. Hölder unter seiner turanischen Race verstehen.

Während also die Menschen von der Canstatt-Race und die Cro-Magnons europäische Autochthonen sind und schon während der quarternären Periode in Europa gelebt haben, sind die Mongoloïden dorthin eingewandert und wohnen daselbst seit der gegenwärtigen geologischen Epoche. Doch sind sie gegenwärtig das numerisch bedeu-

[1]) De Quatrefages, a. a. O. II. 64.

tendste Element der Bevölkerung Europa's, insbesondere Mittel- und Osteuropa's, wie ich später noch im einzelnen nachweisen werde. Jetzt kehre ich zum Cro-Magnon-Typus zurück.

Welches sind nun die charakteristischen Eigenschaften dieses Typus und bei welchen Völkern hat sich derselbe noch rein erhalten? Der Schädel vom Cro-Magnon-Typus ist dolichocephal und beträgt beim grossen Alten von Cro-Magnon (im Vézère-Thale im südlichen Frankreich) der Breitenindex 73,76, kommt also dem Breitenindex des Neanderthal-Schädels ziemlich nahe. Sonst aber ist der Cro-Magnon-Schädel dem Canstatt-Schädel unähnlich. Seine Stirne ist breit und hoch, ohne besonders hervortretende Stirnhöhlen; auch das Schädeldach ist regelmässig geformt. Besonders eigenthümlich ist der Gesichtstheil, indem der mittlere und obere Theil desselben ausserordentlich verbreitert ist. Ebenso sind die Augenhöhlenöffnungen sehr breit, jedoch sehr niedrig. Dagegen nimmt die mediane Partie des Gesichtes und auch dessen untere Partie keinen Antheil an dieser Verbreiterung. Der Alveolarrand des schmalen Oberkiefers erscheint vorspringend, so dass sich ein entschiedener Prognathismus herausstellt. Der Unterkiefer hat einen durch grosse Breite ausgezeichneten ramus adscendens. Das Kinn ist dreieckig und entschieden vorspringend. „Die offene Stirn, die grosse, schmale und gekrümmte Nase der Menschen von Cro-Magnon," schliesst de Quatrefages [1]) seine Charakteristik dieses Typus, die ich soeben im Auszuge mittgetheilt habe, „waren wohl geeignet das vielleicht etwas ungewöhnlich aussehende Gesicht mit seinem rautenförmigen Umrisse, worin wahrscheinlich kleine Augen sassen und stark ausgebildete Kaumuskeln sich hervorhoben, weniger unangenehm erscheinen zu lassen."

De Quatrefages bemerkt [2]), dass die fossile Cro-Magnon-Race ebensowenig verschwunden sei, wie die Canstatt-Race, dass sie vielleicht noch häufiger sei als diese, in späteren Zeiträumen und selbst bei jetzt lebenden Völkern vertreten sei. Nach Hamy komme sie unter den Basken, unter den Berbern Nord-Afrika's, sowie auf den Canarischen Inseln vor. Ihr Verbreitungsgebiet ist jedoch ein viel grösseres. Die Basken, wenigstens so weit sie dolichocephal sind, können als der

[1]) De Quatrefages, a. a. O. II. 33.

[2]) De Quatrefages, a. a. O. II. 55.

letzte unvermischt gebliebene Rest der einst über ganz Spanien verbreiteten Iberer angesehen werden, wie schon W. von Humboldt angenommen hat [1]) und wir können daher auch die alten Iberer zu dieser Race rechnen. Anderseits hat Tubino nachgewiesen [2]), dass letztere anthropologisch und wohl auch linguistisch, wie wenigstens die grosse Zahl der von Philipps nachgewiesenen topographischen Homonymien beweist [3]), mit der hamitischen Bevölkerung Nord-Afrika's zusammenhängen und dass beide — Iberer und Berbern — der Cro-Magnon-Race angehören. Dass die Berbern ihrerseits wiederum mit den Semiten in Asien zu einer Race gehören, wurde schon früher erwähnt. Aber auch die Urbevölkerung Italiens und Siciliens, sowie auch Griechenlands gehört derselben Race an, wie sich in bestimmter Weise nachweisen lässt.

So zeigen vier von Morselli untersuchte sicilische Schädel eine höchst überraschende Aehnlichkeit mit semitischen Schädeln. Ebenso hat derselbe italienische Anthropologe eine auffallende Uebereinstimmung zwischen einem sicilischen und einem Beduinenschädel gefunden. [4]) Nach Maggiorani besteht nicht nur zwischen den sicilischen und jüdischen Schädeln eine überraschende Aehnlichkeit, sondern auch im Charakter eines Theiles der sicilischen Bevölkerung. Mit den Ergebnissen der anthropologischen Untersuchungen stimmen die historischen Zeugnisse überein [6]). Nach Ephoros [7]) haben Iberer zuerst Sicilien bewohnt. Thukydides [8]) wiederum berichtet, dass den Kyklopen bereits die Sikaner, ein iberischer Stamm, vorausgegangen seien. Auch Philistus von Syrakus [9]), also ein Sicilianer von Geburt, was von

---

[1]) W. von Humboldt, Gesammelte Werke. II. 194.

[2]) Tubino, Los aborigines ibéricos o los Berébres en la peninsula. Madrid 1876.

[3]) Sitzungsberichte der histor.-philos. Classe der Wiener Akademie. 1870, S. 546.

[4]) Morselli bei Fligier, Zur praehistorischen Ethnologie Italiens. Wien 1877, S. 10.

[5]) Maggiorani bei Fligier, a. a. O. 20.

[6]) Fligier, Die Urzeit von Hellas und Italien. Im Archiv für Anthropologie. XIII. 469.

[7]) Strabo VI. 2, 4: ἦσαν καὶ Ἴβηρες, οὕς περ πρώτους φησὶ τῶν Βαρβάρων Εφορος λέγεσθαι Σικελίας οἰκιστάς und Schol. zu Homer, Oddyss. XXIV. 307.

[8]) Thukydides VI. 2.

[9]) Hist. graec. fr. I.185.

besonderer Wichtigkeit ist, leitet die Sikaner von der pyrenäischen Halbinsel ab und auf der iberischen Halbinsel gab es auch in der That eine Stadt Namens Sikane. Das Alterthum scheint also der Ansicht gewesen zu sein, dass die Urbewohner Siciliens iberischer Herkunft gewesen seien.

Auch die Urbewohner Mittel- und Unteritaliens, sowie der Insel Sardinien waren von derselben Abstammung. So hat Nicolucci nachgewiesen, [1]) dass die alten Japygier dolichocephal gewesen sind. Dasselbe geht auch aus den Arbeiten Caloris [2]) über die gegenwärtige Bevölkerung Italiens hervor, aus denen man ersieht, dass die später (jedenfalls erst während der gegenwärtigen geologischen Periode) in Italien eingedrungenen brachycephalen Elemente die Urbevölkerung immer weiter nach Süden gedrängt und theilweise auch sich assimilirt haben, so dass gegenwärtig dieselbe gegenüber der ersteren nur einen geringen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung bildet. Calori hat nämlich nichts weniger als 2442 italienische Schädel untersucht und fand unter denselben mit Ausschluss der weiblichen Exemplare 1665 brachycephal, mit einem mittleren Breitenindex von 84. Von 100 Bologneser Schädeln beiderlei Geschlechtes waren 97 Breit-, 16 Mittel- und nur 5 Schmalschädel. Von 852 Köpfen aus der Emilia gehörten 733 zu den Breit-, 110 zu den Mittel- und 9 zu den Schmalschädeln. Ebenso zeigten unter 254 Köpfen aus dem Venetianischen, der Lombardei und dem italienischen Tirol 230 die breite, 23 die mittlere, ein einziger die schmale Form. In den adriatischen Küstenstrichen südlich von Bologna fallen von 376 Schädeln 265 unter die breiten, 105 auf die mittleren und 7 auf die schmalen. Begeben wie uns über den Apennin, so sind dagegen von 213 toskanischen Schädeln nur 134 brachy-, 59 dagegen meso- und 20 dolichocephal. In dem ehemaligen Kirchenstaate gehörten von 200 Schädeln nur 52 zu den Brachy-, dagegen 100 zu den Meso- und 48 zu den Dolichocephalen. Endlich zählten von 363 Neapolitanern 131 zu den Breit-, 169 zu den Mittel- und 63 zu den Schmalschädeln. Hiebei kommt noch in Betracht, dass ja auch die arischen Einwanderer, nämlich Römer, Gallier und Germanen, die zuletzt auf dem Boden Italiens erschienen sind, doli-

[1]) Nicolucci bei Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens 19.

[2]) Vgl. Peschel (Völkerkunde 60) nach dem Referate über Caloris Arbeiten im Journal of the Anthropological Institute. I. 110.

chocephal waren und daher wohl nicht alle heutigen Dolichocephalen als Nachkommen der Urbevölberung gelten können. Erwähnen will ich noch, dass Pruner-Bey die alten Etrusker aus kraniologischen Gründen geradezu für Semiten erklärt hat.

In Bezug auf die Urbevölkerung Sardiniens ist beachtenswert, dass Pausanias [1]) erzählt, dass Iberer mit ihrem Feldherrn Norax auf der Insel Sardinien lange vor dem trojanischen Kriege gelandet seien und die Stadt Nora gegründet haben. „Als gemeinsamer Name der Bewohner Sardiniens," schreibt Kiepert, [2]) „wird in ägyptischen Inschriften des 14. Jahrhundertes Schardana genannt: derselbe Volksname begegnet uns später als Sordönes an den Ostpyrenäen, was der auf eigene Localanschauung von Sprache und Sitte gestützten Ansicht des Spaniers Seneca [3]), dass die Sarden iberischen Stammes seien, ein hohes Gewicht verleiht. Anderseits werden die von den punischen Eroberern auf die höheren Berglandschaften beschränkten Jolaer oder Ilier in Sardinien nach Sitte und Kleidung mit den Libyern verglichen und hat auch eine Einwanderung von der nahen afrikanischen Küste manche Wahrscheinlichkeit. Es ist bemerkt worden, dass die heutigen Bergsarden innerhalb des romanischen Formensystems im Allgemeinen dem spanischen Zweige näher stehen als dem italienischen. Der Name der Ἰόλαοι mag mit dem Ortsnamen Jol in Mauretanien zusammenhängen."

Bevor ich zu den Griechen übergehe, will ich noch das Urtheil R. Hartmanns anführen, der in der Beurtheilung der anthropologischen Zusammengehörigkeit der Völker zu den ersten Autoritäten der Gegenwart gehört. „Es bleibt nicht zu verkennen," sagt er, [4]) „dass man unter den nördlichen Berbern Individuen findet, deren Gesichtszüge lebhaft an diejenigen von Spaniern und Italienern erinnern. Möglicherweise hat hier ein Zusammenhang zwischen diesen Nationalitäten geherrscht, noch ehe die Säulen des Hercules ihre gegenwärtige Gestaltung erhielten."

---

[1]) Pausanias X. 17.

[2]) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie 475.

[3]) Seneca, Consol. ad Helviam 8: „Transierunt et Hispani, quod ex similitudine ritus apparet. Eadem enim tegumenta capitum idemque genus calceamenti quod Cantabris est et verba quaedam; nam totus sermo ex conversatione Graecorum Ligurumque a patrio descivit". Doch bezieht sich diese Stelle nicht auf Sardinien, sondern auf Corsica.

[4]) R. Hartmann, Die Völker Afrika's. Leipzig 1879, S. 23.

Als Urbewohner Griechenlands nennen die alten Schriftsteller die Pelasger. Ihre Sprache wird von allen älteren Historikern, welche noch Reste derselben gekannt haben (Hekataeus, Herodot, Thukydides), als barbarisch bezeichnet, war also grundverschieden von der Sprache der arischen Hellenen. Diese Pelasger wurden später von letzteren unterworfen und arisirt. Von den Attikern insbesondere sagt Herodot [1]), dass sie hellenisirte Pelasger sind. Als ein pelasgisch-hellenisches Mischvolk traten die Attiker in Gegensatz zu den Dorern als unvermischten arischen Hellenen. Daraus erklärt sich der bekannte Unterschied athenischen und spartanischen Wesens, wie er in den Staatseinrichtungen, der Lebensweise, in der Literatur und Kunst zum Ausdruck kam. Was die Sprache der Pelasger anlangt, so erklärt Herodot darüber nichts Bestimmtes sagen zu können. Kiepert hat mehrere uralte Ortsnamen (Μέγαρα, Σαλαμίς, Μινώα, Ἰάρδανος, Μαλέα, Φειά) in sehr ansprechender Weise aus dem Semitischen erklärt und hält deshalb auch die Pelasger für Semiten. [2]) Und dass sie wirklich zur semitisch-hamitischen Race, also zum Cro-Magnon-Typus zu stellen sind, ergibt sich auch aus kraniologischen Erwägungen. Nach Nicolucci zeigen nämlich die altgriechischen und auch die Mehrzahl der neugriechischen Schädel eine auffallende Aehnlichkeit mit den japygischen Schädeln [3]), die ihrerseits wieder, wie früher gezeigt wurde, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit semitisch-hamitischen Schädeln haben. Indirect ergibt sich dies auch aus der neuesten Arbeit Dr. Weisbachs über die Schädelform der heutigen Griechen [4]). Unter 95 untersuchten Schädeln fand er 40 (42,10%) dolichocephal, 41 (43,15%) brachycephal und 14 (14,73%) mesocephal. Die brachycephalen Schädel kommen unbedingt zum weitaus grössten Theile auf die in historischer Zeit erfolgte slavische Einwanderung und kommen für unsere Frage nicht weiter in Betracht. Was die 42,10% dolichocephaler Schädel anlangt, so müssen sie der pelasgischen Urbevölkerung und nicht den arischen Einwanderern zugeschrieben werden, wie aus dem seltenen Vorkommen blauer Augen und blonder Haare bei den heutigen Griechen ganz deutlich hervorgeht.

---

[1]) Herod. I. 57: Ἦσαν οἱ Πελασγοὶ βάρβαρον γλῶσσαν ἱέντες. εἰ τοίνυν ἦν καὶ πᾶν τοιοῦτο τὸ Πελασγικόν, τὸ Ἀττικὸν ἔθνος ἐὸν Πελασγικὸν ἅμα τῇ μεταβολῇ τῇ ἐς Ἕλληνας καὶ τὴν γλῶσσαν μετέμαθε.

[2]) Kiepert, a. a. O. 241.

[3]) Nicolucci bei Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens 19.

[4]) Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft. XI. 77.

Dr. Ornstein fand nämlich an einem ziemlich bedeutenden Materiale (1767 Mann) blonde Haare nur bei 170 (9,62%), braune bei 1561 und schwarze bei 36 Mann, dunkelhaarige also zusammen 90,37%, ebenso blaue Augen 122 mal (6,90%), graue 362 mal (20,48%), beide zusammen als lichte 484 mal = 37,38% und braune 1232 mal (72,60%) also ebenfalls die dunkeln Farben weitaus vorherrschend über die lichteren. [1]) Weisbach fand sogar nur 2,12% blonde Haare und 17,02% lichte Augen. Auch was sonst über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der heutigen Griechen bekannt geworden ist, [2]) stellt sie näher der semitischen Race als den echten Ariern oder den Slaven.

Auch der Name Pelasger bedeutet nichts anderes als „Urbewohner". Das Wort Πελασγοί zerfällt nämlich in den Stamm πελας und das Suffix γοι. Dieses πελας geht auf eine Grundform ˣparas zurück, das nichts anderes ist als die Ablativform (die bei conson. Stämmen bekanntlich mit der Genitivform zusammenfällt) von der Wurzel par, pra, deren Grundbedeutung aus Wörtern wie sanskr. pra (Präfix) vor, pra-thama-s der erste, pûr-va-s der vordere, pûras vorn, vor, zend. fra. frâ vor, para vor, griech. πρό vor, πρῶ-το-ς der erste, πάρος früher, lat. prô, porro, umbr. osk. per-ne vorn, lit. pìr-ma-s primus, altsl. pra-, pro-, prě- vor, prü vyj, goth. fruma erster, ahd. furisto princeps, goth. faúra, ahd. vora vor ersichtlich ist [3]). Es heisst daher paras soviel wie „von früher her, vom Anfange an" und die Grundform ˣparasgai „die von früher her oder vom Anfange an (im Lande) seienden" = Ab-origines, das sich seiner Bildung und Bedeutung nach sehr nahe mit Πελασγοί berührt. Noch näher steht jedoch dem Worte Πελασγοί das lat. Prîsci (Prîsci Latini), insofern es ebenfalls auf ˣparas-kai zurückgeht und nur an Stelle des Suffixes ga das Suffix ka besitzt. Aus ˣparas wurde zunächst durch die Zwischenform ˣperes- ˣpiris-, woraus durch Metathesis ˣpriis- und endlich prîs-ci wurde. [4])

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. IX. 39 und XI. 305.

[2]) Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's. I. 145, 147—150.

[3]) Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie 269 und 284.

[4]) A. Retzius hat irrthümlicherweise die Pelasger für einen turanischen, brachycephalen Volksstamm erklärt (vgl. Müller's Archiv. 1858, S. 111): „Dass die Etrurier Pelasger sowie dass die Pelasger ein turanischer, brachycephaler Volksstamm waren, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu können." Die Nachwirkungen dieser falschen Behauptung des berühmten Begründers der modernen Kraniologie lassen sich noch in den neuesten ethnologischen Arbeiten erkennen.

In das Land dieser dolichocephalen Pelasger mit dunkler Complexion kamen Arier, um dasselbe zu erobern und die Bevölkerung zu unterjochen und zu arisiren. Diese Arier nannten sich Hellenen. Auch dieser Name bedeutet soviel wie der Name Arier: hell, licht, weiss. Es liegt dem Worte Ἕλληνες, wie aus dem Namen der dodonäischen Σελλοί (später auch Ἕλλοι) hervorgeht, eine Wurzel sar zu Grunde, welche leuchten, scheinen, hell sein bedeutet. Es geht dies hervor aus folgenden Wörtern: griech. Σείρ-ιο-ς Sonne, Hundstern, σειρ-ιά-ω brenne, leuchte, σειρ-ία-σι-ς Sonnenbrand, σείρ-ινο-ς sommerlich, wo das ι der ersten Silbe epenthetisch ist, ἐλ-άνη Fackel und Ἑλένη und Ἥρ-α, lat. sĕr-ênu-s, sôl, Sor-ânu-s (Apollo), altsl. slŭ-nĭce Sonne, altn. sôl, goth. sauil Sonne u. s. w.[1])

Der pelasgischen Urbevölkerung Griechenlands (Karer, Leleger u. a.) schliessen sich auf das Engste an die alten Völker Kleinasiens, die ihrerseits wieder von den semitischen Völkern Vorderasiens nicht getrennt werden können.[2])

Noch die Griechen erkannten die Stammeseinheit vieler Völker Kleinasiens mit Völkern im benachbarten Europa und es ist merkwürdig, dass sie zumeist erstere aus Europa (Thrakien und Griechenland) nach Kleinasien und nicht umgekehrt hervorgegangen glaubten,[3]) wie es ja auch wirklich der Fall war.

Wir sehen also, dass die Urbevölkerung der pyrenäischen Halbinsel, Italiens und Siciliens sowie Griechenlands und Kleinasiens mit den Bewohnern der afrikanischen Nordküste und den semitischen Völkern Vorderasiens anthropologisch und wohl auch linguistisch unter einander auf das Engste verwandt ist, so dass wir wohl berechtigt sind, wenn man sich überhaupt dazu entschliesst, den Racen bestimmte Grenzen zu ziehen, alle diese Völker einerseits gegen die den Hamiten sich zunächst anschliessenden Fulahs in Afrika, andererseits gegen die Dravida's und die Reste der vorsemitischen Kuschiten in Asien und die Arier in Europa abzugrenzen und zu einer einzigen Race zu vereinigen, die man am besten mit dem Namen „mittelländische Race" bezeichnen könnte, da sie ringsum an den Gestaden und auf den Inseln des mittelländischen Meeres ihren Wohnsitz hat. Da jedoch

[1]) Curtius, a. a. O. 551.

[2]) Vgl. Movers, Die Phönizier. I. Bonn 1841, S. 15.

[3]) Diefenbach, Origines Europaeae 46 gibt hiefür viele Belegstellen.

dieser Name für die sog. kaukasische Race Blumenbach's auf Fr. Müller's Vorschlag in Anwendung gekommen ist, so dürfte es sich wohl empfehlen, diese ganze Völkergruppe nach der zahlreichsten und bedeutendsten Abtheilung derselben, den Semiten, zu bezeichnen.

Diese semitische Race zerfällt sohin in drei Abtheilungen: die Semiten (im engeren Sinn) in Asien, die Hamiten in Afrika und die Japhetiten in Europa. Diesen Ausdruck nämlich möchte ich im Anschluss an die beiden anderen biblischen Namen in Vorschlag bringen zur Bezeichnung aller jener Völker Europa's, die zu dieser Race gehören.

Diese Japhetiten zerfallen wiederum in zwei Unter-Abtheilungen, von denen die eine die Urbevölkerung der pyrenaeischen Halbinsel, Italiens und Siciliens, die andere die Urbevölkerung Griechenlands und der benachbarten Inseln umfasst. Erstere scheint sich näher der hamitischen, letztere näher der semitischen Abtheilung anzuschliessen.

Die Nachkommen der Japhetiten sprechen gegenwärtig zum weitaus grössten Theile arische Sprachen. Ihr Verbreitungsgebiet war schon im Alterthume ein sehr beschränktes und waren es vor allem turanische Elemente, welche dasselbe eingeengt hatten. Letztere bilden gegenwärtig, wie schon erwähnt, das numerisch bedeutendste Element der Bevölkerung Europa's, auch wenn wir von den nicht arisirten Turaniern, den ugro-finnischen Völkern und den Türken, absehen. Sie bilden den Hauptbestandtheil der Bevölkerung in sämmtlichen slavischen Ländern, in Rumänien, den deutschen Provinzen Oesterreichs, in Süddeutschland, in der Schweiz, in Norditalien und Frankreich, sind aber auch ein wesentliches Element der Bevölkerung Griechenlands, Mittelitaliens, Norddeutschlands, Belgiens, Grossbritanniens und Irlands. Es gibt überhaupt kein Land in Europa, wo sie nicht wenigstens mit einigen Percenten vertreten wären.

Die Ursachen, welche das numerische Uebergewicht des turanischen Elementes in Mitteleuropa herbeigeführt haben, wurden bereits in dem dritten Abschnitte (S. 51) erörtert.

Es obliegt mir jetzt einige Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse der vorhin genannten Länder zu machen, aus denen die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Satzes hervorgeht.

Ueber die grosse Verbreitung der Brachycephalen in Oberitalien wurden bereits S. 95 die näheren Daten nach den Ergebnissen der Unter-

suchungen Caloris gegeben. Die Slaven[1]) wie die Rumänen[2]) sind als typische Brachycephalen bekannt. Besonders überraschend ist die ausserordentlich grosse Verbreitung derselben in der Schweiz, in Süddeutschland und Frankreich, Ländern, deren Bevölkerung einst zum grössten Theile aus blonden, dolichocephalen Ariern (Germanen, Galliern) bestand, welch letztere gegenwärtig nur einen sehr geringen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen. Huxley schätzt die Zahl der Brachycephalen in der Schweiz auf $^2/_3$ der Gesammtbevölkerung und constatirt das sehr häufige Vorkommen von Brachystocephalen daselbst mit einem Breitenindex von 85 und darüber. Nach demselben Gewährsmanne sollen unter den Südwestdeutschen 85% der Bevölkerung brachycephal, 36% brachystocephal und nur 15% dolichocephal sein. Dagegen soll die mitteldeutsche Bevölkerung aus 60% Brachycephalen und 40% Dolichocephalen bestehen. In Betreff der altbayrischen Bevölkerung ist Johannes Ranke zu folgenden Ergebnissen gekommen:[3]) „Nach Messungen an 1000 nach dem Geschlecht zufällig gemischten Schädeln aus der altbayrischen Landbevölkerung beträgt der Längenbreitenindex der Schädel im Mittel 83,2. Dieser Index ist der gleiche wie jener, welchen Herr Ecker an 200 nach dem Geschlecht ebenfalls gemischten Schädeln aus der Bevölkerung des badischen Oberlandes bestimmte; er fand im Mittel 83,5. Etwas weniger kurzköpfig erscheinen die Bewohner des schwäbischen Unterlandes, für welche Herr von Hölder einen mittleren Längenbreitenindex von 81,7 erhielt. Unter den gemessenen 1000 altbayrischen Schädeln schwankte der Längenbreitenindex zwischen den beiden Extremen 70,3—97,6. Unter den 1000 gemessenen Schädeln fanden sich 8 Dolichocephale mit einem Längenbreitenindex unter 75,6. Die Zahl der Mesocephalen mit einem Index zwischen 75 und 79,9 beträgt 161. Die Mehrzahl der 1000 Schädel, nämlich 831, erwiesen sich als brachycephal mit einem Index zwischen 80,0 und 97,6. Nach unseren Messungen treffen

---

[1]) Nach Welcker beträgt der Breitenindex bei den Serben, Kleinrussen und Polen 79, bei den Rumänen, Grossrussen und Ruthenen 80, bei den Slovenen und Slovaken 81, den Kroaten und Czechen 82. Weisbach, der nach einer andern Methode misst, gibt höhere Ziffern.

[2]) Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's. I. 266.

[3]) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1877, S. 145; Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. III. 108.

sonach in Altbayern unter der Landbevölkerung auf je 100 Brachycephale 19 Mesocephale und 1 Dolichocephaler." Zu bemerken ist noch, dass nach den Erhebungen Ranke's die Brachycephalen in Bayern vom Norden nach Süden zunehmen und dass für die Dolichocephalen das umgekehrte Verhältnis gelte. An die altbayerische Landbevölkerung schliessen sich auf das Engste an die Tiroler (Oetzthaler, Schnalsenthaler, Innthaler). Denn die von Dr. Tappeiner, Dr. Rabl-Rückhard und J. Ranke an den Schädeln derselben vorgenommenen Messungen haben gleichfalls ergeben, dass diese Thäler von einer enorm brachycephalen Bevölkerung und zwar fast ausschliesslich bewohnt sind. Demnach scheint es, dass die deutschen Tiroler die typischen Brachycephalen unter den arischen Völkern — die Slaven — und unter diesen selbst die am meisten brachycephalen Czechen und Kroaten übertreffen.

Was die Bevölkerungsverhältnisse Württembergs anlangt, so haben die Untersuchungen H. von Hölder's gleichfalls das Vorhandensein einer brachycephalen Bevölkerungsschichte nachgewiesen. Derselbe unterscheidet einen turanischen und einen sarmatischen Typus im Gegensatze zu dem germanischen Typus, ausserdem nimmt er viele Mischformen an. Entschieden die Mehrzahl haben die Brachycephalen mit den vorwiegend dunklen Augen und dunklen Haaren im Kremsthal, im Schwarzwald, im Donauthal, in der Umgebung des Bodensees und auf dem östlichen Theil der Alb, während sich vorwiegend germanische Bevölkerungen in Unterschwaben, ferner in der Baar, am Fuss der Alb bis Rottweil und von da bis Gmünd hinaus, dann auch im fränkischen Gebiete finden.

In Bezug auf Baden bemerkt Ecker:[1]) „Die Schädel der heutigen Bewohner unseres Landes sind, wie die Maasse zeigen, kurz, breit und dabei ziemlich hoch, natürlich in verschiedenem Grade. Die Stirn ist meist wohl entwickelt; die Schläfenflächen sind gewölbt und es erhält dadurch die norma frontalis und occipitalis eine charakteristische Form, die von der der Reihengräber sehr abweicht. Das Hinterhaupt ist, kurz, vom Scheitel, oft schon von der Mitte der Scheitelbeine an ziemlich steil abfallend; bald ist es ganz platt, abgeflacht, bald mehr flachkugelig gewölbt." Es ist sehr beachtenswert, dass Ecker im Schwarzwalde nur eine Schädelform findet, wenn auch verschiedenes

[1]) Ecker, Crania Germaniae meridionalis occidentalis 83.

Colorit. Es geht daraus hervor, dass sich das arische Colorit bei Mischungen länger erhält als die arische Schädelform, wie ja auch bekanntlich Huxley gefunden haben will, dass in der ethnologischen Classification im Grossen und Ganzen der Farbe der Haut und Haare eine grössere Bedeutung zukomme als den osteologischen Eigenthümlichkeiten, insofern erstere Charaktere von primärer, letztere Charaktere von secundärer Wichtigkeit abgeben.

Ebenso hat Elsass-Lothringen eine eminent brachycephale Bevölkerung und beträgt der Breitenindex für dieselbe 82,93 nach Broca. Nur 18% besitzen helle Complexion und es steht also das Land noch hinter Bayern (mit 20%) zurück und nimmt unter sämmtlichen deutschen Ländern, was den Procentsatz der Bevölkerung mit lichter Complexion anlangt, die unterste Stufe ein, eine Thatsache, die weit mehr als alle andern Momente die Sympathien der Elsass-Lothringer für Frankreich erklärt, da sie dessen Bewohnern anthropologisch näher stehen als den Norddeutschen und das anthropologische Moment eine weitaus grössere Bedeutung hat als das sprachlich-ethnische.

Von der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs entwirft der um die Ethnologie seines Vaterlandes hochverdiente Roget de Belloguet folgendes Bild: „Pris en masse, nous sommes un peuple brun ou châtain, aux yeux variant du noir au brun clair, d'une taille plutôt au-dessous de la moyenne qu'au dessus, peu chargé d'embonpoint et d'un tempérament fort peu lymphatique. Nos membres sont minces, notre force musculaire médiocre, mais notre constitution est énergique; elle supporte les travaux les plus rudes, et brave aussi bien les rigueurs d' l'hiver et les ardeurs d'l'été que les longues fatigues ou les privations. Nous avons conservé la furie de l'attaque, mais avec plus d'agilité dans nos mouvements et de solidité dans la lutte. Enfin nos têtes sont plus rondes qu'ovales et nos traits arrondis, suivant Desmoulins. On voit que, sauf sur un seul point, nous sommes en tout l'opposé de l'ancien type gaulois.“ Broca hat durch Messung von 384 Schädeln von Parisern aus dem 12. bis zum 19. Jahrhundert für dieselben einen mittleren Breitenindex von 79,45 ermittelt. Am reinsten jedoch zeigen den brachycephalen Typus die Savoyarden mit einem Breitenindex von 83,63 und die Auvergnaten mit einem Index von 84,07 (nach Broca).

---

[1]) Roget de Belloguet, Ethnogénie gauloise. II. 198.

Hat Frankreich noch in historischer Zeit durch die Einwanderung germanischer Stämme[1]) eine Vermehrung des arischen Elementes erfahren, so erhielt umgekehrt in Nord- und Mitteldeutschland gleichfalls in historischer Zeit das brachycephale Element einen bedeutenden Zuwachs. Es geschah dies durch slavische Einwanderungen. Es steht fest, dass um das 6. Jahrhundert den östlichen Theil von Holstein, Oldenburg, Lauenburg, Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, den nördlichen Theil der Mark, den südöstlichen Theil von Hannover, die Altmark, einen grossen Theil der Provinz Sachsen, Altenburg, einen Theil der reussischen Länder, Oberfranken, das Mainthal bis nach Würzburg, namentlich die Gegend um Bamberg, einen grossen Theil von Mittelfranken, die Lausitz und Schlesien Slaven bewohnten[2]), wie ja auch ungefähr um dieselbe Zeit die deutsch-österreichischen Länder (Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, das Pusterthal in Tirol) gleichfalls eine ausschliesslich slavische Bevölkerung hatten, deren Andenken geradeso wie in Nord- und Mitteldeutschland in einer grossen Zahl von slavischen Orts-, Berg- und Flussnamen noch heute fortlebt. Die slavische Bevölkerung wurde zum grössten Theile germanisirt und auf diese germanisirten Slaven haben wir in erster Linie das in Norddeutschland vorhandene brachycephale Bevölkerungselement zurückzuführen.

Es wurde schon früher bemerkt, dass das turanische Element die Cro-Magnons nach Süden gedrängt hat. Es entsteht nun die Frage, ob nicht vielleicht letztere in derselben Weise von den Turaniern unterjocht und turanisirt worden sind, wie diese wiederum später von den Ariern unterjocht und arisirt wurden. Diese Frage ist deshalb so wichtig, weil mit derselben die Frage nach der anthropologisch-linguistischen Stellung der Basken und Etrusker auf das Engste zusammenhängt.

Die Basken zeigen bekanntlich keinen einheitlichen Typus. Die spanischen Basken sind nach den Untersuchungen Broca's vorwiegend dolichocephal (der mittlere Breitenindex der Bewohner von Zaraus in Guipuzcoa beträgt 77,62), die französischen zu einem bedeutenden

---

[1]) Noch heute kommen in den einst von den Burgundern bewohnten Departements Doubs, Jura und Côte-d'Or die wenigsten Fälle militärischer Untauglichkeit wegen Mangel der vorgeschriebenen Körpergrösse vor.

[2]) Kollmann im Archiv für Anthropologie. XIII. 111.

Theile (37,36%) brachycephal (der mittlere Breitenindex der Bewohner von Saint-Jean-de-Luz beträgt 80,25). Hieraus schon ersieht man, dass die Basken keineswegs als ein unvermischtes Volk gelten können, sondern dass sie ein Mischvolk sind,[1]) wie auch Pruner-Bey und A. d'Abbadie, selbst ein Baske von Geburt, ausdrücklich erklären. Es ist kein Zweifel, dass der Typus der dolichocephalen Basken auf den fossilen Cro-Magnon-Typus zurückgeht, dass sie also zur grossen japhetitisch-hamitisch-semitischen Völkergruppe gehören, während wir in den brachycephalen Basken Nachkommen der schon früh über ganz Frankreich sich ausbreitenden Turanier zu sehen haben.[2]) Nun lässt sich ganz gut denken, dass diese Turanier über einen Theil der Iberer die Herrschaft erlangten und dass dieser Theil die Sprache seiner Herren angenommen habe. Für diese Annahme spricht ausser der bereits citirten Stelle Strabo's der Umstand, dass es nach dem Urtheile van Eys', eines der ausgezeichnetesten Kenner der baskischen Sprache, nicht möglich ist, das Iberische aus dem Baskischen zu erklären („que le basque n'explique pas l'iberien")[3]), wie derselbe auch die Unhaltbarkeit mancher Erklärungen iberischer Ortsnamen aus dem Baskischen, die W. v. Humboldt aufgestellt, nachgewiesen hat. Zu demselben Ergebnisse kam auch Vinson, der gleichfalls findet, dass sich die iberischen Münzlegenden zum Baskischen nicht fügen wollen und eher auf ein anderes fremdzungiges Volk in Spanien hinweisen.[4]) So würde sich leicht erklären, dass die Basken, die in ihrer Mehrheit keineswegs den turanischen Typus zeigen, eine Sprache reden, die von sehr bedeutenden Kennern des Baskischen (Euskara) als eine ural-altaische Sprache erklärt wird. Sayce äussert sich über diese schwierige Frage in folgender Weise:[5]) „With this family (Turanian) I believe that Basque must also be grouped. Prince Lucien Bonaparte, Charencey, and others have shown that this insteresting language closely agrees with Ugric in grammar, structure, numerals, and pro-

[1]) Dafür spricht auch, was Strabo (III. 1, 6) über die Schrift und Sprache der Iberer sagt: καὶ οἱ ἄλλοι Ἴβηρες (ausser den Turdetanern und [oder] Turdulern) χρῶνται γραμματικῇ οὐ μιᾷ δ'ἰδέᾳ, οὐδέ γὰρ γλώττῃ μιᾷ.

[2]) Vgl. Pruner-Bey im Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. ser. II. 24.

[3]) Revue de linguistique et de philologie comparée. 7. juillet 1874, p. 5.

[4]) La République Française. Vendredi 14. aout 1874.

[5]) Sayce, The principles of comparative philology. London 1875, p. 21.

nouns. Indeed, the more I examine the question, the nearer does the relationship appear to be more especially when the newly-revealed Accadian language of ancient Babylonia, by far the oldest specimen of the Turanian family that we possess, is brought in to use for the purpose of comparison. M. Antoine d'Abbadie, in d'Abbadie et Chaho's „Études Grammaticales sur la Langue euskarienne" (pp. 17, 18), has pointed out as far back as 1836 the resemblances that exist between Basque on the one hand, and Magyár and Lapp on the other."

Bestätigt wird diese Annahme noch durch eine Stelle des Sulpicius Severus.[1]) Es heisst daselbst: „Sed cum cogito me hominem Gallum inter Aquitanos verba facturum, vereor ne offendat vestras nimium urbanas aures sermo rusticior . . . Tu vero, inquit Postumianus, vel Celtice aut si mavis, Gallice loquere, dummodo Martinum loquaris." Gallice und Celtice stehen im Gegensatze zur lingua latina und bezeichnen die zwei in Gallien gesprochenen vorrömischen Sprachen, von denen die eine die Sprache der arischen Eroberer (der Gallier), die andere die Sprache der turanischen Unterworfenen (der Celten = der „Dunklen", vgl. die späteren Ausführungen) war. Es folgt aus dieser Stelle, erstens dass noch zur Zeit des Sulpicius Severus in Gallien die Sprache der Celten sich erhalten hatte und zweitens, dass in Aquitanien die daselbst lebende iberische Urbevölkerung celtisirt, das ist turanisirt worden war. Hätte sie noch iberisch gesprochen, so würde Postumianus statt „Celtice" gewiss „Iberice" gesagt haben. Verfehlt ist es, wenn Diefenbach annimmt, dass „Celtice" gallisch und „Gallice" „das damals in den meisten Theilen Galliens gesprochene Latein oder das Romanzo im Gegensatz zu dem sermo urbanus der früh romanisirten Provincialen bedeute".[2])

Wenn die Verwandtschaft des Baskischen mit einer der uralaltaischen Sprachen bis jetzt noch nicht bis zur vollen Evidenz erwiesen werden konnte, vielleicht auch niemals erwiesen werden wird, so möge man erwägen, dass Sprachen, die von einem stammfremden Volke angenommen werden, in der Regel in lautlicher und morphologischer Hinsicht tiefgehende Aenderungen erfahren, die eine Reconstruction der sprachlichen Grundformen bei etwaigem Mangel älterer Literatur-

[1]) Sulpicius Severus, Dial. I. 27 ed. Halm.

[2]) Diefenbach, Origines Europaeae 430.

werke — und diese fehlen eben im Baskischen — nahezu zur Unmöglichkeit machen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Etruskischen. Die kraniologischen Untersuchungen lassen gleichfalls die Etrusker als ein Mischvolk erscheinen. Nach Baer, R. Wagner und Pruner-Bey ist ihr Schädel dolichocephal; A. Retzius, Lagneau und Vogt haben dagegen die Etrusker für Brachycephalen erklärt. Thatsächlich finden sich auch dolichocephale und brachycephale Schädel. Nach Nicolucci bildeten die Brachycephalen den kleineren Bruchtheil der Bevölkerung, nämlich 37%, nach Zanetti gar nur 23%. Wenn Pruner-Bey die dolichocephalen Etrusker für Semiten erklärt und Zanetti eine Verwandtschaft derselben mit den Aegyptern gefunden hat,[1]) so kann ich darin durchaus nichts Auffälliges finden, sondern nur darin eine weitere Bestätigung der oben näher dargelegten Annahme sehen, dass die italische Urbevölkerung mit den Semiten und Hamiten eine Race bildete. Andererseits finde ich in der Erklärung, die Deecke in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin zu Ostern 1876 abgegeben hat, dass er die Verwandten der Etrusker bis nach Sibirien suchte,[2]) angesichts gewisser von ihm selbst in seinen „Etruskischen Forschungen" geltend gemachten Analogien mit den finnischen Sprachen und auf Grund der unbestrittenen Thatsache, dass die Etrusker mit der rätischen Bevölkerung im Norden von Italien (in Graubünden und Tirol) zusammenhängen[3]) und diese Bevölkerung wegen ihrer eminenten Brachycephalie und ihres sonstigen körperlichen Habitus jedenfalls zur turanischen Race gerechnet werden muss,[4]) nichts so Ueberraschen-

---

[1]) Die näheren Nachweise bei Fligier, Zur praehistorischen Ethnologie Italiens 43.

[2]) O. Müller-Deecke, Die Etrusker. Stuttgart 1877. I. Vorrede IX.

[3]) Steub, Zur rätischen Ethnologie. Stuttgart 1854, wo historisch-linguistisch nachgewiesen ist, dass die Räter Etrusker waren. Doch sind nicht, wie man angenommen, die Etrusker vom nördlichen Italien nach Tirol und in die Schweiz eingewandert, sondern die Wanderung erfolgte umgekehrt vom Norden nach Süden. Von den alten Zeugnissen ist besonders bemerkenswert das des Justin. XX. 5: „Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est (ab Etruscis), maxime Raetis, quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent."

[4]) Diefenbach, Origines Europaeae 109 bemerkt über den phys. Habitus der Etrusker: „Den Römern erschienen die Etrusker als „obesi et pingues," was zunächst auf ihr Wohlleben gehen mag, aber einigermassen durch die Gestalten

des, als es manchem auf den ersten Blick erscheinen mag, zumal alle Versuche, die Sprache der Etrusker als eine semitische (Stöckel) oder arische, beziehungsweise italische zu erweisen, als entschieden verunglückt zu betrachten sind. Dies gilt nicht nur vom dem Versuche Corssens, sondern auch von dem in neuester Zeit von Deecke selbst unternommenen Versuche, das Etruskische für eine italische Sprache zu erklären.[1]) Uebrigens hatte schon vor Deecke Isaac Taylor in seinen „Etruscan Researches" (1871) den Versuch gemacht, das Etruskische mit den ural-altaischen Sprachen in Verbindung zu bringen. Auch in dieser Frage wird wohl erst die Zukunft eine sichere Entscheidung bringen.

Es ist kein Zufall, dass auch auf der dritten südeuropäischen Halbinsel, der Balkanhalbinsel, ein ähnliches Problem der endgiltigen Lösung harrt. Auch hier mussten semitische mit turanischen Elementen zusammenstossen und es konnten sich in Folge dessen ähnliche Verhältnisse entwickeln, wie sie sich auf der pyrenaeischen und auf der apenninischen Halbinsel entwickelt haben. Die Frage nach der genealogischen Verwandtschaft des Albanesischen, das hier zunächst in Betracht kommt, ist derzeit eine noch ganz offene und auch das, was über die Schädelform der Albanesen durch Virchow bekannt geworden ist, stützt sich auf ein zu dürftiges Material, als dass man damit die anthropologische Classification der Albanesen versuchen könnte. Sollten sie wirklich dem brachycephalen Typus angehören, wie man nach den wenigen gemessenen Schädeln anzunehmen geneigt sein könnte, so wäre dieser Umstand wohl geeignet, die grossen Bedenken, die sich

---

der Bildwerke bestätigt wird. Diese zeigen häufig kleine, untersetzte Statur die Arme und die Nase kurz und dick, das Gesicht gross, dessen Umrisse rund, lich, das Kinn stark und etwas hervortretend, die Augen gross." Das sind also Züge, die weder der semitischen noch der arischen, sondern der turanischen Race zukommen (vgl. das Folgende) und die in noch reiner Form heute noch häufig im Gebiete des alten Rätiens vorkommen.

[1]) Deecke, Etruskische Forschungen und Studien. Zweites Heft. Stuttgart 1882. Vgl. das entschiedene Verwerfungsurtheil des Mitherausgebers dieses Sammelwerkes, Pauli's, im Lit. Centralblatt. 1882, Nr. 22, S. 745. Bekanntlich hat sich seiner Zeit auch Deecke gegen Corssens gleiche Ansicht von dem arischen Charakter des Etruskischen mit derselben Entschiedenheit ausgesprochen. Wäre dasselbe wirklich eine arische Sprache, so wäre der überzeugende Nachweis hiefür in gleicher Weise wie für das Oskische und Umbrische längst schon geführt worden.

gegen die Einreihung des Albanesischen unter die arischen Sprachen erheben, um ein Bedeutendes zu verstärken.

Bei der grossen Bedeutung, die das turanische Element im Alterthum und noch mehr in der neueren Zeit in Europa erlangt hat, erscheint es nothwendig, eine kurze Beschreibung der körperlichen und geistigen Eigenschaften der turanischen Race folgen zu lassen.

Was den leiblichen Typus derselben anlangt, so zeigt er sich von dem semitischen wie von dem arischen wesentlich verschieden. Die Statur ist kleiner als die der Arier, insbesondere bei den Frauen und es zeigt sich meistens ein Hang zum Fettwerden, daher die Gestalt wie aufgedunsen erscheint. Die Schädelform ist brachycephal, die Gesichtsbildung rund mit besonders starker Entwicklung der oberen Theile. Die Augen sind klein und von schwarzer Farbe, die Augenhöhlen liegen nicht tief, die Augenlider erscheinen gegen die Nase zu schief geschnitten, da sich die inneren Winkel derselben nur unvollkommen öffnen.[1]) Die Augenbrauen sind schmal, schwarz und wenig gebogen. Die Backenknochen sind hoch und vorstehend. Die Nase sitzt an der Stirne breit auf und liegt an der Wurzel mit dem Gesichte beinahe in derselben Ebene, am äussersten Ende ist sie breit und platt. Das Kinn ist kurz, die Ohren gross und vom Kopfe ein wenig abstehend. Das Haupthaar ist schlicht, grob und schwarz glänzend. Der Bart ist schwach entwickelt, dünn und von schwarzer Farbe; er wächst in der Regel nur um die Lippen und die unteren Theile des Kinnes. Backenbärte sind innerhalb der turanischen Race etwas Unerhörtes. Die Farbe der Haut ist weiss mit einem Stich ins Gelbe oder Bräunliche, in den südlichen Gegenden sogar ins Schwärzliche. Fr. Müller, dem ich diese Charakteristik des leiblichen Typus entnommen habe, schliesst dieselbe mit folgenden Worten:[2]) „Im Ganzen macht der mongolische Typus den Eindruck des Kindlichen, Offenen, Sorglosen und Geselligen. Alle diese Züge werden bedeutend erhöht durch den mangelnden oder schwachen Bartwuchs, was dem Manne einen weiblichen Typus verleiht. In der That ist es dort, wo eine weite Kleidung getragen wird, oft schwer, Männer- und Weibergesichter von einander allsogleich zu unterscheiden."

---

[1]) Dieses Merkmal findet sich nicht bei allen turanischen Völkern.

[2]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 412. Vgl. noch Prichard-Wagner, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. I. Leipzig 1840, S. 312.

Dieser Typus findet sich in seiner ursprünglichen Reinheit besonders zahlreich in allen jenen Ländern Europa's — von den von Ugro-Finnen und Türken bewohnten Gebieten ist hier natürlich abgesehen —, deren turanische Urbevölkerung nicht von eigentlichen Ariern, sondern erst aus zweiter Hand von irgend einem arisirten Volke diejenige Sprache erhielt, die sie gegenwärtig spricht; es ist dies namentlich der Fall in den Alpenländern, deren Bewohner erst in verhältnismässig später Zeit ihre eigene Sprache aufgaben und dafür irgend eine romanische oder germanische Sprache lernten, sowie in allen jenen jetzt slavischen Ländern, die erst später von Slaven colonisirt worden sind, und wo letztere sich dann mit der etwa vorgefundenen ugro-finnischen Urbevölkerung amalgamirten. Sonst hat er in Folge grösserer oder geringerer Beimengung arischen Blutes verschiedene Modificationen erfahren, insbesondere im Colorit der Haare und Augen, weniger im anatomischen Bau des Knochengerüstes, das sich dem arischen Einflusse gegenüber widerstandskräftiger gezeigt hat.

Was den psychischen Charakter der Turanier anlangt, so erscheint derselbe ebenfalls von dem der Arier und Semiten verschieden. Es fehlt ihnen die mächtige Energie des Wollens, die Initiative des Handelns, der stark ausgeprägte Sinn für Selbständigkeit sowie das tief wurzelnde Persönlichkeitsgefühl, das den Völkern der arischen und semitischen Race, insbesondere ersterer in so hohem Masse eigenthümlich ist.[1]) Es fehlt ihnen ferner jene belebende und erwärmende Phantasie, die bei den Ariern und Semiten jene herrlichen Kunstwerke geschaffen hat, die noch heute den Gegenstand unserer Bewunderung

[1]) Graf Gobineau, der schon vor 30 Jahren erkannt hat, dass gegenwärtig unter sämmtlichen arischen Völkern die germanischen Völker den arischen Urtypus noch verhältnismässig am reinsten repräsentiren, charakterisirt die Arier in seinem „Essai sur l'inegalité des races humaines." IV. Paris 1855, p. 36 in folgender Weise: „L' Arian est donc supérieur aux autres hommes, principalement dans la mesure de son intelligence et de son énergie . . . Une des premières considérations aux quelles l'aspect du monde germanique donne lieu, c'est encore celle-ci, que l'homme y est tout et la nation peu de chose. On y aperçoit l'individu avant de voir la masse associée, circonstance fondamentale, qui excitera d'autant plus l'interêt qu'on prendra plus de soin de la comparer avec le spectacle offert par les agrégations de métis sémitiques, helleniques, romains, kymris et slaves. Là on ne voit presque que les multitudes; l'homme ne compte pour rien et il s'efface d'autant plus que le mélange ethnique auquel il appartient étant plus compliqué, la confusion est devenue plus considérable."

bilden. Dagegen ist der Turanier passiv-phlegmatisch, in Folge dessen in seiner ganzen Denk- und Anschauungsweise streng conservativ und Neuerungen abgeneigt. Er fügt sich leicht und gerne in die Bedingungen gesellschaftlicher und staatlicher Organisation und haben oft die staatlichen Organismen der Völker dieser Race, wie vor allen das chinesische Reich, eine überraschend lange Dauer und sind äussere und innere Stürme, an denen andere Staaten zu Grunde gegangen wären, an ihnen ohne tiefere Schädigung vorüber gegangen. Staaten von der colossalen Ausdehnung, wie sie bei turanischen Völkern vorkommen, wären bei einer Bevölkerung rein arischer oder semitischer Herkunft ganz undenkbar. Dem Arier und Semiten gegenüber erscheint der Turanier als ausgesprochener Gefühlsmensch und liefern auch seine Dichtungen (Finnen, Türken) die besten Belege für die grosse Innigkeit und Tiefe seines Gefühllebens. Damit hängt zusammen, dass er auch im persönlichen Verkehre friedfertig und freundlich erscheint. Desgleichen ist seine religiöse Empfindung voll Tiefe und Wahrheit. Dem Kampfe abgeneigt, ist er im Kriege tapfer und ausdauernd, gegen den Feind auch grausam. Was ihn jedoch ganz besonders charakterisirt, ist sein eminent praktisch-nüchterner Sinn, der immer auf das Ziel gerichtet ist, sowie seine streng realistische Auffassung von Welt und Menschen überhaupt, Eigenschaften, die in dem Ueberwiegen der Verstandesthätigkeit und dem Mangel an Phantasie ihre Wurzeln haben. Aus dieser Geistesrichtung entsprangen jene zwei mächtigen specifisch turanischen Culturentwicklungen Asiens — die chinesische und sumerisch-akkadische —, die in ihrer Art einzig dastehen und von denen insbesondere letztere für die gesammte Culturentwicklung Asiens und Europa's von grösster Bedeutung geworden ist.

„Diese Akkadier," bemerkt Sayce,[1]) „haben eine höchst bedeutende Rolle in der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit gespielt, und sie waren es, welche die erste Civilisation nach Westasien brachten. Bis zu ihnen können wir die Künste und Wissenschaften, die religiösen Ueberlieferungen und die Philosophie nicht allein der Assyrier, sondern auch der Phönizier und Aramäer, ja sogar der Hebräer zurückverfolgen. Von Chaldäa her kamen auch die Keime der griechischen Kunst und so manche Figur der griechischen Götter-

[1]) Sayce, Babylonische Literatur, deutsch von Friederici, S. 7. Ebenso urtheilt Lenormant, Die Anfänge der Cultur. I. 73.

und Heroenwelt. Der Säulenbau erreichte seine erste und höchste Entwicklung in Babylonien, die Löwen, welche heute noch den Haupteingang Mykenä's bewachen, sind entschieden assyrischen Ursprungs, und der griechische Herakles mit seinen zwölf Arbeiten findet sein Vorbild in dem Helden (Izdubar) des grossen chaldäischen Epos. Es ist in der That schwer zu sagen, wie viel von unserer heutigen Cultur wir nicht dem untersetzten Volke mit den langgeschlitzten Augen im alten Babylonien zu verdanken haben. Jerusalem und Athen sind die heiligen Stätten unseres modernen Lebens und beide sind tief durch die Ideen beinflusst worden, die ihren Ausgangspunkt im alten Akkad hatten. Der Semite war stets ein Handelsmann und Vermittler und sein frühestes Geschäft war der Handel in geistiger Waare. Babylonien war die Heimat und Mutter semitischer Cultur und semitischer Inspiration. Die Phönizier vergassen nie, dass sie eine Colonie vom Persischen Golfe her waren und der Israelite berichtete, dass sein Urahn Abraham im Ur der Chaldäer geboren sei."

Bekanntlich besitzt auch Amerika in Mexiko und Peru zwei selbständige Culturcentren. Nach A. Retzius [1]) waren es gerade die brachycephalen Elemente der amerikanischen Urbevölkerung (die „Amerikanischen Mongolen"), die die daselbst zur hohen Blüthe gelangte Cultur begründeten, wie ja Peschel überhaupt die ganze amerikanische Urbevölkerung als zur turanischen Race gehörig betrachtet. Wir sehen also, dass nicht weniger als vier selbständige Culturschöpfungen (in China, Babylonien, Mexiko und Peru) von turanischen Völkern ausgegangen sind, ein Umstand, der jedenfalls für die eminente intellectuelle Befähigung der ganzen Race ein vollgiltiges Zeugnis ablegt.

Angesichts dieser Thatsache und wenn man weiter erwägt, dass auch ein Volk der semitischen Race — die Aegypter — eine eigene Cultur hervorgebracht hat, ist es auffallend, dass wir nirgends eine Spur davon finden, dass die Arier vor ihrer Trennung zu einer höheren Culturstufe gelangt wären, die sich etwa mit der Cultur der Aegypter oder Akkadier vergleichen liesse. Ja wir wissen, dass die Germanen, also diejenigen, die am spätesten ihre arische Heimat verliessen, noch als halbe Barbaren den Schauplatz der Geschichte betraten, und zwar zu einer Zeit, wo andere Völker schon eine hohe Culturstufe erklommen hatten. Diese Thatsache ist um so auffallender, als die späteren

[1]) Müller's Archiv. 1858, S. 136.

Leistungen der Arier dieselben als eine hochbegabte und thatkräftige Race erscheinen lassen. Die merkwürdige Thatsache findet jedoch sofort ihre Erklärung, wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen eine Cultur überhaupt entsteht. „Nicht auf jedem zur Ausübung des Landbaues tauglichen Flecke Landes," sagt Fr. Müller[1]), „kann sich eine höhere Cultur entwickeln. Es sind nur einzelne grosse, durch massenhafte Gebirge geschützte und von bedeutenden Strömen durchschnittene Ebenen oder günstig gelegene Inseln, auf denen sich die Menschen zu grösseren Gesellschaften ansammeln und im wechselseitigen Verkehr mit einander die Elemente der Cultur selbständig erzeugen können. Und deren sind auf der ganzen bewohnten Erde nicht viele." Müller findet nur etwa sieben Landstriche, welche die Bedingungen zur selbständigen Entwicklung einer höheren Cultur in sich vereinigen: China, Indien, Mesopotamien, Aegypten, die Meeresküsten und Inseln Vorderasiens mit den gegenüberliegenden Halbinseln und Inseln Europa's, Mexiko und Peru. Darunter findet sich nicht Skandinavien, die Heimat der Arier. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Die Geschichte zeigt, dass jede höhere Bildung nur auf Grundlage von Sclaverei möglich ist. So war es im alten Rom und Griechenland und so war es auch in allen übrigen alten Culturländern. Wissen wir doch, dass Arier, Semiten und Turanier fast überall dort, wohin sie vordrangen, eine bereits von früher her sesshafte Bevölkerung vorfanden, welche, soweit sie nicht vernichtet oder verdrängt worden war, von den überlegenen Eroberern zum Sclavendienste gezwungen wurde. Anders war es in Skandinavien. Hier waren die Arier die ersten Bewohner und daher genöthigt selbst für die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. An die Pflege der Bildung konnte unter solchen Umständen wohl nicht gedacht werden. Es wäre daher verfehlt, aus der Thatsache, dass die Arier in der proethnischen Periode es zu keiner höheren Culturentwicklung gebracht haben, einen Schluss auf ihre geringere geistige Begabung zu ziehen, ebenso wie es verkehrt wäre, auf Grund der Thatsache, dass mehrere turanische Völker in Folge ungünstiger äusserer Verhältnisse auf einer tiefen Culturstufe stehen geblieben sind, die intellectuelle Befähigung der Race als solcher anzuzweifeln.

Wenn wir die heutigen europäischen Völker nach anthropologischen Gesichtspunkten classificiren und dieselben auf Grund dieser

[1]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 67.

Classification gruppiren, so ergibt sich, dass mit den Grenzen der anthropologischen Provinzen, die wir so erhalten, weder die ethnischen, noch die politischen Grenzen zusammenfallen. Manche ethnisch-politische Einheiten vereinigen in sich die grössten anthropologischen Gegensätze; umgekehrt zeigen einige politische Gemeinwesen trotz ihrer ethnischen Mannigfaltigkeit einen einheitlichen Charakter in anthropologischer Hinsicht. So hat Italien, ein politischer und nationaler Einheitsstaat, in seinen nördlichen Provinzen eine Bevölkerung, die von der Bevölkerung Unteritaliens und Siciliens der Race nach ganz verschieden ist. Von Italien insbesondere gilt das Wort Ratzels[1]: „Gemeinsamkeit der Sprache, des Glaubens, der Sitten, der Anschauungen vor allem, was man National- oder Volksbewusstsein nennt, das sind alles nur Gewänder, welche verhüllend und gleichmachend über Verschiedenstes geworfen sind.“ Jedoch trotz der uniformen Gewandung kann der aufmerksame Beobachter diese Verschiedenheiten sofort erkennen. Dasselbe gilt von Deutschland, dessen südliche Theile von einer Bevölkerung bewohnt werden, die zu der Bevölkerung der nördlichen, insbesondere nordwestlichen Theile, wo sich der germanische Typus noch ziemlich rein erhalten hat, einen anthropologischen Gegensatz bildet, sich jedoch mit der romanischen Bevölkerung der Schweiz, Norditaliens und Frankreichs sowie mit der deutschen, slavischen rumänischen und ugro-finnischen Bevölkerung des europäischen Ostens leicht zu einer anthropologischen Gruppe vereinigen lässt, die durch das Vorherrschen des turanischen Typus charakterisirt ist. Umgekehrt zeigt die viersprachige Schweiz (deutsch, französisch, italienisch, ladinisch) im Grossen und Ganzen einen einheitlichen Typus, ebenso, wenn man von den Juden, den ihnen stammverwandten, wenig zahlreichen Armeniern und den Zigeunern absieht, die polyglotte österreichisch-ungarische Monarchie. Dr. Weisbach, der über den physischen Habitus der österreichischen Völker die eingehendsten Untersuchungen vorgenommen hat, gibt folgende Breitenindices[2]: Rumänen 80,6, Deutsche 81,1, Magyaren 81,9, Italiener 82,2, Slovenen 83,8, Ruthenen 82,9, Kroaten 82,9, Polen 83,5, Böhmen 83,6, Slovaken 83,6. Man sieht daraus, dass alle diese Völker (durchwegs Brachycephalen) anthropologisch einander sehr nahe stehen und sind es nur die grossen

[1]) Ratzel, Anthropo-Geographie. Stuttgart 1882, S. 468.

[2]) Wiener Medicinische Jahrbücher. 1864. II. 124.

Verschiedenheiten in der culturellen Entwicklung derselben sowie die ethnischen auf Sprache und Sitte begründeten Unterschiede, die den auf die charakteristischen physischen Merkmale weniger aufmerksamen Laien geneigt machen, aus der culturell-ethnischen Verschiedenheit auf eine anthropologische Verschiedenheit zu schliessen.

Während also die Grenzen der anthropologischen Provinzen mit den Grenzen der ethnischen Gruppen und politischen Gemeinwesen keineswegs zusammenfallen, eine Thatsache, die in der Geschichte der europäischen Racen und Völker ihre volle Erklärung findet, zeigt sich merkwürdigerweise, dass die Verbreitungsbezirke der beiden über fast ganz Europa verbreiteten Erscheinungsformen der christlichen Lehre — des römischen und griechischen Katholicismus und des Protestantismus — mit den Verbreitungsbezirken des turanischen Typus einerseits und des germanisch-arischen Typus andererseits nahezu zusammenfallen.

Dass der Connex zwischen dem Racencharakter und der nationalen Form der religiösen Anschauung weit inniger ist als der zwischen der nationalen Sprachform und dem Racencharakter, zeigt das Beispiel der Juden, die durchwegs in Europa ihre nationale Sprache aufgegeben und die Sprache jenes Landes angenommen haben, in dem sie gerade leben, mit grosser Zähigkeit jedoch an ihrer Religion festhalten. Dass das Christenthum in seinem innersten Wesen dem echten Arier mit seiner heiteren Lebensauffassung, seinem hochfahrenden Wesen, seiner Lust am Kampfe nicht congenial war, beweist am besten der Umstand, dass die Christianisirung vieler germanischer Stämme verhältnismässig sehr spät erfolgte, theilweise durch Anwendung von Gewalt zu Stande gebracht werden musste und überhaupt nur durch weitgehende Concessionen an die altnationalen Sitten und Anschauungen derselben möglich war. Der deutsche Protestantismus selbst war nichts anderes als eine zum plötzlichen Durchbruche gekommene Reaction des germanisch-arischen Volksgeistes gegen eine Religion, die niemals in die innerste Denk- und Anschauungsweise der unvermischt gebliebenen Germanen Eingang gefunden hatte. Auch die Thatsache, dass sich die meisten deutschen Fürsten an die Spitze der protestantischen Bewegung gestellt haben, erklärt sich ebenfalls aus dem Bestreben, die altnationalen Ansprüche des Adels auf die leitende Rolle in der Führung des Volkes dem mächtig gewordenen Priesterstande gegenüber zur Geltung zu bringen. Und deshalb hat der Protestantismus gleich von allem An-

fange an schnell und leicht in diejenigen Länder Eingang gefunden, die vorwiegend von unvermischt gebliebenen germanischen Stämmen bewohnt waren (Nord- und Mitteldeutschland, Dänemark, die skandinavischen Länder, Holland, Grossbritannien) und entweder nur vorübergehend oder gar nicht Verbreitung gefunden in Ländern, deren Bevölkerung aus andern Race-Elementen zusammengesetzt war. Auch heute ist es der protestantischen Propaganda nicht möglich Anhänger in grösserer Zahl in diesen Ländern zu gewinnen, wie aber anderseits auch die katholische Propaganda in rein protestantischen Ländern keine erheblichen Erfolge zu erzielen vermag. Dafür hat bisher der Katholicismus in allen jenen Ländern, in denen die kurzköpfige, dunkelhaarige Bevölkerung vorwiegend ist, ohne grosse Schwierigkeit das Terrain behauptet, trotzdem einige derselben zu wiederholten Malen die tiefgehendsten politischen und socialen Erschütterungen zu bestehen hatten, ein Beweis dafür, dass das Christenthum in seiner katholischen Gestaltung der Denk- und Anschauungsweise der turanischen Race näher steht, als der der germanisch-arischen Race, wie ja auch der sich vielfach mit dem Christenthume berührende Buddhismus zahllose Anhänger unter den turanischen Völkern Asiens gewonnen hat.

Aber auch die dritte europäische Race, die semitische, die sich gegenwärtig noch verhältnismässig am reinsten unter sämmtlichen Ländern Europa's in Sicilien und Spanien erhalten hat — von den kaukasischen Völkern und den Juden abgesehen — verhielt sich nicht indifferent dem Christenthum gegenüber. Es ist kein Zufall, dass gerade in Spanien der Katholicismus jenen Charakter der Intoleranz und des Fanatismus angenommen hat, der dem Christenthume als solchem durchaus fremd ist und in dem wir nichts anderes zu sehen haben als den Reflex jener religiösen und politischen Intoleranz, wie sie gerade den Völkern der semitischen Race in so charakteristischer Weise eigenthümlich ist. Treffend hat hierüber Peschel geurtheilt:[1] „Werden dem Christenthume seine Ketzerverfolgungen, seine Inquisitionen, seine Religionskriege, überhaupt seine Unduldsamkeit zur Last gelegt, so treffen die Vorwürfe doch nur diejenigen, welche die Lehren der Milde in ihr Gegentheil verwandelten.“ Man sieht hieraus, welche Bedeutung dem Racencharakter selbst dem mächtigen Einflusse der Religion gegenüber zukommt.

---

[1] Peschel, Völkerkunde 315.

Dass der Gegensatz der Racen durch die ethnische Einheit, wie sie zunächst in der Gemeinsamkeit der Sprache zum Ausdruck kommt, nicht überwunden werden kann,[1]) ergibt sich schon aus der einfachen Thatsache, dass die Racenmerkmale sich als etwas Unabänderliches darstellen, die ethnischen Momente dagegen, nämlich Sprache und Sitte, leicht dem Wandel unterliegen. Die Geschichte, insbesondere die deutsche Geschichte liefert zahlreiche Bestätigungen dieses Satzes. Es treten jedoch diese Racengegensätze in diesem Falle nicht in reiner Form, sondern in der Form von socialen, politischen und religiösen Gegensätzen zu Tage: in der Form des socialen und politischen Gegensatzes schon deshalb, weil der Entnationalisirung eines racefremden Volkes in der Regel die sociale und politische Unterwerfung unter ein anderes Volk vorausgeht, in der Form des religiösen Gegensatzes aber deshalb, weil Religion und Race in einem gewissen Zusammenhange mit einander stehen. Ich erinnere an den während des ganzen Mittelalters in den deutschen Städten geführten Kampf der Zünfte gegen die herrschende Stellung der Patricier, an den Kampf der Bauern und Bürger gegen den Adel, an die grossen Religionskriege, die Deutschland durch zwei Jahrhunderte zerfleischten, an die particularistischen Bestrebungen dieses Jahrhundertes. Es lässt sich in jedem einzelnen Falle leicht zeigen, dass die gegnerischen Parteien nicht nur in socialer oder politischer Hinsicht oder dem religiösen Bekenntnisse nach, sondern auch wenigstens in der Mehrheit der Race nach verschieden waren.

---

[1]) Ohne Rücksicht darauf tritt seit mehr denn 20 Jahren in der grossen Politik Europa's das Bestreben zu Tage, staatliche Gemeinwesen auf rein ethnischer Grundlage zu bilden oder anders gesagt, die politischen Grenzen mit den ethnischen Grenzen zu vereinigen. Der Impuls hiezu ging nicht, was wohl zu beachten ist, von den Männern der strengen Wissenschaft, sondern von praktischen Staatsmännern aus, die in dem Nationalitäten-Princip ein mächtiges politisches Agitationsmittel erhielten. Die neue Wissenschaft der Anthropologie musste die Berechtigung dieser Bestrebungen verneinen. „Toute répartition politique fondée sur l'ethnologie est absurde" sagt de Quatrefages im Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. 2. ser. VI. 183. In demselben Sinne haben sich auch Virchow und Hovelacque geäussert. Vgl. des letzteren: „Langues, races, nationalités." Paris 1875, p. 22. Es ist übrigens bezeichnend für die Geschichte politischer Theorien, dass die Nationalitäten-Theorie, die zuerst in Frankreich durch Napoleon III. den Stempel officiell-praktischer Bedeutung erhielt, gegenwärtig in Frankreich am entschiedensten bekämpft wird.

Der Zusammenbruch der vom arisch-germanischen Elemente in Mitteleuropa begründeten social-politischen Ordnung erfolgte unter grösseren oder geringeren Erschütterungen am Ausgange des vorigen und im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhundertes. Es wurde bereits ausgeführt, dass es klimatische Ursachen waren, welche allmählig besonders in Frankreich und Süddeutschland dem brachycephalen Elemente das numerische Uebergewicht verschafften, so dass die zur kleinen Minorität herabgesunkenen Vertreter der alten Ordnung dieselbe nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Dazu kam noch ein anderer nicht minder wichtiger Umstand. Seit der Entdeckung Amerika's und der Erschliessung neuer Seewege ging der Strom der arischen Auswanderung, der bis dahin nach gewissen Intervallen jedesmal das continentale Europa und Grossbritannien sammt Irland überfluthet hatte, von Skandinavien und dem Skandinavien benachbarten Verbreitungsgebiet der Arier aus nach den neuentdeckten überseeischen Ländern, die gegenwärtig in derselben Weise dem arischen Einflusse unterworfen werden, wie dies früher bezüglich Europa's der Fall war. Auch hier erscheint als der mächtigste Hemmschuh der arischen Ausbreitung das Klima, insofern als Länder mit subtropischem Klima der Ansiedlung von unvermischten Ariern ausserordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

In Folge dieser Ablenkung des arischen Auswandererstromes blieb Mitteleuropa seit Beginn der Neuzeit, wenn wir von der Episode des schwedischen Krieges im 17. Jahrhunderte absehen, von einer arischen Invasion verschont und dieser Umstand hatte zur Folge, dass das arische Element, das von keiner Seite einen Zuwachs erhielt, aus den schon erwähnten Gründen immer mehr und mehr zurückgieng und dass das turanische, seinerzeit hörige Element seine Emancipations-Bestrebungen mit immer grösserem Erfolge durchführen konnte. Darin liegt in erster Linie die weltgeschichtliche Bedeutung der Entdeckung Amerika's für Europa und es lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass ohne dieses Ereignis die ethnologischen und politischen Verhältnisse Europa's ein anderes Bild darbieten würden, als es gegenwärtig der Fall ist. Denn die Ursachen, die vor nahezu 5000 Jahren die Arier bestimmt haben, ihre skandinavische Heimat zu verlassen und nach dem continentalen Europa hinüberzusetzen, wirken in ungeschwächtem Maasse noch heute fort: es ist die immer zunehmende Schwierigkeit, sich daselbst zu ernähren und eine Familie zu gründen.

Was vom skandinavischen Mutterlande gilt, gilt auch von Dänemark und Grossbritannien. [1])

Trotzdem sehen wir, dass das arische Element, wenn es auch in der Neuzeit in Mittel- und Südeuropa nicht mehr die Bedeutung hat, die es im frühen und späten Alterthum sowie im Mittelalter gehabt hat, noch immer auf diesem Welttheil eine achtunggebietende Stellung einnimmt und dass nur von ihm und dem turanischen Elemente die Geschicke desselben bestimmt werden. Geändert hat sich bloss sein Name und der Schauplatz seiner Thätigkeit: die Kraft, die einst fast ganz Europa und einen Theil von Asien bezwungen und selbst das mächtige Aegypten in Schrecken gesetzt hat, ist dieselbe geblieben und wird so lange dieselbe bleiben, so lange den Ariern ein angemessenes Klima beschieden ist und der Kampf ums Dasein die Bethätigung aller ihrer Kräfte zur Nothwendigkeit macht und so den Verfall derselben hintanthält. Denn nur mit denselben Mitteln, mit denen ihre physische und geistige Ueberlegenheit erworben wurde, kann dieselbe erhalten werden.

Diese Ausführungen haben bezweckt, die Bedeutung des anthropologischen Momentes gegenüber dem rein ethnischen, persönlichen und geographischen Momente, wie es für die bisherige Geschichtsauffassung allein massgebend war, zur gebührenden Geltung zu bringen. Die Racen sind eben das Dauernde im Wechsel der Ereignisse, die

---

[1]) Diese Annahme wird auch durch historische Zeugnisse bestätigt. Von den Normannen wird erzählt, dass bei ihnen der einzelne Vater wegen der zu grossen Zahl seiner Kinder seine erwachsenen Söhne bis auf einen, den er als seinen Erben zurückbehielt, von sich getrieben habe. Es heisst bei Guil. Gemet., Hist. Normadnor. 4: „Quae gens idcirco sic multiplicabatur, quoniam nimium dedita luxui mulieribus iungebatur multis. Nam pater adultos filios a se pellebat, praeter unum, quem heredem iuris sui relinquebat.“ Es ergab sich hieraus die Nothwendigkeit für die Auswanderer sich auf andere Völker zu stürzen. Aehnliches berichtet auch Paulus Diaconus von den Völkern Skandinaviens. Vgl. Philipps in den Sitzungsberichten der histor.-philos. Classe der Wiener Akademie. 1870, S. 521. Ebenso sieht F. Dahn (Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung. I. Leipzig 1880, S. 8) in der Uebervölkerung die eigentliche Ursache der germanischen Völkerwanderung, wie mir denn überhaupt diese germanische Völkerwanderung als eine Art Fortsetzung der altarischen Völkerbewegungen erscheint. Von diesem Gesichtspunkte aus verdienen Dahn's treffliche Ausführungen „über das Wesen der Völkerwanderung“ (S. 10—25) eine um so grössere Beachtung.

Völker hingegen sind vergänglich und es lässt sich nachweisen, dass manche Völker, deren physischer Habitus und geistiger Charakter unverändert geblieben ist, schon mehrmals ihre Sprache gewechselt haben. Es geht nicht weiter an von Ariern oder Indogermanen zu sprechen und es jedem zu überlassen sich dieselben so vorzustellen, wie es ihm gerade beliebe, als wäre dieser Umstand für die geschichtliche Betrachtung etwas ganz Unwesentliches. Doch nicht allein für die geschichtliche Betrachtung überhaupt, sondern auch insbesondere für das Verständnis der sprach- und literaturgeschichtlichen Entwicklung ist es unerlässlich, das anthropologische Moment fortwährend im Auge zu behalten. Es ist nicht möglich den durchgreifenden Unterschied zwischen der römischen und griechischen Literatur, zwischen der römischen und griechischen Sprache zu verstehen, wenn man nicht weiss, dass sich an dem Aufbau des römischen Volkes ein Element in hervorragendem Maasse betheiligt hat, das sich an dem Aufbau des griechischen Volkes sehr wenig oder gar nicht betheiligt hat. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass ich das turanische (brachycephale) Element meine, das einen so nachhaltigen Einfluss auf die Gestaltung der römischen Sprache und Literatur gewonnen hat. Ebenso wenig ist es möglich die Universalität der deutschen Literatur und Kunst, durch die sich dieselbe in so auffallender Weise von den mehr einseitigen literarischen und künstlerischen Bestrebungen anderer mehr homogener Völker auszeichnet, zu verstehen, wenn man nicht weiss, dass seit alter und neuer Zeit das arische und turanische und seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes auch das semitische Element, jedes in seiner Art, das geistige Leben Deutschlands beeinflussen. Dann begreift man, wie es möglich war, dass jede Gattung der Dichtkunst, jede wissenschaftliche Disciplin, jedes künstlerische Problem daselbst seine ausgezeichneten Bearbeiter gefunden hat. Diese Universalität der geistigen Bestrebungen ist eine Art Ersatz für die vielen und schweren politischen Nachtheile, die Deutschland seit jeher aus der anthropologischen Verschiedenheit seiner Bewohner erwachsen sind.

Inwieweit das turanische Element die Entwicklung der arischen Sprachen überhaupt und des Germanischen insbesondere beinflusst hat und in welcher Richtung sich diese Beeinflussung geltend gemacht hat, wird später gezeigt werden.

Es entsteht nun die Frage, wo sich die Arier zuerst niedergelassen haben, nachdem der Strom ihrer Auswanderung die Richtung

nach Süden genommen hatte. Diese Frage lässt sich mit ziemlicher Sicherheit dahin beantworten, dass sie wohl von Jütland aus nach den benachbarten Gebieten des heutigen Deutschland, Holland, Belgien Frankreich und England vordrangen und sich daselbst ausbreiteten Wohl von Deutschland aus erfolgte der weitere Vorstoss gegen die noch südlicher gelegenen Länder (Schweiz, Italien [1])). Doch ist es auch möglich, dass Italien seine ersten arischen Einwanderer von Frankreich her erhalten habe und würde für diese Annahme der Umstand sprechen, dass bekanntlich auch der germanische Stamm der Teutonen den Weg nach Italien über Frankreich genommen hat. Dass aber, Deutschland schon lange vor der Invasion der Germanen von Ariern besetzt worden war, ergibt sich aus den vielen geographischen Namen von unzweifelhaft keltischer Provenienz. Dass die Arier, die auf diesen vorhin erwähnten Gebieten lebten, zusammengehören und sich zuerst vom gemeinsamen arischen Grundstocke losgelöst haben, lehrt die Sprachgeschichte. Es ist bekannt, dass innerhalb der arischen Sprachen das Keltische und die italischen Sprachen (Lateinisch, Umbrisch, Oskisch) eine engere Einheit bilden. [2]) Andererseits lässt sich nachweisen, dass die keltisch-italischen Sprachen in ihrem morphologischen Baue die älteste uns überlieferte Entwicklungsphase des Arischen unter sämmtlichen arischen Sprachen darstellen. Denn die weitverbreitete Ansicht, dass sich die einzelnen arischen Sprachen bloss lautlich von einander unterscheiden und dass sie in ihrem morphologischen Baue keine Verschiedenheiten aufweisen, ist entschieden unrichtig, insbesondere soweit sie den Bau des Verbums betrifft und war zugleich eine Hauptursache, dass das Wesen der arischen Flexion so spät erkannt worden ist. Nun zeigt die Analyse des keltisch-italischen Verbums noch mehrere lautlich verschiedene Formen in gleicher syntaktischen Verwendung (z. B. die lat. Conjunctive amem und legam), die in andern Sprachen schon in verschiedener Bedeutung angewendet erscheinen, ein Beweis, dass sich die sog. Italo-Kelten zuerst von dem gemeinsamen Grundstocke und zwar zu einer Zeit getrennt haben, bevor sich noch das flexivische Princip die lautliche Verschiedenheit der beiden Verbal-

---

[1]) Eine uralte arische Niederlassung in Italien ist Arîminum (aus *Ariamanum = die Stadt der Arier) in Umbrien, jetzt Rimini.

[2]) Vgl. Schleicher in den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung. I. 437 und Lottner, a. a. O. II. 309.

formen zum Zwecke des Ausdrucks einer functionellen Verschiedenheit nutzbar gemacht hatte [1]).

Aber auch historische Zeugnisse lassen sich für diese Annahme geltend machen. Die Gallier erscheinen schon zur römischen Zeit weniger gross und blond als die Germanen, hatten sich also schon seit längerer Zeit mit anarischen Elementen vermischt, was auf eine frühere Trennung hinweist. Strabo [2]) bemerkt, dass zwar beide Stämme einander seien παραπλήσιοι καὶ μορφαῖς καὶ ἤθεσι καὶ βίοις, die Germanen aber μικρὸν ἐξαλλάττοντες τῷ τε πλεονασμῷ τῆς ἀγριότητος καὶ τοῦ μεγέθους καὶ τῆς ξανθότητος. Eustathios [3]) wiederholt diese Angabe Strabo's in etwas abweichender Fassung (πλεονάζοντες μόνον ἀγριότητι μεγέθει τε καὶ ξανθότητι). Manilius [4]) macht ebenfalls den Unterschied:

> Flava per ingentes surgit Germania partus,
> Gallia vicino minus est infecta rubore.

Es wurde schon früher auseinandergesetzt, dass für die Arier in Gallien der Name Gallier (Galli, Γαλάται = Blonde) in Aufnahme gekommen ist. In England erscheinen sie unter dem Namen Britanni, Βρεττανοί, Brythôn und ihr Land unter dem Namen Britannia, Βρεττανική.

Wie der Name Briten (Britones) zeigt, ist das Wort Britannia ein Compositum, dessen zweiter Bestandtheil (tanne) soviel wie Land bedeutet, so dass sich Britanni zu Britones verhält wie Angeln zu Engländer (aus Angel-länder). Das Wort Britones (Briten) selbst, dessen i, wie Βρεττανική zeigt, auf ein a zurückgeht, führe ich zurück auf eine Grundform ˣbhra-ta aus ˣbhar-ta mit der Bedeutung weiss, die sich zunächst aus dem lautlich gleichen (l = r) lit. bal-ta-s weiss, dann aus den mit andern Suffixen gebildeten griech. φαλ-ό-ς φαλ-ιό-ς, φαλ-αρό-ς hell, weiss, φορ-κό-ς weiss, leuchtend, lat. full-ôn-Walker (Weissmacher), fulica Blasshuhn, lett. lâl-a-s bleich, blass, altsl. bĕl-ŭ weiss, bro-nŭ falb, weisslich, aschfarb ergibt. [5])

Dieselbe Wurzel bhar, bhal weiss (aus bha durch die Determinativa r, l erweitert) liegt auch dem Namen Belgier (Belgae) zu Grunde. In Betreff der Ursache dieser Benennung dieser Völkerschaften als

---

[1]) Vgl. Penka, Indogerm. Nominalflexion 123.
[2]) Strabo VII. 1, 2.
[3]) Eustathios in seinem Commentar zu Dionys. Per. v. 285.
[4]) Manilius IV. 716.
[5]) Fick, Vergl. Wörterbuch. II. 152.

„Weisse“ genügt es an das zu erinnern, was früher über den Namen Arier und die physische Beschaffenheit derselben bemerkt worden ist.

Wir sehen also, dass überall die Arier nach den zwei hervorstechendsten körperlichen Eigenschaften — der weissen Farbe der Haut oder der blonden Farbe der Haare — entweder als Weisse oder als Blonde benannt erscheinen. Dieser Umstand allein macht es in vorhinein wahrscheinlich, dass die kleine dunkle Bevölkerung, die die Arier überall auf ihrem Vormarsche in dem continentalen Europa vorfanden, gleichfalls nach der Farbe der Haut, Haare und Augen benannt worden sei. Dies ist thatsächlich der Fall, wie die Etymologie des Wortes Kelten (Keltae, Κέλται, Κελτική) beweist. Bekanntlich wurde dieser Name von alten und neuen Ethnologen ohne Unterschied neben dem Namen Gallier gebraucht, so dass er auch als Name der herrschenden Classe der Arier erscheint. Broca war der erste, der den Namen Kelten in der richtigen Weise gebrauchte, indem er nachwies, dass die von Cäsar mit dem Namen Celtae bezeichnete Bevölkerung keine andere sei als die noch gegenwärtig mehr oder weniger rein erhaltene kleine, dunkle, brachycephale Bevölkerung Frankreichs.[1]) Das Wort Celtae geht zurück auf eine Grundform ˣskalta (Stammform), die aus der Wurzel skal und dem Suffixe ta besteht. Die Wurzel skal ist aus ska durch das Determinativ l erweitert; ska bedeutet ebenso wie ski uud sku bedecken, verhüllen, dunkel machen[2]): sanskr. khâ-jâ für ˣskâ-jâ Schatten, griechisch σκο-ιά· σκοτεινά, σκο-ιόν·συσκιον (Hesych.), σκό-τος Finsternis, σκη-νή Zelt, σκέ-πας Schutz, σχα-ô-ών Zelle, Wabe, lat. ca-sa Hütte, cas-si-s (wohl aus

[1]) Broca, La race celtique ancienne et moderne in der Revue d'anthropologie. II. 377.

[2]) Die Wurzel ski liegt zu Grunde: griech. σκιά Schatten, σκια-ρό-ς schattig, u. s. w., σκῖ-ρος bewachsenes Land; lat. cae-cu-s (aus ˣskai-ka-s von der Wurzel ski mit vorlautendem a); altir. scía-th (aus ˣskai-ta), altarm. scoit scutum, cáech blind; altsl. šti-tŭ ἀσπίς; goth. haih-s blind. Auf die Wurzel sku gehen zurück: sanskr. sku-nâ-mi bedecke; griech. σκῦ-τος, κύ-τος Haut, σκεύ-η Kleidung, σκυ-λ-ό-ω bedecke; lat. ob-scû-ru-s, scû-tu-m, cŭ-ti-s (occulere, occultus); weissruss. skú-ra Fell, Haut; ags. skû-a, scû-va umbra, caligo, ahd. skiu-ra receptaculum. Vgl. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 146, 169 und Fick I. 240. Hieher gehört auch Διόσκουροι — ΔιFo und σκοῦρο (ob-scû-ru-s) d. i. Tag und Nacht. Es ist daher falsch Διός-κουροι zu schreiben und das anlautende σ von σκουροι zu Δι᾽ο zu ziehen (κοῦροι Διός). Der Abfall des anlautenden s von ska, ski, sku ist keine ungewöhnliche Erscheinung.

skad-si-s) Helm, squâ-ma für ˣquad-ma Schuppe; ir. ská-th Schatten u. s. w. Die mit dem Determinativ l erweiterte Wurzel erscheint in folgenden Wörtern und zwar mit der Bedeutung dunkel, schwarz: sanskr. kal-aṅka-s Fleck, kâl-a-s schwarz, khal-uġ Finsternis; griech. κελ-αινό-ς, κελαι-νεφής schwarz, κηλί-ς Fleck; lat. squal-or, squalidus schmutzig, câl-îgo Finsternis; altsl. kal-ŭ lutum, und da l auf ein früheres r zurückgeht, gehört noch hieher altsl. črŭnŭ (Grundform ˣskar-na-s) schwarz und das mit unserem Stamme ˣskal-ta auch im Suffixe identische lit. czar-ta-s, poln. czart, russ. čer-tŭ, čor-tŭ, czech. čert Teufel = der Schwarze. Identisch mit dem Namen Celtae, Κέλται und der Grundform des Wortes noch näher stehend, da der Anlaut (sk) vollständig erhalten ist, ist der Name Σκόλοτοι, bekanntlich der einheimische Name der pontischen Skythen [1]). Auch er geht auf eine Grundform ˣskal-ta (ˣskar-ta) zurück und besitzt zwischen dem l der Wurzel und dem t des Suffixes ebenfalls jenen Laut a (o), der uns schon früher bei dem Namen Γαλάται aus ˣΓαλ-ται begegnet ist (s. S. 43). Diese Skoloten waren ebenfalls von dunkler Complexion und gehörten zur selben Race, zu der die in West- und Mitteleuropa lebenden Kelten gehörten.

So sehen wir, dass die kleine, dunkle, brachycephale Bevölkerung Europa's wenigstens an zwei Punkten des Erdtheils von den Ariern im Gegensatze zu ihrer eigenen hellen Complexion als Dunkle, Schwarze benannt worden sind.

Bilden das Keltische und die italischen Sprachen (Lateinisch, Umbrisch, Oskisch) gegenüber den andern arischen Sprachen eine engere Einheit unter einander, so zeigen andererseits das Griechische, das Slavo-Litauische sowie das Iranisch-Indische so viele Uebereinstimmungen nicht nur in morphologischer, sondern auch in lexikalischer Hinsicht [2]), dass wir annehmen müssen, dass die Träger dieser Sprachen eine geraume Zeit lang zusammen gelebt haben. Dies dürfte in der norddeutschen Tiefebene der Fall gewesen sein. Wohl von diesem Mittelpunkte aus erfolgte die Trennung nach Süd und Ost. Auch diese später aufgebrochenen Arier stiessen überall auf Völker vom dunklen, brachycephalen (turanischen) Typus, die, soweit sie nicht zur Seite gedrängt oder vernichtet wurden, sich der arischen Herrschaft

---

[1]) Herod. IV. 6.

[2]) Vgl. Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen. Weimar 1872, S. 9, 21,

unterwarfen und von ihren arischen Herren die Sprache annahmen. So entstanden neue Völker, da der ethnischen Umbildung in Folge Beimischung arischen Blutes eine wenigstens theilweise physische Umbildung zur Seite ging. Dahin gehören das jetzt germanisirte Volk der Preussen, das Volk der Litauer (und Letten), sowie das zahlreiche Volk der Slaven. Dass aber diese Völker trotz der grösseren oder geringeren Beimischung arischen Blutes sowohl in ihrem physischen Habitus als auch in ihrem geistigen Charakter von den unvermischten Ariern wesentlich verschieden sind, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Schon längst hat man deshalb die Slaven von den übrigen arischen Völker getrennt und sie zur finnisch-ugrischen Völkergruppe in eine nähere Verbindung gebracht. Thatsächlich ist auch der Typus der Slaven von dem der Ugro-Finnen im Wesentlichen nicht verschieden und ist es zunächst nur die Farbe der Augen, der Haare und der Haut, durch die sich die Slaven, unter denen die helle Complexion häufig gefunden wird, von den Ostfinnen, wo bekanntlich dieselbe sehr selten ist, unterscheiden. Uebrigens weichen in diesem Punkte und auch noch in anderen Punkten selbst die einzelnen slavischen Völker von einander nicht unerheblich ab, so dass mit Rücksicht auf diesen Umstand von einem einheitlichen slavischen Typus im strengen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann. Die Grossrussen haben nach Mainow kastanienbraunes, gelocktes Haar, schwarze Augen, langen Bart und Stumpfnase, die Weissrussen hingegen flachsblondes Haar, graue oder sehr lichtblaue Augen, spärlichen Bartwuchs und kurze flache Nase, die Kleinrussen schwarzes glattes Haar, schwarze Augen und Adlernase [1]). Dr. Weisbach [2]) fand bei Nordslaven (Czechen, Slovaken, Polen, Ruthenen) das Haar blond bei 29%, braunschattirt (meist dunkel) bei 71%, Augen licht bei 70,8%, dunkel bei 29,1%. Was die südlichen Slaven (Kroaten, Serben, Bulgaren) anlangt, so sind sie weit dunkler, sowie auch breit- und kurzköpfiger als die nördlichen Slaven. [3])

---

[1]) Vgl. das Archiv für Anthropologie. VIII. 330.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. IX. Suppl. 250.

[3]) Auch die Schilderung, die der erste Berichterstatter über die Slaven, Procopius, von den Anten und Sklavinen entwirft, zeigt sie deutlich als ein Mischvolk. Er schreibt im Bell. Goth. III. 14: τὰ δὲ σώματα καὶ τὰς κόμας οὔτε λευκοὶ ἐς ἄγαν, ἢ ξανθοί εἰσιν, οὔτε πη ἐς τὸ μέλαν αὐτοῖς παντελῶς τέτραπται, ἀλλ' ὑπέρυθροί εἰσιν ἅπαντες.

Diese Verschiedenheiten erklären sich eben daraus, dass die Slaven ein Mischvolk sind, auf das nicht allein arische Elemente in bald grösserer, bald geringerer Stärke, sondern auch Turanier von der altaischen Sprach- und Völkergruppe (Mongolen, Türken) eingewirkt haben. Nichts destoweniger kann man noch heute deutlich sehen, dass ihr physischer Habitus auf einen einzigen Grundtypus zurückgeht, der mit dem ursprünglichen Typus der ugro-finnischen Völker identisch ist.

Dass die Slaven, trotzdem sie eine arische Sprache sprechen, ihrer Abstammung nach keine Arier in dem Sinne sind, wie es die echten Germanen sind, zeigt nicht nur ihr verschiedener körperlicher Habitus sowie ihr verschiedener geistiger Charakter, sondern auch die Sprache selbst und die geschichtlichen Ueberlieferungen. Schon der Name selbst zeigt, dass sie einst von einem andern Volke unterworfen worden sind und dieses unterwerfende Volk war jedenfalls kein anderes als das der Arier. Man hat den Namen Slaven (altsl. Slovenŭ, Slovjeninŭ, einmal Slavïane bei Miklosich, Lex., slov. czech. Slověnin, Slovjanin,[1]) Slovan, griech. Σχλαβηνοί, Σχλάβοι, Σθλαβηνοί, lat. Slavi, Slaveni, Sclavini, Sclavi, Sclavani, arab. Siqlâb, Plur. Saqâlibah) in Verbindung gebracht mit slovo Wort (sloviti sprechen) oder slava Ruhm. Diese Etymologien haben nur den Werth von Volks-Etymologien und sind hervorgegangen aus dem Bedürfnis dem später in seiner eigentlichen Bedeutung unverständlich gewordenen Namen durch Anlehnung desselben an ein anderes etymologisch verständliches Wort einen Sinn abzugewinnen. Doch bewegten sich diese Etymologien insofern auf der richtigen Fährte, als sie den Namen in Verbindung brachten mit Wörtern, die gleichfalls von derselben Wurzel abgeleitet sind wie der Völkername selbst. Altsl. Slovenŭ, beziehungsweise ˣSlovjenŭ gehen zurück auf die Grundformen ˣSlav-a-n, bezichungsweise Slav-ja-n und diese Formen sind nichts anderes wie Participia Praesentis im Nomin. Sing. von der Wurzel klu (kru) hören (vgl. sanskr. zend. çru audire, çrav-as Ruhm; griech. κλύ-ω höre, κλέ-ος Ruhm; lat. clu-o höre, heisse, cli-ens Höriger aus ˣclu-ie-n-s, in-clu-tu-s berühmt; altir. clú rumor, gloria, clo-th berühmt, clu-ni-m höre, altcymbr. clo-t gloria; lit. szlov-é Ehre, klau-s-aú höre, altsl. slu-ti nominari, clarum esse, slovo Wort (Stamm slov-es), slav-a Ruhm[2])), gebildet mit den Suffixen a und ja

[1]) Slovjanin verhält sich zu einem vorauszusetzenden Slovjan, wie Rusin zu Rus, Srbin zu Serb; vgl. Mordwin, Litwin, Kozarin.

[2]) Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 151.

von der durch vorlautendes a[1]) erweiterten Wurzel ˣslau (aus ˣklau), ähnlich wie cliens aus ˣclu-ie-n-s[2]) (Grundform ˣclu-ja-n-s) entstanden ist. Was die Participialendungen -ant, -jant in ihrem Verhältnisse zu den Endungen -an, -at, beziehungsweise -jan, -jat anlangt, so habe ich dieselben als aus letzteren Endungen entstandene Contaminationsformen erklärt[3]) und darauf hingewiesen, dass solche Participia auf -an und -at, -jan und -jat noch in den einzelnen arischen Sprachen uns vielfach begegnen, dass insbesondere in dem dem Slavischen so nahe stehen den Altpreussischen noch Formen wie sîd-a-n-s und sînd -a-t-s (sitzend) neben einander, aber auch schon Formen wie dîl-a-nt-s sich finden[4]).

Es bedeutet also Slovan soviel wie das lateinische stamm- und bedeutungsverwandte cliens (Höriger) und erinnert in Bezug auf die Bedeutungsentwicklung an die deutschen Ausdrücke: Angehöriger, Höriger vom ahd. hôrjan audire, goth. hausjan und gahôrjan gehorchen, hôrsam gehorsam uud an die Bezeichnung der von den Dorern auf der Insel Kreta unterworfenen Urbewohner als ὑπήκοοι von der Wurzel ἀκ (ἀκούω höre). Uebrigens beachte man auch noch folgende von derselben Wurzel gebildete slavische Wörter: slu-ga und slu-ž-ka servus und ancilla, slu-ži-tel-ŭ famulus, slu-žĭ-ba servitus, slu-ži-ti ministrare.

Selbstverständlich ist auch so der Name Slovak (czech. Slovák, poln. Sławak) zu erklären. Es ist merkwürdig, dass auch die Magyaren die Slovaken Tót nennen, ein Wort, das türkisch tat lautet und in einigen nordasiatischen Dialecten die unterworfene, nicht türkische Bevölkerung, das autochthone Volkselement bezeichnet.[5]) Der Name Tót ist deshalb keineswegs als magyarische Uebersetzung des slavischen Slovak zu betrachten, sondern man sieht hieraus, dass die socialpolitische Abhängigkeit, in die die Slaven, beziehungsweise die Slovaken gerathen waren, jedesmal auch ihren Ausdruck in dem Namen des Volkes gefunden hat.

---

[3]) Ueber das Wesen und den Ursprung des Vorlautes (andere nennen diese Erscheinung Gunirung oder Vocalsteigerung) vgl. Penka, Indogerm. Nominalflexion 134.

[2]) Vgl. Corssen, Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der latein. Sprache. II. Leipzig 1870, S. 740.

[3]) Penka, a. a. O. 160.

[4]) Leskien, Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. Leipzig 1876, S. 21.

[5]) W. Tomaschek, Die Gothen in Taurien. Wien 1881, S. 5.

In derselben Weise erklärt sich auch der Name Kroat (Hrvat). Es geht dieses Wort auf eine Grundform *sru-a-t (aus *kru-a-t) zurück, zeigt also ebenfalls das Suffix a, jedoch anstatt des n, das in Slovan erscheint, das vorhin erwähnte t (vgl. das altpreuss. sîd-a-t-s). Die übrigen Veränderungen sind ganz regelmässig: das anlautende s wurde, wie häufig im Slavischen, zu h, r vocalisirte sich und umgekehrt verwandelte sich u in v. So entstand aus sruat wohl durch die Mittelform *srvat die gegenwärtig gebräuchliche Form Hrvat.

Die Slaven werden als solche erst spät erwähnt. Dass sie schon früher existirt haben, ist schon deshalb anzunehmen, weil die indischen Arier ungefähr um das Jahr 1300 v. Chr. in das Penschab einrückten, also schon vor dieser Zeit Arier dort gewohnt haben müssen, wo wir später die Slaven finden. Herodot, hierüber der älteste griechische Schriftsteller, kennt in den Gegenden, wo wir schon nach den kraniologischen Funden Arier und mit ihnen zugleich auch arisirte Völker — Litauer und Slaven, die gegenwärtig daselbst wohnen — zu finden erwarten, nur Skythen und es ist deshalb nothwendig in die vielverschlungene Skythenfrage etwas näher einzugehen.

Was über die Lebensweise sowie über den körperlichen Habitus der Skythen mitgetheilt wird, findet sich nur bei Völkern der turanischen Race, insbesondere bei den Altaiern, so dass kein Zweifel darüber sein kann, dass wir bei dem Namen Skythen zunächst an Völker dieser Race zu denken haben. Dafür spricht „die von frühester Jugend an geübte Gewöhnung an das Reiterleben und damit zusammenhängend die Vorliebe für den Genuss des Pferdefleisches, der gesäuerten Pferdemilch (ὀξύγαλος Kumys der heutigen Tataren) und des Pferdekäses (ἱππάνη), die Berauschung durch Dampfbäder von Hanfsamen, das Brennen der Weichtheile des Körpers als Mittel gegen rheumatische Schmerzen, das Vergiften der Pfeilspitzen, endlich Züge äusserster, aller Sitte arischer Völker widerstrebender Rohheit bei den mit massenhaften Menschenopfern verbundenen Begräbnissen der Fürsten und andern religiösen Ceremonien. Diese Spuren nordasiatischer Verwandtschaft werden bestätigt durch das, was als schärfer blickender Naturforscher Hippokrates über die körperliche Erscheinung der pontischen Skythen mittheilt, indem er die Grundverschiedenheit derselben von allen übrigen damals den Griechen bekannten Völkern betont und als charakteristische Merkmale ausser gelblicher Hautfarbe (πυρρόν) namentlich Fettleibigkeit, Bartlosigkeit und deshalb unmännliche Gestalt

hervorhebt,[1]) Züge, die sich in solcher Schärfe bekanntlich nur innerhalb der sogenannten mongolischen Race wiederfinden, während sie den Eigenschaften der indogermanischen Völkerfamilie fremdartig gegenüberstehen.“[2])

Deshalb möchte ich aber nicht mit Niebuhr[3]) und K. Neumann[4]) die Skythen für ein mongolisches Volk im engeren Sinne des Wortes halten, wenigstens nicht die Hauptmasse der in Europa lebenden Skythen. Man muss bedenken, dass schon ungefähr um das 8. Jahrhundert v. Chr. jene Bewegungen altaischer Völker gegen den europäischen Westen hin ihren Anfang genommen haben, die dann bis in das späte Mittelalter fast ununterbrochen fortdauerten. Diese altaischen Völker traten im Osten Europa's die Erbschaft der Arier an und es braucht uns also nicht Wunder zu nehmen, wenn wir aus dem Leben der europäischen Skythen Züge erfahren, die nur bei den Altaiern und nicht auch bei den Uraliern (Ugro-Finnen) vorkommen. Die eigentliche skythische Stammbevölkerung Europa's gehörte jedoch, wie wir mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen können, der ugrofinnischen Abtheilung der ural-altaischen Völkergruppe an. Es lassen sich für diese Annahme mehrere Gründe geltend machen.

Hören wir zunächst, wie sich über unsere Frage K. E. von Baer vom kraniologischen Standpunkte aus ausspricht:[5]) „Von allen bekannten Schädeln unserer Sammlung stimmen in dem Verhältnis der Dimensionen die Baschkiren-Schädel am meisten mit denen der Skythen. Aber zu welchem Volksstamme sind die Baschkiren zu zählen? Leider hat man sich darüber noch gar nicht einigen können. Ihre Sprache ist vorherrschend tatarisch, man erklärt sie aber häufig für ein finnisches Volk, welches die tatarische Sprache allmählig angenommen hat — ohne hinlängliche Beweise. Berücksichtigt man aber, dass die tatarisch sprechenden Völker in ihrem physischen Bau ausserordentlich verschieden sind und dass man deswegen gar keine bestimmte Grenze zwischen tatarischen (oder türkischen) und finnischen Völkern festsetzen kann, so wird man geneigt zu glauben, dass in der Vorzeit Völkerbewegungen und Vermischungen vorgegangen sind, von

[1]) Hippocrates, De aëre, aquis et locis 91—102.
[2]) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie 343.
[3]) Niebuhr, Kleine Schriften. I. 262.
[4]) K. Neumann, Die Hellenen im Skythenlande. Breslau 1855.
[5]) Archiv für Anthropologie. X. 230.

denen man nichts weiss, über welche aber vielleicht Licht verbreitet werden kann oder wenigstens begründete Wahrscheinlichkeiten entwickelt werden können, wenn der Inhalt der Gräber in dem weit gedehnten russischen Reiche streng wissenschaftlich untersucht wird.

Aus den Gräbern Sibiriens besitzt die Akademie einige Schädel, deren Nationalität noch nicht hat bestimmt werden können, die den Skythen ähnlich sind und die von den hochköpfigen Tataren mit langem Gesichte, wie den Tataren von Kasan, den Usbeken und den Osmanen sehr verschieden sind. Namentlich hat Herr Maak aus Ostsibirien, leider ohne nähere Angaben des Fundortes, einen Schädel mitgebracht, der denen der Skythen vollkommen ähnlich ist. Sollte nicht, darf man fragen, ein Volk eingewandert sein, mit breitem, ziemlich niedrigem Schädel, das, ohne mongolisch, tatarisch oder finnisch zu sein, mit diesen Völkern sich mischte und so die Völker erzeugte, welche jetzt meist Tatarisch sprechen, aber nicht die hohen Oberkiefer haben, wie jene oben genannten türkischen Stämme? Und sind nicht die Skythen der Griechen, die Tschuden der Russen und andere Völker, von denen jetzt einige finnisch, andere tatarisch sprechen, Abkömmlinge dieser Urvölker, vermischt mit andern Stämmen?"

Wenn Baer behauptet, dass man ohne hinlängliche Beweise die Baschkiren für ein ursprünglich finnisches, später tatarisirtes Volk erklärt hat, so ist dies kaum richtig. Dass dieselben speciell zur ugrischen Familie gehören, geht daraus hervor, dass sie von den Kirgisen Istaki (Ostjaken) und von den Tataren Sari Ischtek (rothhaarige Ostjaken) genannt werden. Das Land der Baschkiren (Pascatir) wurde nach Angabe der Reisenden Plano Carpini und Rubruquis (13. Jahrg.) im Mittelalter Gross-Ungarn genannt und ihre Sprache soll denselben Gewährsmännern zufolge mit jener der Ungarn identisch gewesen sein.[1])

Aus diesen Darlegungen ergibt sich wenigstens dieses mit Sicherheit, dass der Identificirung der Skythen mit den Ugro-Finnen von Seite der Kraniologie keine erheblichen Schwierigkeiten entgegen stehen.

Eine weitere Bestätigung dieser Annahme liegt in dem Namen Skythen selbst, den schon vor 100 Jahren Bayer mit dem Namen Tschuden identificirt hat. Mit diesem Namen (Čjudi, Čudi) bezeich-

---

[1]) Prichard-Wagner, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. III. 1, S. 366.

nen bekanntlich die Russen die Finnen. Da an eine Entlehnung des slavischen Namens aus dem Griechischen nicht gedacht werden kann, so folgt hieraus, dass mit der den beiden Namensformen zu Grunde liegenden Form *Sku-dha schon die Arier die Ugro-Finnen benannt haben. Die Bedeutung des Namens selbst wird später dargelegt werden.

Bedenkt man, dass sich die Slaven ihrer physischen Beschaffenheit und ihren geistigen Eigenschaften nach auf das Engste den Ugro-Finnen anschliessen und dass die vorhandenen Unterschiede auf Rechnung des ihnen beigemischten arischen Blutes zu setzen sind, so wird man gewissermassen von selbst dazu geführt, auf dem grossen Raume im Osten Europa's, der nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller von den Skythen bewohnt wurde, die Vorfahren der heutigen Slaven zu suchen. Und da werden wir wieder unser Augenmerk zunächst auf die westlich gelegenen Gebiete richten müssen, die, wie aus den früheren Auseinandersetzungen hervorgeht, zuerst der arischen Invasion ausgesetzt waren und auch gegenwärtig thatsächlich von Slaven bewohnt werden, wobei wir noch berücksichtigen müssen, dass wir nicht den geringsten Anhaltspunkt zu der Annahme haben, diese Slaven wären in ihre jetzigen Gebiete erst später von anders woher eingewandert, was bekanntlich bei andern slavischen Stämmen, z. B. den Czechen, der Fall ist.

Diese Voraussetzung erweist sich auch als richtig. Es ergibt sich dies aus folgender Erwägung. Wir haben schon früher auseinander gesetzt, dass der Arisirung eines stammfremden Volkes die Unterwerfung desselben jedenfalls vorausgegangen sein musste. Nun lesen wir bei Herodot, dass im Flussgebiete des Dnjeper (Borysthenes), des Bug (Hypanis) und des Dnjester (Tyras) und noch weiter hinaus ein ackerbautreibendes Volk von skythischer Herkunft (Σκύθαι ἀροτῆρες[1]), Σκύθαι γεωργοί[2]) gesessen habe. Diesen ackerbautreibenden Skythen stehen gegenüber die nomadisirenden Skythen (Σκύθαι νομάδες) zwischen dem Dnjeper und dem Don (Tanais). Wenn wir nun weiter lesen, dass letztere ausdrücklich als unabhängige (ἐλεύθεροι[3]) bezeichnet werden, so ergibt sich von selbst der Schluss, dass erstere entweder damals oder

[1]) Herod. IV. 17.

[2]) Herod. IV. 18.

[3]) Herod. IV. 110.

früher nicht unabhängig waren. Dass sie zur Zeit des Herodot nicht unabhängig, sondern botmässig und tributpflichtig (δοῦλοι[1]) waren, sagt Herodot ausdrücklich und waren ihre Herren eben die erwähnten nomadisirenden Skythen. Sollten aber diese ihnen den Ackerbau gelehrt haben? Diese Annahme ist ganz undenkbar, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die nomadisirenden Skythen den Ackerbau selbst nicht kannten, sondern ausschliesslich von Viehzucht lebten. Sie mussten daher im Ackerbau von einem andern Volke, das denselben kannte, unterwiesen worden sein. Und dieses Volk waren eben die Arier. Wie sich aus Herodot selbst ergibt, haben letztere erst um das 8. Jahrhundert v. Chr. das im Norden vom Pontus gelegene Gebiet verlassen. Es sind dies die von ihm erwähnten Kimmerier. In ihr Land, erzählt er, seien nomadisirende Skythen aus Asien, von den Massageten hieraus verdrängt, nach Ueberschreitung des Flusses Araxes gekommen und haben sie die bisherigen Herren (βασιλεῖς), die sich in der gefahrvollen Lage mit dem beherrschten Volk (δῆμος) über die zu ergreifenden Massregeln nicht verständigen konnten, nach Asien abgedrängt.[2]) Von diesen Kimmeriern nun hatten jedenfalls die ackerbautreibenden Skythen den Ackerbau erlernt und die arische Sprache angenommen, nachdem sie zuvor unterjocht und zur Sesshaftigkeit gezwungen worden waren.

Wenn ich in den ackerbautreibenden Skythen Herodots Slaven sehe, so befinde ich mich in voller Uebereinstimmung mit Šafařík,[3]) der in ihnen gleichfalls Slaven gesehen hat. Entschieden zu weit ist jedoch Cuno gegangen, der ohne jeden weiteren Unterschied die Skythen für Slaven erklärt.[4]) Andererseits war es aber auch verkehrt, wenn sich Müllenhof aus einseitig-sprachlichen Gründen dazu verleiten liess, die Skythen für Eranier zu erklären,[5]) eine Annahme, die schon aus anthropologischen Erwägungen nicht statthaft ist.

Als Herodot im Lande der Skythen war[6]) und zwar in der Landschaft Exampaios, welche Cuno in das nördliche oder mittlere

---

[1]) Herod. IV. 20.

[2]) Herod. IV. 11.

[3]) Schafarik, Slavische Alterthümer. I. 271: „Sie (die ackerbautreibenden Skythen) waren ohne Zweifel slavischer Herkunft."

[4]) Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. I. Die Skythen 90.

[5]) Monatsberichte der Berliner Akademie. 1866, S. 549.

[6]) Herod. IV. 81.

Podolien verlegt, [1]) fand er daselbst keine echten Arier mehr. Hätte er daselbst welche gefunden, so hätte er ihrer gewiss Erwähnung gethan. Doch fanden sich von ihnen noch zahlreiche Spuren im Lande. Herodot selbst sagt: [2]) καὶ νῦν ἔστι μὲν ἐν τῇ Σκυθικῇ Κιμμέρια τείχεα, ἔστι δὲ πορθμήια Κιμμέρια, ἔστι δὲ καὶ χώρη οὔνομα Κιμμερίη, ἔστι δὲ Βόσπορος Κιμμέριος καλεόμενος.

Aber auch noch gegenwärtig finden sich Spuren ihrer einstigen Anwesenheit. Ich erinnere an die Reste jener befestigten Ansiedlungen (Gorodischtě), die einerseits zur Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe der unabhängigen Skythen, andererseits als Stützpunkte ihrer eigenen Herrschaft gegenüber den unterworfenen Skythen gedient haben mochten. Ich erinnere weiter daran, dass in diesen Gegenden (Ostgalizien, Podolien, Volhynien) in sehr alten Gräbern Schädel gefunden werden, die, ganz verschieden von den Schädeln der heutigen Bevölkerung dieser Länder, in unzweifelhafter Weise darthun, dass daselbst einst Arier gelebt haben, wie ja auch die Uebereinstimmung der daselbst gefundenen Steingeräthe mit den in Skandinavien gefundenen zeigt, dass einst eine Völkerbewegung von Skandinavien aus in diese Gegenden erfolgt sein müsse (vgl. S. 68).

Die Slaven treten als ein ausserordentlich zahlreiches Volk in die Geschichte ein. Die Verhältnisse müssen also ihrer Vermehrung und Ausbreitung sehr günstig gewesen sein. Dies war auch thatsächlich unter der Oberherrschaft der altaischen Turanier (der nomadisirenden Skythen) der Fall, welche nach dem Sturze der arischen (kimmerischen) Herrschaft ihr Erbe angetreten hatten. Es geht dies hervor aus einer Stelle Strabos: [3]) οἱ οὖν νομάδες πολεμισταὶ μᾶλλόν εἰσιν ἢ λῃστρικοί, πολεμοῦσι δὲ ὑπὲρ τῶν φόρων. ἐπιτρέψαντες γὰρ ἔχειν τὴν γῆν τοῖς ἐθέλουσι γεωργεῖν ἀντὶ ταύτης ἀγαπῶσι φόρους λαμβάνοντες τοὺς συντεταγμένους μετρίους τινάς, οὐκ ἐς περιουσίαν ἀλλ' εἰς τὰ ἐφήμερα καὶ τὰ ἀναγκαῖα τοῦ βίου. μὴ διδόντων δὲ αὐτοῖς πολεμοῦσι. Diese Ausbreitung der Slaven erfolgte jedenfalls zunächst in östlicher und nordöstlicher Richtung, wobei die ugro-finnische Stammbevölkerung, die sie vorfanden, sich allmählig mit ihnen amalgamirte. So erklärt sich, dass die charakteristischen Eigenschaften der turanischen Race z. B.

---

[1]) Cuno, a. a. O. 85.

[2]) Herod. IV. 12.

[3]) Strabo VII. 4, 6.

bei den Grossrussen schärfer hervortreten als bei den Polen, welche letztere nach ihrer Arisirung wohl keine neuen turanischen Elemente mehr in grösserer Zahl aufgenommen haben.

Sesshaft wurden die unterworfenen Skythen wohl in der Weise gemacht, dass man eine bestimmte Zahl von Familien zu einer Gemeinde vereinigte, ihnen einen bestimmten Theil des Landes zur gemeinsamen Bebauung zuwies und an die Spitze derselben einen Mann aus der herrschenden Classe stellte, der den Anbau des Ackers zu überwachen und die festgesetzten Abgaben von Seite der „Hörigen" (Slaven) entgegen zu nehmen hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die urslavische Institution der Feldgemeinschaft, die sich noch im russischen Mir bis in die Gegenwart erhalten hat, auf diese Weise entstanden ist. [1]) Es geht dies auch hervor aus der Etymologie der Worte mir und altsl. vĭsĭ. (Dorf). Ersteres geht zurück auf die Wurzel mar mit der Bedeutung zumessen, zutheilen (griech. μείρ-ο-μαι erhalte Antheil, μέρ-ος, μερ-ί-ς Antheil, Theil, μερ-ί-ζω theil, μόρ-ο-ς Loos, μοῖρα gebührender Antheil, μόρ-α Abtheilung; lat. mer-e-o, mer-e-or [2])), so dass mir die Feldmark bezeichnet als das „Zugetheilte", in ähnlicher Weise, wie auch das griech. δῆμος von Mangold als „aufgetheiltes Land" erklärt wird. [3]) Vĭsĭ hingegen geht zurück auf die Wurzel vi umfassen, vereinigen [4]) (vgl. altsl. vĭsĭ all, ganz) und bedeutet demgemäss ursprünglich nichts anderes als die Vereinigung (vgl. das deutsche Gemeinde, lat. communio) derer, die früher vereinzelt gelebt hatten und nun zum Zusammenleben gezwungen worden waren. Mit diesem vĭsĭ ist von gleicher Wurzel gebildet das zend. vîç Haus, Dorf, Clan, lat. vîcus (veicus), goth. veih-s, ahd. wîch Wohnstätte, Flecken. Nach Justi [5]) bedeutet vîç im Zend eine Gemeinschaft von 15 Männern und Frauen und nach einer Vermuthung Lassens [6]) wäre sanskr. viç (in

---

[1]) Dieselbe Institution der Feldgemeinschaft findet sich auch noch in Indien und auf Ceylon und ist, wie J. B. Phene, The Aryan village in India and Ceylon. London 1880, nachgewiesen hat, altarischen Ursprungs.

[2]) Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 331.

[3]) Curtius' Studien zur griech. und lat. Grammatik. VI. 403. Die Wurzel von δῆ-μο-ς ist da theilen, zutheilen (vgl. δα-ί-ω theile, δα-ί-ς Portion, sanskr. da-j zutheilen, dâ-ja-s Antheil, Erbtheil u. s. w.).

[4]) Fick, Vergl. Wörterbuch. I. 784.

[5]) Justi, Handbuch der Zendsprache. Leipzig 1864, S. 281.

[6]) Lassen, Indische Alterthumskunde. I. 797.

viç-pati) synonym mit pankagana, d. i. eine Vereinigung von fünf Familien, die erste Stufe in der Entwicklung der Gemeinde. Es liegt nahe anzunehmen, dass auch die altslavische vĭsĭ nur aus einer sehr geringen Zahl von Familien bestanden habe.

An der Spitze eines solchen Dorfes stand der „Dorfherr", natürlich ein Arier, so lange die arische Herrschaft sich behauptete. Sein alter Name hat sich noch im Litauischen erhalten, wo vẽsz-pat-s jetzt Herr überhaupt bedeutet (vgl. auch das altpreuss. wais-pattin Hausfrau) und auch im Zend findet sich vîç-paiti, das man mit Dorfoberhaupt übersetzt. Es ist auch sehr wahrscheinlich, dass auch das sanskr. viç-pati, ein häufiges Attribut des Agni, das man gewöhnlich als Herr der Menschen deutet, dieselbe Bedeutung wie im Zend gehabt hat, wie auch wirklich das Petersburger Wörterbuch annimmt. [1]) Die unfreie Stellung der Dorfinsassen ergibt sich auch aus sanskr. viç-a-s Unterthanen, vâiç-ja, zend. vaêç-u, husv. véç Einwohner, Arbeiter, Mitglied der dritten Classe. Dasselbe wie viç-pati bezeichnet im Sanskrit auch kula-pati, kula-pâ (kula = ˣskura dunkel, schwarz) mit dem Unterschiede, dass mit diesem Worte die Hörigen nicht als an die Scholle gebundene Mitglieder der Gemeinde, sondern nach ihrer Hautfarbe als Dunkle bezeichnet werden.

Dass die frühe Angewöhnung an ein sesshaftes Leben und an den Ackerbau sowie die lange Dauer der Hörigkeit nicht ohne Einfluss auf den geistigen Charakter der Slaven bleiben konnten, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Diese Momente mussten insbesondere die Abschwächung der kriegerischen Instincte zur Folge haben.

Waren die Arier Lehrer der Slaven im Ackerbau, so geschah es später, dass derjenige Zweig der Arier, der zuletzt den Schauplatz der Geschichte betrat, nämlich die Germanen, als Ackerbauer zu den Slaven in die Schule gingen. Es ist bekannt, dass der deutsche Name des für den Landbau wichtigsten Geräthes, des Pfluges, eine Entlehnung aus dem Slavischen ist.

Herodot sah, wie bemerkt, in dem von ihm bereisten Theile Skythiens keine unvermischten Arier mehr. Dass aber weiter nördlich noch solche existirten, geht deutlich aus der Schilderung hervor, die derselbe von den Gelonen entwirft. [2]) Sein Bericht, der sich wohl zunächst auf die Mittheilungen griechischer Kaufleute stützt, ist in

[1]) Pictet, Les Origines Indo-Européennes. III. 81.
[2]) Herod. IV. 108.

vielfacher Hinsicht interessant. Er meldet, dass ihre mitten im Lande der Budinen gelegene Stadt hölzerne Mauern, hölzerne Tempel und Häuser habe, dass sich daselbst Tempel mit Bildern und Altären hellenischer Gottheiten befinden, dass die Gelonen von Hellenen abstammen, die, aus ihren Handelsplätzen vertrieben, in diesem Lande eine Zuflucht gesucht hätten; ihre Sprache sei theils skythisch, theils hellenisch. Die Budinen dagegen hätten nicht dieselbe Sprache wie die Gelonen; auch ihre Lebensweise sei verschieden, denn die Budinen seien eingeborene Nomaden, die Gelonen Ackerbauer, ebenso seien beide Völker in Bezug auf Gestalt und Hautfarbe von einander verschieden.

Dass wir in den Gelonen Arier zu sehen haben, ergibt sich schon aus der Bedeutung ihres Namens („Blonde"), der auf dieselbe Wurzel ghal zurückgeht, wie die oben (S. 41) besprochenen arischen Völkernamen (Germanen, Gallier). Ihre Sprache, ihr Religionsdienst, ihre äussere Erscheinung erinnerte so sehr die griechischen Kaufleute an ihre eigene Sprache, ihren eigenen Cultus, an ihren eigenen physischen Habitus, dass es nicht auffallend ist, wenn Herodot in ihnen griechische Abkömmlinge erblickte. Wir sehen darin nur eine weitere Bestätigung der früher näher begründeten Annahme, dass der Typus der arischen Hellenen mit dem Typus der andern arischen Stämme (Germanen, Gallier u. s. w.) identisch ist und dass zur Zeit des Herodot der Habitus der Griechen noch alle charakteristischen Merkmale der arischen Race an sich trug.

Die ganze Stelle enthält jedoch eine Schwierigkeit, indem die Eigenschaften, die wir auf Grund der Etymologie des Namens nud der von den griechischen Kaufleuten gefundenen Aehnlichkeit der Gelonen mit den Griechen bei den Gelonen erwarten, nämlich die blonde Farbe der Haare und die blaue Farbe der Augen, den Budinen und nicht den Gelonen zugeschrieben werden. Herodot sagt nämlich: Βουδῖνοι δὲ ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκὸν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστι καὶ πυρρόν, wobei offenbar mit dem Adjectivum πυρρός die blonde Farbe des Haares bezeichnet ist. Die Schwierigkeit erklärt sich jedoch leicht, wenn man bedenkt, dass diese Völker, wie Herodot selbst bemerkt (ὑπὸ μέντοι Ἑλλήνων καλέονται καὶ οἱ Βουδῖνοι Γελωνοί, οὐκ ὀρθῶς καλεόμενοι), oft mit einander verwechselt wurden. Offenbar ist es auch Herodot selbst nicht geglückt, die Gefahr dieser Verwechslung zu vermeiden.

In der Stadt der Gelonen (Γελωνός) haben wir — darüber kann wohl kein Zweifel sein — eines jener mächtigen Bollwerke vor uns, durch die die arische Herrschaft im Skythenlande gesichert werden sollte. Neben den kleinen Befestigungen musste es auch noch förmliche Festungen mit starken Besatzungen geben, von denen aus die etwa gefährdeten Punkte im Lande leicht und schnell geschützt werden konnten und die im Falle der Noth eine sichere Zufluchtsstätte gewährten.

Was den Namen Σκύθαι anlangt, so erscheint neben demselben auch der Name Σάκαι (altpers. Çaka). Wir wissen wenigstens von den Persern, dass sie die Skythen so genannt haben.[1]) Da die Lautgruppe sk im Indisch-Iranischen häufig zu ç wird, so steht in lautlicher Hinsicht nichts im Wege die Wurzel ça- (griech. σα) von Ça-ka (Σάκαι) auf ska zurückzuführen. Da die Wurzeln ska und sku, wie S. 123 nachgewiesen worden, dieselbe Bedeutung (bedecken, verhüllen dunkel machen) haben, so bin ich geneigt anzunehmen, dass die Stammformen ˣsku-dha und ˣska-ka dieselbe Bedeutung haben, die wir S. 124 für die Namen Κέλται und Σκόλοτοι nachgewiesen haben, nämlich die Bedeutung dunkel, schwarz, wenn sich auch ein mit einem dieser Suffixe gebildetes Adjectivum als Appellativum in dieser Bedeutung nicht nachweisen lässt. Eine bedeutende Stütze gewinnt jedoch diese Erklärung an dem Namen der Mitglieder der vierten indischen Kaste, der Çûd-ra, die unzweifelhaft von der schwarzen Hautfarbe ihren Namen erhalten haben. Diesen Namen führt aber auch das Volk der Σύδροι im nördlichen Arachosien,[2]) das, was besonders beachtenswert ist, bei Dionysius Perieg.[3]) den Namen Σκύδροι (also Wurzel ska) führt, für welchen Namen sich noch die handschriftlichen Varianten

[1]) Herod. VII. 64; Choerilus ap. Strab. VII. 3, 9; Plin., Hist. nat. VI. 17. Ebenso erscheinen in den Inschriften des Darius zwei Völker dieses Namens, nämlich die Saka (Çaka) haumavarza (die den Haoma bereitenden Saka) und die Saka tigrakhauda (die Saka mit den spitzigen Helmen). Vgl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie 529. Auch unter den Çakâs der sanskritischen Urkunden (Diefenbach, Origines Europaeae 83) haben wir wahrscheinlich Skythen zu verstehen. Hingegen stellt sich der Name der Çkhudra in einer der Inschriften von Persepolis (Spiegel, Die altpers. Keilinschriften 50), die vielleicht ebenfalls Skythen waren, zu griech. Σκύθαι (Wurzel sku).

[2]) Ptol. VII. 1, 61; VI. 20,3.

[3]) Dionys. Per. v. 1142.

Σκύδροι und Σύδροι finden. Eine weitere Bestätigung finde ich noch in dem mythischen Namen Cacus, den ich wie das griechische κακός auf eine Grundform *ska-ka-s (dunkel, schwarz) zurückführe. Dass die Namen von Farben auch zur Bezeichnung von geistigen Eigenschaften gebraucht werden, zeigen deutsche Verbindungen wie: dunkle Gefühle, trübe Gedanken, düstere Stimmung u. s. w., sowie das griech. μέλ-α-ς (schwarz) im Vergleiche mit dem von derselben Wurzel mal gebildeten lat. malus (schlecht), wo also umgekehrt das Griechische die ursprüngliche Bedeutung erhalten hat [1]). In dem Namen Cacus hätte sich dann die Grundbedeutung dunkel, schwarz erhalten, wenn wir nämlich wirklich, wie ich glaube, in dem mythischen Cacus den Repräsentanten der dunklen vorarischen Urbevölkerung Italiens und in Hercules den Repräsentanten der siegreich vordringenden hellfarbigen Arier zu sehen haben. Dafür spricht allerdings auch die Etymologie des Namens Hercules, griech. Ἡρακλῆς, dessen ersten Theil ich mit der Wurzel sar (hell, licht, weiss sein, vgl. S. 99) und dessen zweiten Theil mit griech. κρέ-α-ς, lat. car-o Fleisch, col-o-r Farbe (vgl. S. 37), die von der Wurzel skar, skal bedecken gebildet sind, in Verbindung bringe. Der lat. Name Hercules wäre unter dem Einflusse von griech. Ἡρακλῆς aus *Sercules entstanden zu denken.

Da der altpersische Name Çaka (aus *skaka) nicht specifisch persischen, sondern arischen Ursprunges ist und der Name jedenfalls einst von den Ariern zur Bezeichnung der dunklen brachycephalen Bevölkerung Europa's und Asiens überhaupt neben dem gleichbedeutenden Skythen gebraucht wurde, so wird es uns durchaus nicht überraschen, wenn wir erfahren, dass sich derselbe auf europäischem Boden noch jetzt in dem Namen eines vorwiegend dunklen brachycephalen Volkes, in dem bisher unerklärten Namen der Czechen, erhalten hat. Ich glaube ihn in demselben um so bestimmter wiederzuerkennen, als auch in lautlicher Hinsicht der Identificirung von Čech, Plur. Češi (neben Čechové) mit der vorauszusetzenden Grundform *ska-ka sich keine Schwierigkeiten entgegenstellen, da sk, beziehungsweise k sehr häufig

[1]) Ebenso zeigen die verwandten Sprachen vorwiegend die ursprüngliche Bedeutung: sanskr. mal-a-s schmutzig, geitzig, dagegen mal-ina-s schmutzig, unrein, schwarz; lett. mel-s schwarz; ahd. meil macula. Vgl. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 370. Hieher gehört auch das Horazische: Hic niger est, hunc tu Romane caveto, wo niger gleichfalls in übertragener Bedeutung erscheint.

im Slavischen in č und ebenso k in s übergegangen ist (s. das Folgende). Aber auch s verwandelt sich häufig zwischen Vocalen zu ch, so z. B. ist die erste Person Sing. des Aor. Comp. da-chŭ von der Wurzel da (geben) aus ˣda-sŭ und dieses aus ˣda-sam entstanden[1]). Für die Annahme, dass č auf sk oder k zurückgehe, scheinen auch die von Chalkokondylas überlieferten Formen Κέχιοι, Κιέχιοι zu sprechen. Es bedeutet also der Name Čech soviel wie der Dunkle, Schwarze.

Was von den Slaven gilt, gilt auch von den alten Preussen, den Litauern und Letten. Alle diese Völker sind ihrer Abstammung nach keine echten Arier, sondern sie sprechen bloss arische Sprachen und ist ihr somatischer Typus, der mit dem somatischen Typus der ugro-finnischen Völker ursprünglich identisch war, durch den grösseren oder geringeren Beisatz arischen Blutes mehr weniger modificirt worden. Diese Erkenntnis sowie der Nachweis, dass Skandinavien die Heimat der Arier sei, setzen uns in den Stand, eine der wichtigsten Fragen der arischen Lautlehre, welche seit mehreren Jahren die vergleichende Sprachforschung beschäftigt und noch immer keine befriedigende Lösung gefunden hat, zur Entscheidung zu bringen, wie wir anderseits für die Richtigkeit der ethnologischen Darlegungen eine gewichtige Stütze in dem dem ganzen Streite zu Grunde liegenden lautlichen Thatbestande besitzen.

Es hat nämlich Ascoli[2]) gefunden, dass in einer Reihe von Fällen (16 an der Zahl) dem indo-iranischen Zahnlaute ç, der auf ursprüngliches k zurückgeht, im Litauisch-Slavischen ebenfalls ein Zischlaut entspricht, nämlich sz (=š) im Litauischen und s im Slavischen, während die andern arischen Sprachen (Griechisch, Latein, Keltisch, Deutsch) in denselben Wörtern das ursprüngliche k zeigen, so z. B. sanskr. çata-, zend. çata-, lit. szimta-s, altsl. sŭto hundert; sanskr. çâkhâ, lit. szakà Ast; sanskr. çvan-, lit. szů, szùn-s Hund; sanskr. çru, zend. çru, altsl. slu-ti hören; sanskr. açva-, zend. açpa, Pferd, lit. aszvà grosse Stute; sanskr. daça-, zend. daça, lit. dészi-m-t, altsl. deseę--tĭ zehn.

Die Bedeutung dieser indoiranisch-slavolitauischen Uebereinstimmungen erscheint um so grösser, wenn man bedenkt, dass in denselben Sprachen in einer grossen Zahl von Fällen überall das urprüngliche k (oder ḱ) erscheint, z. B. im sanskr. ka-s, (zend. ka-) quis, kadâ

[1]) Schleicher, Comp. 296.

[2]) Ascoli, Vergleichende Lautlehre des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen, übersetzt von J. Bazzigher und Schweizer-Sidler. Halle 1872, S. 44.

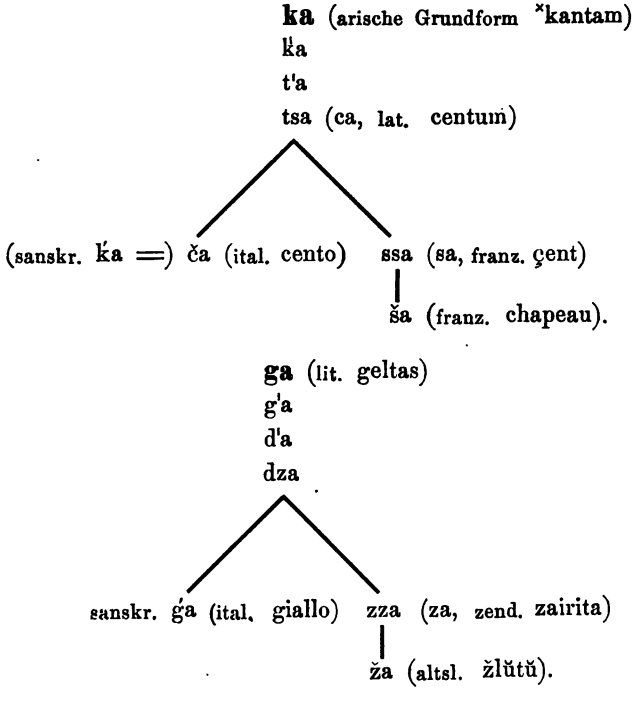
quando, lit. ka-s dass., kadà dass.; sanskr. kar, zend. kar machen, kur-iù ich erbaue; sankr. ḱatvar-, zend. ḱathwar-, lit. keturì, altsl. četyrjie vier; sanskr. taḱ laufen, streifen, lit. tek-ù, altsl. tek-ą ich laufe, ich streife; sanskr. vṛka-s, zend. vehrka-, lit. vìlka-s, altsl. vlŭkŭ Wolf. Es ist für die Beurtheilung der ganzen Erscheinung von der grössten Wichtigkeit, auch auf jene Fälle hinzuweisen, wo eine solche Uebereinstimmung zwischen dem Indo-Iranischen einerseits und dem Slavo-Litauischen anderseits nicht stattfindet, z. B. auf sanskr. çî, çai-tai, zend. çî, çaê-tê liegen, altsl. po-či-ti ruhen, po-koj Ruhe, po-koi-ti beruhigen, lit. pa-kaj-u-s Ruhe; sanskr. açman-, lit. akmű- (Gen. akmén-s), altsl. kamy (Gen. kamen-e) Stein; sanskr. paçu-, zend. paçu-, altpreuss. pecku Vieh. Hat in diesen Fällen das Indo-Iranische den Zischlaut und das Slavo-Litauische das ursprüngliche k, so findet sich auch umgekehrt in der slavo-litauischen Sprachgruppe s oder sz für ursprüngliches k, z. B. altsl. srŭd-i-ce, lit. szird-ì-s Herz, wo die verwandten Sprachen k zeigen: griech. καρδ-ία, lat. cor, Genit. cord-is, goth. haírt-ô, sanskr. hṛd (aus ˣkhard-); lit. szèlp-ti helfen neben germ. halp und dem sanskr. kalp. Ja sogar innerhalb des Slavo-Litauischen wechseln Kehllaut und Zischlaut, z. B. lit. szeimýna Gesinde, ḱėma-s Dorf, Hof, kaimýna-s Nachbar; slep-iu ich verberge, slap-tà Heimlichkeit neben dem altpreuss. au-klip-t-s verborgen; sl. sloniti sę acclinari neben kloniti inclinare, lit. klónioti-s sich neigen.

Auch in Bezug auf die gutturale Media lassen sich ähnliche Beobachtungen machen. Sowohl das Indo-Iranische wie das Slavo-Litauische zeigen in gewissen Fällen eine Alterirung des g-Lautes, wo sie die andern arischen Sprachen nicht zeigen z. B. sanskr. ǵńâ, zend. zan erkennen, lit. žin-ó-ti wissen, altsl. zna-ti kennen (griech. γι-γνώ-σκ-ω erkenne); sanskr. marǵ, zend. marez (lat. mulg-e-o) reiben, lit. mélž-u, altsl. mlŭz-ą melke. Die Laute ǵ, z, ž sind secundäre Entwicklungen aus einem ursprünglichen g. In andern Fällen hat sich dasselbe auch in den erwähnten vier Sprachen erhalten, z. B. sanskr. giri-, zend. gairi-, altsl. gora Berg, sanskr. agni-s, lit. ugnì-s, altsl. ognĭ Feuer.

Es ist klar, dass es sich hier um keinen Zufall handeln könne, wie auch Ascoli ausdrücklich erklärt hat, dass es ganz unmöglich sei, diese Erscheinung als eine reine zufällige anzusehen. Was nun die Erklärung derselben anlangt, so hat derselbe Gelehrte ganz richtig

die Ursache des Lautwandels insofern erkannt, als er die Affection des ursprünglichen k-Lautes als durch die Wirkung des parasitischen Reibelautes j entstanden erklärte, der sich bekanntlich gerne in einigen arischen Sprachen, besonders in den romanischen und slavischen, hinter Consonanten ansetzt.

Dieser parasitische Laut kann nun ein ursprüngliches k in verschiedener Weise umgestalten: aus ḱa wird zunächst tja, daraus tsa (ca); aus diesem tsa einerseits durch neuerliche Affection durch den Parasiten j tša (ča), andererseits durch Assimilation des t zu s ssa (sa) und durch neuerliche Affection durch den Parasiten j ša. Ich stelle mithin folgendes Schema auf:



Es entsteht nun die Frage, ob sich dieser parasitische Reibelaut schon zur Zeit der arischen Sprachgemeinschaft gebildet, oder ob er erst nach der Trennung entstanden sei. Ascoli nimmt das erstere an. Indem er die Frage aufwirft, wie man die vorhin dargelegte Aehnlichkeit zwischen dem Indo-Iranischen und dem Litauisch-Slavischen zu

erklären habe, sagt er (S. 47), dass sie sich zweifach beantworten liesse: „Entweder wir nehmen an, das Litauisch-Slavische sei länger als die übrigen arischen Idiome Europa's mit dem Indo-Iranischen im gemeinsamen Leben vereinigt geblieben; oder aber wir müssen uns denken, dass das ursprüngliche k schon von der urarischen Periode an in einer bestimmten Anzahl von Fällen von dem Schmarotzerlaute leicht afficirt, sich später in einigen Sprachen dieses Eindringlings erwehrt, in andern hingegen in Folge gleichmässiger Entwicklung der alterthümlichen Affection gleichmässige Umwandlungen erlitten habe, die ähnliche, aber von einander unabhängige Wirkungen derselben Ursache darstellen würden. Nach dieser Hypothese würde z. B. das Wort für zehn in der einheitlichen Periode mit leichter Alterirung des k daḱa gelautet haben; wovon einerseits daka, gleichsam der geheilte Typus, auf den das Griechische, das Italische, das Keltische, das Germanische zurückgehen würden, anderseits der Typus dakja mit dem eingedrungenen Schmarotzerlaute, auf welchen die beiden Sprachglieder mit dem Zischlaute, das indo-iranische nämlich und das litauisch-slavische, auf dem an seinem Orte gewiesenen Wege zurückzuführen wären. Diese Hypothese ist behutsamer als die andere, welche die Trennung des Litauisch-Slavischen von der arischen Sprache Asiens in eine spätere Zeit herabrücken würde."

Ascoli selbst hat auf eine Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die sich dieser Lösung unseres Problems entgegenstellt. Wir müssen nämlich bei dieser Erklärung annehmen, dass im Griechischen, Italischen, Keltischen und Germanischen jener alterirende Keim, von dessen Fortentwicklung der indo-iranische und litauisch-slavische Zischlaut für ursprüngliches k sich herschreiben soll, erloschen sei, eine Annahme, die ganz willkürlich ist und durchaus keine Stütze darin findet, dass indo-iranischem ḱ bisweilen im Griechischen, Italischen, Keltischen und Germanischen qu oder irgend ein aus k entstandener Laut entsprechen, z. B. sanskr. ḱa. griech. τε, lat. que; ved. kis, griech. τίς, lat. quis, osk. pis, brit. pui; sanskr. ḱatvâras, griech. πίσυρες, lat. quatuor, brit. petuar, rum. patru, aber lit. keturì; sanskr. pañkan, griech. πέμπε, lat. quinque, brit. pimp, goth. fimf, wo Ascoli annimmt (S. 70), dass es sich hier um ursprüngliche k handele, die schon seit dem indoeuropäischen Zeitalter, jedoch noch in unbestimmter Weise, afficirt gewesen seien, so dass sich die Entwicklung der Affection im Verlaufe der folgenden Zeiten auf verschiedene Art ausgeprägt hätte. „Gelangten

wir also bei der Betrachtung des Zischlautes, den man in indo-iranischer und litauisch-slavischer Sprechart als Vertreter der ursprünglichen gutturalen Tenuis erhält, dazu, ein typisches Beispiel dak'a (zehn) aufzustellen, so werden wir für die Beispiele, die uns jetzt beschäftigen, uns ein typisches Beispiel denken müssen, das man ḱatvar- (vier) schreiben könnte, dessen unbestimmter Schmaretzerlaut unter den Indo-Iraniern schliesslich in einer verhältnismässig modernen Epoche die palatale Aussprache (kjatvar-, woraus ḱatvar-, katvar-) angenommen, unter den Europäern hingegen oder wenigstens unter denjenigen, deren Idiome hier ein altes kv wiederspiegeln, sich in der Regel als labialer oder labiodentaler Laut fixirt hätte. In dieser Weise hätten wir in indo-iranischer Sprache die volle, aber sicherlich nicht gleichzeitige Entwicklung beider Affectionen, die sich nun als eine und dieselbe Affection mit doppelter Wirkung herausstellen würden, und die Entwicklung ḱatvar, katvar fiele so schliesslich zusammen mit dem kj, das in der indo-iranischen Periode aus dem gesunden Stamme entsprossen ist; dagegen läge uns in der europäischen Gruppe überall, nur nicht in litauisch-slavischer Sprache der Typus dak'a wieder geheilt vor und umgekehrt gerade in litauisch-slavischer Sprache wieder geheilt die wenig zahlreichen Beispiele vom Typus ḱatvar, wie sie auf anderm Wege auch in der hibernischen Sprachart wieder gesunden, zuweilen auch noch anderswo."

Mit Recht hat J. Egger erklärt, dass es gänzlich verfehlt sei, lat. qu dem sanskr. ḱ gleichzusetzen; es klinge für ihn nicht anders, als wenn jemand behauptete : 1 = 3, weil beide Zahlen von 2 gleich weit entfernt seien; versuche man die beiden Laute qu und ḱ auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen, so treffen sie schliesslich immer im reinen, nicht afficirten k zusammen. Daraus zieht er den richtigen Schluss, dass es in der arischen Grundsprache kein zweifaches k gegeben, sondern dass dieselbe nur ein k gekannt habe. Wir müssen daher die Entstehung aller Affectionen, die den k-Laut in den einzelnen arischen Sprachen getroffen, dem Sonderleben dieser Sprachen zuschreiben.[2])

Die Ergebnisse der vorausgehenden Untersuchungen über den Ursprung und die Zusammensetzung der arischen Völker ermöglichen

---

[1]) J. Egger, Studien zur Geschichte des indogermanischen Consonantismus. I. Wien 1880, S. 13.

[2]) Seitdem Ascoli den Anstoss dazu gegeben, ist die ganze Frage vielfach erörtert worden. J. Egger ausgenommen, nahmen alle (Fick, Joh. Schmidt,

es erst, für die ganze Erscheinung der Palatalisirung und Assibilation eine Erklärung aufzustellen, die allen bei dieser Frage in Betracht kommenden lautlichen Thatsachen vollkommen gerecht wird. Es ist nämlich eine charakteristische Eigenthümlichkeit der ugro-finnischen Sprachen, den Consonanten parasitische Laute (i und j, auch u und v) folgen zu lassen, in denen wir oben die eigentliche Ursache dieser Erscheinung erkennen zu müssen glaubten. Es ist daher kein Zufall, wenn die Sprache gerade jener arischen Völker, die nach ihrem physischen Ursprunge zum ugro-finnischen Zweige der turanischen Race gehören, vor allen die brachycephalen Romanen und Slaven, so zahlreiche Palatallaute und Sibilanten aufweisen, die, wie eine Vergleichung der arischen Sprachen mit einander beweist, der Grundsprache vollständig fremd waren. Dass der Lautcharakter der Sprache der arischen Eroberer Aenderungen durch die Sprachweise der arisirten Unterworfenen erfahren konnte, zeigt deutlich das Beispiel des Sanskrit, dessen Linguale (ṭ, ḍ, ṭh, ḍh, ṇ) der Sprache der indischen Urbevölkerung, der Dravida's, angehören. Treffend bemerkt Ascoli [1]): „Indem diese (die Dravida's) die Sprache der Arier annehmen, alteriren sie dieselbe ganz in der nämlichen Weise, wie die Kelten Irlands es mit der englischen, andere Kelten es mit der lateinischen gemacht haben. Nicht das Sanskrit ist es, welches die Linguales in sich aufnimmt, sondern es sind die nichtarischen Eingebornen, welche das Sanskrit sich aneignen und mundgerecht machen." „Es ist mit den

---

Havet, Hübschmann, Möller, Leskien, Fr. Müller, Brugman-Osthoff, Collitz) mit Ascoli ein zweifaches grundsprachliches k an. Die grösste Bedeutung erlangte in Deutschland die Arbeit von Fick (Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europa's. Göttingen 1873, S. 3—34), der den Beweis führen zu können glaubte, dass der arische Sprachstamm in seinen sämmtlichen proethnischen Perioden zwei völlig geschiedene k-Laute besessen, von denen der eine im Arischen durch k und ḱ (tscha), der andere durch ç repräsentirt wurde, und zwischen denen fast gar keine Berührung stattgefunden, bis sie im Griechischen und Italischen theilweise, im Deutschen fast vollständig zu einem Laute verschmolzen seien. Die fraglichen Laute bezeichnet Fick durch k und k̦; zu ersterem gehören alle rein erhaltenen k sammt dem Typus ḱatvar, zu letzterem der Typus daka, so dass wir folgende zwei Reihen hätten: ar. k = indoir. k, slavolet. k, germ. hv (f), kelt. kv (p); ar. k̦ = indoir. ç, slav. s, lit. sz, germ. h, grăcoit. und kelt. k. Es ist jedoch Fick nicht gelungen, seine Annahme in überzeugender Weise zu begründen.

[1]) Ascoli, a. a. O. 197.

arischen Elementen, welche in Indien durch die Reaction der Eingebornen alterirt worden sind, ganz derselbe Fall, wie mit den lateinischen Elementen, welche in Frankreich durch die keltische Reaction alterirt wurden; und zwar macht sich die Reaction im Prakrit im höheren Grade bemerklich als im Sanskrit, wie sie dies auch im modernen Französisch in höherem Grade thut als in den alten Schriften Frankreichs oder in den provençalischen." Haben wir so den Ursprung der Zisch- und Quetschlaute gefunden, so ist es jetzt nicht mehr schwer zu zeigen, wie es gekommen ist, dass sowohl das Litauische und Slavische sowie das Iranische und Indische in denselben Wörtern den Zischlaut aufweisen. Als die Arier sich zuerst nach Osten wandten, unterwarfen und arisirten sie jene ugro-finnischen Völker, die sie daselbst vorfanden, und so entstanden sowohl das Volk der alten Preussen wie das der Litauer und Letten. Hier schon wurde im Laufe der Zeit die reine Sprache der Eroberer und Herrscher von der Sprechart des unterworfenen und arisirten Volkes in der Weise afficirt, dass wenigstens ein Theil der im Munde desselben zu s gewordenen k-Laute auch in die Sprache der ersteren eindrang und sich in derselben festsetzte. Als dann später Nachkommen dieser erstern Eroberer die arische Herrschaft weiter nach Süden ausdehnten und die Arisirung anderer Völker desselben ugro-finnischen Zweiges herbeiführten, lernten diese eine Reihe von Wörtern nur in der Umgestaltung kennen, die die Grundform derselben in dem Munde derer erfahren hatte, die mit den Ariern zuerst bekannt geworden waren. Daher kommt es, dass das Slavische, d. i. die Sprache dieser später unterworfenen ugro-finnischen Völker mit dem Litauischen sowohl im Allgemeinen wie auch in Hinsicht auf die vorhin erwähnten Fälle so auffallend übereinstimmt. Von dem Gebiete der Slaven aus erfolgte dann weiter in derselben Weise der Vormarsch über die Steppen Südrusslands und den Kaukasus (Osseten) nach Armenien und Iran und von diesem Lande aus endlich nach Indien. Selbstverständlich verstrich jedesmal ein längerer Zeitraum, bevor die Nachkommen der ersten in ein neues Land eingedrungenen Arier aufbrachen, um neue Länder und neue Völker der arischen Herrschaft zu unterwerfen, so dass wohl viele Jahrhunderte verstrichen waren, bevor die Enkel jener Arier, die sich zuerst auf dem Boden Preussens und Litauens niedergelassen hatten, das Pendschab betraten. Am kürzesten dürfte wohl der Zeitraum gewesen sein, der zwischen der

Einwanderung nach Iran und der Einwanderung nach Indien verstrich. Es ergibt sich dies aus der nahen Verwandtschaft des Iranischen und Indischen.

So kam es, dass in jenen 16 Fällen das Litauische, Slavische, Iranische und Indische den gleichen Laut an Stelle des ursprünglichen k aufweisen, ohne dass die Litauer, Slaven, Iranier und Inder jemals eine engere Einheit unter einander in dem Sinne gebildet hätten, wie es bei den eigentlichen Ariern in ihrer skandinavischen Urheimat der Fall war. Es ergibt sich dies schon aus der Verschiedenheit des physischen Habitus aller dieser Völker, von denen die Litauer und Slaven vorwiegend die charakteristischen Merkmale der turanischen, die Iranier die der semitischen und die Inder die der Dravida-Race an sich tragen.

Wir begreifen aber erst jetzt, wie es möglich geworden ist, dass eine so hochnordische Race, wie es die Arier waren, in dem subtropischen Indien so lange die Herrschaft behaupten konnte. Dies war nur dadurch möglich, dass die Arier allmählig vom Norden nach Süden vorgedrungen waren und sich durch den Jahrhunderte langen Aufenthalt in südlicher gelegenen Ländern immer mehr und mehr dem wärmeren Klima akklimatisirt hatten. Die Vergleichung der Sprachen wenigstens zeigt, dass die Arier, bevor sie das Pendschab betraten, mindestens an drei Punkten der Erde durch längere Zeit gelebt hatten. Dabei kommt noch in Betracht, dass dieselben, als sie nach Indien kamen, wohl keineswegs mehr unvermischt waren, sondern jedenfalls schon turanische und semitische Elemente in sich aufgenommen hatten, wodurch ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber den schädlichen Einflüssen des heissen Klimas erhöht worden war.

Wir begreifen aber auch jetzt, wie es gekommen ist, dass die Arier zuerst in Indien zu einer höheren Culturentwicklung gelangt sind. Diese Erscheinung würde sich noch keineswegs erklären, würde man sie bloss zurückführen wollen auf den natürlichen Reichthum des Landes an allerlei Bodenproducten, der die Existenz sehr vieler Menschen auf einem kleinen Flächenraume ermöglicht, und auf die grossen Vortheile in socialer, politischer und ökonomischer Hinsicht, deren sich die herrschende Classe der Arier in Indien sowohl wie überall dort erfreute, wo überhaupt eine arische Herrschaft begründet worden war. Eben deshalb und weil auch andere von den Ariern schon sehr frühe unterworfene Länder, wie z. B. Italien, günstige

Bodenverhältnisse zeigen, ist es nothwendig, anderswo die Ursache dieser Erscheinung zu suchen. Es ist auch nicht schwer dieselbe zu finden. Den Ariern, welche aus Europa nach Asien vorgedrungen waren, war es nämlich dadurch möglich geworden, sich schon zu einer Zeit die Elemente der von den turanischen Akkadiern begründeten und von den semitischen Babyloniern und Assyriern weiter entwickelten Cultur anzueignen, als sie sich noch weder über Griechenland noch über Italien verbreitet hatte. Diesem Umstande verdanken wir es auch, dass die ältesten poetischen Producte der arischen Iranier und Inder frühzeitig aufgezeichnet wurden, so dass dieselben (Zend-Avesta und Rig-Veda) die ältesten Sprach- und Literatur-Denkmäler bilden, die uns aus der arischen Vorzeit erhalten sind. Es ist jedoch ganz verkehrt, wenn man, wie das häufig geschieht, daraus schliesst, dass die Urheimat der Arier in der Nähe Irans und Indiens gesucht werden müsse. Man übersieht dabei vollständig, dass die asiatischen Arier zuerst in den vorderasiatischen Culturkreis getreten sind und vergleicht Dinge mit einander, die überhaupt mit einander nicht verglichen werden sollten. Wie kann man Sprachentwicklungen aus so später Zeit, wie sie uns z. B. im Gothischen und Altnordischen vorliegen, mit der über 2000 Jahre früher fixirten Sprache des Zend-Avesta und des Rig-Veda vergleichen? Hätten wir gleichzeitige Sprachdenkmäler von den skandinavischen Ariern überkommen, sie ständen gewiss der arischen Grundsprache näher, als es in Bezug auf die Sprache selbst des ältesten Veda der Fall ist. Instructiv für die Beurtheilung dieser Frage ist übrigens auch die Geschichte der germanischen Stämme. Es ist kein Zufall, dass uns gerade von den Gothen das älteste germanische Sprachdenkmal überliefert worden ist und dass dieses Denkmal in einem Lande entstanden ist, das von der germanisch-arischen Heimat sehr weit entfernt ist. Jedoch gerade in dem letzteren Umstande liegt die Erklärung dafür, dass die Gothen früher eine höhere Entwicklungsstufe erreichten, als ihre in der Heimat verbliebenen nordischen Brüder. Denn je weiter sie sich von derselben entfernt hatten, um so näher waren sie den Centralstätten der griechisch-römischen Cultur gekommen. Könnte man überhaupt aus der Sprache als solcher einen Schluss ziehen auf die Heimat der Arier, so dürfte man nur, um methodisch vorzugehen, die gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen mit einander vergleichen. Nun kommt aber von den gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen das Litau-

ische der arischen Grundsprache am nächsten, ein Umstand, der also an und für sich betrachtet, eher für die europäische als für die asiatische Herkunft der Arier sprechen würde. Allein gerade das Beispiel des Litauischen zeigt, wie wenig Bedeutung man überhaupt dem reinsprachlichen Momente beilegen dürfe. Das Litauische hat bis heute deswegen so viele alterthümliche Formen bewahrt, weil die Litauer ihrer physischen Abstammung nach keine eigentlichen Arier sind, sondern einer Race angehören, zu deren hervorstechendsten Merkmalen der conservative Sinn gehört (vgl. S. 111), der sich nicht nur in den Sitten, sondern auch in der Sprache documentirt.

Aber auch die Frage nach der Geltung der Lautgesetze, die bisher eine verschiedene Beantwortung gefunden hat, erschliesst sich jetzt unserem Verständnisse. Während nach Osthoff[1]) die Lautgesetze „mit blinder Naturnothwendigkeit" wirken sollen und Osthoff und Brugman[2]) es für einen Hauptgrundsatz der „junggrammatischen" Schule erklären, dass aller Lautwandel sich nach „ausnahmslosen" Gesetzen vollziehe, erklärt Miklosich[3]): „Lautgesetze sind keine Naturgesetze." Für erstere Ansicht sprechen gewisse allgemeine auf die Art der Entstehung der Laute bezügliche Erwägungen, für letztere die Thatsache, dass sich die behauptete Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze aus der Sprache selbst auf inductivem Wege nicht nachweisen lässt.

Durch den Nachweis, dass ein grosser Theil der arischen Völker, so auch die Litauer und Slaven, vom Hause aus keine eigentlichen Arier sind, sondern erst von den erobernden Ariern arisch sprechen gelernt, sind wir in die Lage gesetzt, den Haupteinwand gegen die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu entkräften und die Erscheinungen des Lautwandels, sowohl des regelmässigen wie des unregelmässigen, richtig zu verstehen. Denn es lässt sich, wie man nun jetzt erkannt hat, mit dem von Curtius aufgestellten Satze, dass aller Lautwandel aus dem Streben nach Erleichterung der Aussprache, nach Vereinfachung der Articulation hervorgehe, ein grosser Theil der factisch eingetretenen Lautwandlungen nicht erklären, ja sogar es lässt sich darthun, dass manche Lautentwicklungen eine der Erleichterung geradezu

---

[1]) Osthoff, Das Verbum in der Nominal-Composition. Jena 1878, S. 326.

[2]) Osthoff und Brugman, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen. I. Leipzig 1878, S. XIII.

[3]) Miklosich, Lautlehre 259.

entgegengesetzte Richtung verfolgen. Treffend bemerkt Sievers [1]), dem das Verdienst gebührt, zuerst auf die schwachen Seiten der bisherigen Theorie hingewiesen zu haben, dass die Unterschiede in der Schwierigkeit der Hervorbringung von Sprachlauten an und für sich ausserordentlich gering sind und dass wirkliche Schwierigkeiten bezüglich der Nachbildung in der Regel nur gegenüber fremden Lauten bestehen.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass, wenn die Arier niemals mit stammfremden Völkern zusammengekommen wären, die verschiedenen arischen Sprachen noch ganz denselben lautlichen Charakter tragen würden, den die Grundsprache vom Anfange an getragen hat. Dies ist bekanntlich in keiner einzigen Sprache der Fall und die Ursache hievon liegt in dem Umstande, dass das Arische von all den Völkern, die es später annahmen, in seinem Lautcharakter dadurch auf das Tiefste beeinflusst worden ist, dass sie die arischen Laute ihrer Sprachgewohnheit accommodirten. Und dass solche lautliche Umgestaltungen des Sprachgutes bei dem Uebergange desselben von einem Volke zu einem andern stattfinden, zeigt das Beispiel aller Lehnwörter und diese Umgestaltungen sind umso grösser, je grösser der Abstand zwischen den Racen ist, zu denen die betreffenden Völker gehören. Es sind dieselben oft so gross, dass es oft ausserordentlich schwierig ist, den Fremdling im Gewande der neuen Heimat zu erkennen. So wurde z. B. Christus im Chinesischen zu Ki-li-sse-tu, Buddha zu Fo, Benares zu Po-lo-nai, Brahma zu Fan. [2]) In der Kaffersprache wird englisches to baptize zu bapitizesha, gold zu igolide, apostle zu umposile, sugar zu isugile [3]). In der Sprache der zur malaiischen Race gehörigen Maori erscheint der Name des Kaisers Franz Joseph als Paraniti Johepa, Oesterreich (engl. Austria) als Atiria, St. Stephan als Hitewana, Lerchenfeld als Reahenweutu, Schönbrunn als Heneparuna, Arsenal als Ahenara. [4])

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die letzte Ursache der lautlichen Umgestaltung entlehnten Sprachgutes zu suchen sei in der Verschiedenheit der Bildung der Stimm- und Sprachwerkzeuge bei

---

[1]) Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie 126.

[2]) Sayce, The principles of comparative philology 247.

[3]) M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. II. 171.

[4]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. 2, 43.

den verschiedenen Racen. Eine vergleichende Anatomie und Physiologie der Sprachorgane der verschiedenen Racen fehlt zwar derzeit noch, doch was an Vorarbeiten hiefür vorliegt, spricht entschieden für diese Annahme. So hat G. Duncan Gibb nachgewiesen[1]), dass der Bau des Kehlkopfes beim Weissen und beim Neger wesentlich von einander verschieden ist. Es ist zunächst das constante Vorhandensein und die Grösse der Wrisberg'schen Knorpel, was dem Kehlkopfspiegelbilde des Negers gegenüber dem des Weissen etwas Eigenthümliches verleiht. Ein weiterer Unterschied ist in der Richtung der oberen Fläche der Stimmbänder und in der Lage der Morgagnischen Ventrikel begründet. Gerade der Umstand, dass bisher die Anatomie und Physiologie der Sprachwerkzeuge nicht vergleichend mit Rücksicht auf die verschiedenen Racen behandelt worden ist, im Zusammenhange mit der Thatsache, dass der vergleichenden Sprachforschung überhaupt und der Lautlehre insbesondere gegenüber alle arischen Völker in physischer Hinsicht als eine Einheit galten, trägt zumeist die Schuld, dass die hochgespannten Erwartungen, die man anfangs an die physiologische Behandlung der arischen Lautentwicklung geknüpft hat, sich nur theilweise erfüllten und die letzten Ursachen der meisten Lautwandlungen verborgen blieben.

Die Sprachzustände, wie sie sich jedesmal nach vollzogener Arisirung irgend eines allophylen Volkes gestalteten, können wir uns um so leichter vorstellen, als ja noch in der Gegenwart die meisten europäischen Länder ähnliche Sprachzustände aufweisen. Es entwickelte sich überall neben der Sprache des herrschenden Standes der Arier eine davon zunächst lautlich verschiedene Sprache, deren Träger das unterworfene Volk war. Und wie noch gegenwärtig fortwährend die Sprache des gemeinen Volkes durch die Sprache der höheren und gebildeten Gesellschaft beeinflusst wird, aber auch die Sprache der gebildeten Schichten sich nicht durchaus dem Einflusse der Sprache des gemeinen Mannes entziehen kann, so war es gewiss auch damals, wo das Verhältnis der einzelnen Gesellschaftsclassen zu einander im Wesentlichen nicht anders war, als es gegenwärtig der Fall ist.

---

[1]) G. Duncan Gibb, Essential points of difference between the larynx of the Negro and that of the White man. Memoires read before the Anthropolog. Society of London. II. London 1866. Vgl. das Referat über diese Abhandlung im Archiv für Anthropologie. II. 110.

So drangen auch in die Sprache des herrschenden Standes der Arier jene 16 Wörter mit dem Zischlaute statt des ursprünglichen k-Lautes ein. Der lautliche Wandel selbst nahm aber seinen Ausgangspunkt im Munde des unterjochten Volkes, das ursprünglich eine ugro-finnische Sprache redete und dieselbe erst später mit dem Arischen vertauschte, und zwar in der Weise, dass es dem k eine Lautgestalt gab, wie sie seiner Sprachgewohnheit am meisten entsprach.

Aus dieser wechselseitigen Beeinflussung der Sprache des herrschenden Standes der Arier und der Sprache der unterjochten allophylen Bevölkerung erklärt es sich, dass die arischen Sprachen im Vergleiche mit einander, sowie auch für sich betrachtet, eine so grosse Verschiedenheit in der Behandlung eines und desselben Lautes zeigen. Und diese Verschiedenheiten mussten um so grösser werden, je länger und je öfter eine Sprache der Beeinflussung allophyler Völker unterworfen war, wie dies z. B. beim Sanskrit der Fall war, das unzweifelhafte Spuren turanischer (ugro-finnischer) und dravidischer Sprachweise zeigt, während sich im griechischen Lautinventar semitische Einflüsse nachweisen lassen.

Dass man berechtigt ist, den erwähnten Lautwechsel von k zu s auf Rechnung des Einflusses des ugro-finnischen Elementes zu setzen, zeigen die arischen Lehnworte im Ugro-Finnischen. Diesen Lehnworten kommt eine um so grössere Beweiskraft zu, als sie aus einer Zeit stammen, wo die Ugro-Finnen noch eine ethnische Einheit bildeten und die Arier noch nicht in jene Völkerschaften geschieden waren, wie wir sie in der historischen Zeit kennen. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von ugro-finnischen Wörtern, die aus dem Arischen entlehnt sind, in denen einem arischen k ein ugro-finnisches s oder š, beziehungsweise č gegenübersteht. Sehr instructiv sind in dieser Hinsicht die ugro-finnischen Lautformen für das arische ˣkatam hundert: finn. sata, ehstn. sadda, liv. sada, mokša-mordw. śada, ersa-mordw. śado, tscherm. šydö, šyde, sjudo, syrj. sjo, šo, wotj. śu (sju), sjü, ostj. sôt, sât, wog. sat, schät, magy. szás, aber lapp. tjuote, čuötte. Alle diese Formen gehen zurück auf eine gemeinsame ugro-finnische Grundform ˣtjata (aus ˣkata) und beweisen in unumstösslicher Weise, dass wir vollkommen berechtigt sind, alle ähnlichen Erscheinungen des Lautwandels im Bereiche der arischen Sprachen als das Ergebnis der Reaction des über Europa so zahlreich verbreiteten ugro-finnischen Elementes anzusehen, wie ja gerade diese Erscheinungen da zumeist

auftreten, wo die Bevölkerung überwiegend aus ugro-finnischen Elementen besteht (Slaven, Romanen) und dort fehlen oder nur sehr vereinzelt vorkommen, wo ein solches Element entweder ganz fehlt oder nur schwach vertreten ist. Es ist kein Zufall, dass z. B. sowohl im Altslavischen (sŭto) wie im Französischen (çent) der Zischlaut für den ursprünglichen k-Laut in einem und demselben Worte erscheint, ohne dass eine Entlehnung aus einer Sprache in die andere stattgefunden hätte. Gleiche Ursachen haben eben gleiche Wirkungen zur Folge. Wir können überhaupt erst jetzt die ungemein grosse Aehnlichkeit der ugro-finnischen Lautgesetze mit den Lautgesetzen der meisten arischen Sprachen begreifen, eine Aehnlichkeit, die um so deutlicher hervortritt, je genauer wir die modernen Entwicklungen des Arischen in den verschiedenen slavischen und romanischen Idiomen kennen lernen. „Lassen sich doch von letzteren (den arischen Lautgesetzen) nur sehr wenige namhaft machen, die nicht ebenso gut für die finnisch-ugrischen Sprachen Geltung hätten, und umgekehrt dürften sich hier kaum zwei oder drei Lautgesetze finden, welche bisher noch in keiner indoeuropäischen Mundart nachgewiesen sind“ [1]).

Lehrreich sind für unsere Frage besonders die Ausführungen desselben Anderson auf S. 184: „Die gutturale Tenuis ist in den ugro-finnischen Sprachen gleichwie in den indoeuropäischen mannigfachen Veränderungen unterworfen und geht auch ganz ebenso nicht selten in t und č über. Das geschieht namentlich vor hochlautigen Vocalen, und z. B. im Votischen ist ein solches k regelmässig zu č geworden, aber auch in den übrigen verwandten Sprachen lässt sich ein derartiger Wechsel von k zu t und č mehrfach constatiren. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht das Livische, weil sich der fragliche Lautwandel hier gleichsam vor unseren Augen vollzieht, indem die beiden Dialecte dieser Sprache an den nämlichen Wörtern die verschiedenen Stufen des Ueberganges zeigen. So z. B. heisst der Kukuk in Kurland ķeg oder gek, in Livland aber kieg, ķegg und tegg, und ebenso die Hand: käiž, käž, keš etc. und in Livland ķes und tes; bunt: kerabi und ķirabi oder tirabi; die Seite: külg und ķülg, tulg; die Kälte, der Frost: kûlma und tûlm, tulm; zehn: küm und tum etc. Im Votischen lauten die betreffenden Wörter gegen-

[1]) Anderson, Studien zur Vergleichung der indogermanischen und ugro-finnischen Sprachen 70.

wärtig: čäko, čäsi, čirjawa, čülči (= finn. kylki), čülmä und čümmê', während die sogenannten Krevinen, d. h. die um das Jahr 1445 nach Kurland gebrachten kriegsgefangenen Voten, noch käzi, kirjau oder kirjaw (bunt), külm oder külme (kalt) und kümme (zehn) gesprochen haben, so dass das votische č erst im Verlaufe der letzten vier Jahrhunderte aus einem früheren k entstanden sein kann. Ebenso ist im Lappischen ein ursprüngliches k nicht selten zu č geworden, und vielleicht dürfte dieses č auch hier erst in neuerer Zeit für ein älteres ť oder tj eingetreten sein, wenigstens gibt das Wörterbuch von Lindahl und Oehrling (Stockholm 1780) den betreffenden Laut durch tj wieder, was doch wohl seinen guten Grund haben wird. Auch im Magyarischen, im Tscheremissischen und ebenso in den permischen Sprachen lassen sich für den fraglichen Lautwechsel mehrere vollkommen sichere Beispiele nachweisen."

Aber nicht allein das parasitische j (i), auch das parasitische v (u) (z. B. ital. duomo aus lat. domus), das gleichfalls häufig in den arischen Sprachen hinter Explosivlauten auftritt, hat denselben Ursprung, wie sich daraus ergibt, dass dieselbe Lauterscheinung auch in den ugro-finnischen Sprachen beobachtet wird. So entspricht dem magy. háj (aus ˣkaj) fett vot. kvajo fett werden, woraus finn. kuu, mordw. kuja fett geworden ist; magy. hat sechs ist gleich vot. kvať und finn. kuusi (für ˣkuuti); ebenso finn. kaasu Dunst, Nebel = vot. kvaz Luft, Wetter; ebenso sanskr. kâka Krähe = vot. kvaka Krähe, finn. kukko Hahn; ebenso magy. ház Hütte, finn. kota = vot. kva; ebenso syrj. und perm. vo, ehstn. vôz = finn. vuózi-den; ebenso perm. vol'ny die Rinde abschaben, glätten, ehstn. vôlin glatt schaben, schnitzen, hobeln = finn. vuolen; ebenso syrj. kozal' Spinnrocken, ehstn. kôzel Kunkel = finn. kuosali, kuoseli; ebenso syrj. roč' Russe = finn. ruotsi; ebenso syrj. sol Salz, ehstn. sôl = finn. suola. [1]).

[1]) Vgl. Anderson, a. a. O. 197.

SECHSTER ABSCHNITT.

Phonologischer Charakter der arischen Grundsprache.

Der Vocalismus der arischen Grundsprache war sehr einfach; dieselbe kannte bloss die Vocale a, i, u. Einer späteren Entwicklungsperiode gehören an die Diphthonge ai und au, doch fällt ihre Entstehung noch in die Zeit vor der Trennung der arischen Völker. Dagegen war es verfehlt, wenn einige Gelehrte die später während des Sonderlebens entstandenen Laute e und o schon der gemeinsamen arischen Ursprache zuschreiben zu müssen glaubten; gegen diese Annahme spricht — abgesehen von andern Erwägungen — schon allein der Umstand, dass das Iranische und Indische überall dort ein reines a zeigen, wo dieser Theorie zufolge ein e oder o erwartet werden müsste und die Annahme durchaus unbegründet und innerlich unwahrscheinlich ist, dass die zu erwartenden Laute e oder o in diesen Sprachen entweder ungenau fixirt oder später in a übergegangen wären. [1])

Zu dem Ergebnisse meiner ethnologischen Untersuchungen über die Urheimat der Arier stimmt auch die bekannte Thatsache, dass der gothische Vocalismus neben dem indisch-iranischen dem Vocalismus der arischen Grundsprache am nächsten kommt.

Einigermassen schwieriger ist es den Consonantismus der arischen Grundsprache festzustellen. Der herkömmlichen Annahme zufolge besass dieselbe folgende Consonanten:

---

[1]) Vgl. die treffenden Bemerkungen von Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 93.

Gutt.	k	g	gh
Dent.	t	d	dh
Lab.	p	b	bh.

Zu diesen momentanen Lauten treten noch die Dauerlaute: j (Pal.), r (Lingu.), s, n (Dent.), v, m (Lab.). [1])

Die Hauptschwierigkeit liegt nun zunächst darin, dass in einigen arischen Sprachen (Indisch, Iranisch, Griechisch) in einer Reihe von Wörtern die Tenuis aspirata (kh, th, ph) erscheint, während andere (Lateinisch, Keltisch, Litauisch, Slavisch) in keinem einzigen Falle diese Erscheinung zeigen und das Germanische weder aspirirte noch nicht aspirirte Tenues, sondern Spiranten aufweist.

Bevor ich zur Erörterung der Sache selbst übergehe, will ich einige dieser Fälle anführen: [2]) sanskr. kakkh-ati (neben kakk, kakh) lachen, griech. καγχ-ᾱ́ς Lacher, καχχ-άζω lache, lat. cac (h)-innus Gelächter, cachinn-ari lachen, ahd. huoh, mhd. huoch Hohn, Spott, ahd. huoh-ôn, mhd. huohen verspotten, verhöhnen, verlachen;

---

[1]) Schleicher, Comp. 10.

[2]) Schon Grassmann (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. XII. 96) hat 16 Fälle angeführt, in denen der griechischen Aspirata eine Tenuis aspirata im Sanskrit zur Seite steht. Ein Theil derselben, durch die entsprechenden Formen in den andern Sprachen ergänzt, findet sich im Texte; von den anderen führe ich an: 1) sanskr. sphur (stossen, schleudern; später: zittern, schimmern), griech. σφῦρα, σφυρό-ν; 2) sanskr. sphar, Caus. schleudern, schimmern lassen, griech. σφαῖρα der Ball, ursprünglich der geschleuderte; 5) σφέλ-ας Fussbank neben sanskr. phal-aka-m Schild, Bank, aus der Wurzel phal für *sphal sich spalten; 9) χαλινός = khalîna-s Gebiss des Zaumes; 11) μάχη, -μαχο-ς, μάχομαι, μάχαιρα neben sanskr. makhâ Kampf, makhá-s Opfer, Opferthier, Kämpfer, makh-a-s Opfer; 16) ἀθήρ, Gen. ἀθέρος Hachel, Schwertspitze, Pfeilspitze neben sanskr. atharí Lanzenspitze (Pfeil); 16) -θα als Endung der 2. Sing. Perf. entsprechend der Endung tha des Sanskrit, z. B. οἶσ-θα = vêt-tha. Grassmann knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Bei der vielfachen Uebereinstimmung, welche nach der obigen Zusammenstellung zwischen der harten Aspirata des Sanskrit und der griechischen Aspirata herrscht und welche sich noch weit grösser herausgestellt haben würde, wenn man noch andere gleichfalls wahrscheinliche, aber minder sichere Fälle hätte in die Wagschale legen wollen, ist es schwer zu glauben, dass hier nur Zufall geherrscht habe; vielmehr müssen wir annehmen, dass die harten Aspiraten des Sanskrit schon vor der Ausscheidung des Griechischen in der gemeinschaftlichen Sprache als solche entwickelt waren."

sanskr. knath, knathi-ati schlagen, çnath, çnath-ati schlagen, zend. çnaθ schlagen, griech. κεντ-έω stossen, stechen, altn. hnjodh-a schlagen, stossen, ahd. hand-eg scharf, stechend;

sanskr. kapâla Schale, Hirnschale, Schädel, griech. κεφαλή Kopf, ags. hafala, hafola Kopf;

altpers. kaufa Berg, zend. kaofa Berg, Buckel, griech. κῦφο-ς Buckel, Κύφο-ς Bergname, lit. kûpà Fem., kaupa-s Masc. Haufen, altsl. kupŭ Haufe, as. hôp, ahd. hûfo, mhd. hûfe Haufe;

sanskr. çaṅkha Muschel, griech. κόγχο-ς, κόγχη Muschel, lat. congiu-s ein Mass;

sanskr. tak, tak-ati und tak-ti dahinschiessen, stürzen, eilen, zend. tak laufen, schwimmen, fliessen, taka Lauf, aber takhara zu erschliessen aus takair-ja zerfliessend, griech. ταχερό-ς, umgekehrt ταχ- laufen in τάχ-ος, τάχ-ινο-ς, ταχ-ύ-ς, lit. tekù laufe, altsl. teką laufe, fliesse;

sanskr. tap, tap-ati wärmen, glühen, zend. taf-ta (entbrannt u. s. w.) jähzornig, griech. τέφ-ρα Asche, lat. tepe-facio, tep-êre, altsl. top-iti wärmen, ags. thef-ian wüthen, zürnen;

sanskr. tarp, tṛmp-ati, tarpati sich sättigen, satt sein; sättigen, laben, erfreuen, trp-ta satt, dick, satt; zend. trâf-aṅh Nahrung, griech. *a*) τραφ-, τρέφω, τέ-τροφ-α nähren, füttern, *b*) τερπ-, τέρπω befriedigen, erquicken, lit. tarp-stù, tarp-aú, tárp-ti gedeihen, dick, stark werden, goth. thraf-st-jan trösten;

sankr. traṅk, trankh, trakh gehen, sich bewegen, zend. thrak ziehen, marschiren, thrakh-ta marschirend, ziehend, griech. τρέχω laufe, goth. thrag-jan laufen, neuslav. trč-ati laufen;

sanskr. truph, trôph-ati, trup, trôp-ati, trumph, trump-ati verletzen, beschädigen, turph-ari, turph-arîtu rasch schlagend, griech. θρύπτω für ˣτρύφ-τω lockern, bröckeln, τρυφή Lockerheit, τρύφ-ος Brocken, lit. trupù, trup-éti bröckeln, trup-a-s locker, trup-iný-s Brocken;

zend. path, pathjaiti an-, ausfüllen; vollsein, path-ma Speicher, griech. πατ-, πάσσει, πάττει für ˣπατj-ει = zend. pathjaiti beschütten, bestreuen, πατ-έομαι, πέ-πασ-μαι sich nähren, goth. fôd-jan nähren, altsl. pit-ają, pit-ati nähren, aufziehen;

sanskr. pra, zend. fra, frâ, griech. πρό, aber auch φρο in φροῦδος φροίμιον, φρουρό-ς, φρουρά, lat. pro, umbrisch pru, altsl. pra-, pro-vor, lit. pra- vor, goth. faúr, faúra vor;

sanskr. prath, prath-atê ausbreiten, prath-â das Ausbreiten, prath-as Breite, pṛthu, auch prathu breit, zend. frathanh Breite, perethu

breit, griech. πλάτ-ος Breite, πλατύ-ς breit, lat. plant-a Fusssohle, lit. plant-ù, plas-ti sich ausbreiten, breiter werden, platù-s breit;

sanskr. math, manth-ati, math-nâti rühren, drehen, quirlen, math Masc. Quirl, griech. μόθ-ο-ς Schlachtgewühl, μόθ-ουρα Drehholz am Ruder, μίνθ-ο-ς, μίνθη Quirlkraut, Minze, lit. ment-urė́ Quirl, lett. ment-a Schaufel, ment-ét mit der Schaufel rühren, altsl. męta Drehholz, męt-eži Getümmel, mot-iti sę agitâri, męta męs-ti ταράττω, altn. mönd-ul-l, nhd. Mangelholz und (richtiger) Mandelholz, Drehholz, (die Wäsche) mangeln;

sanskr. mith, mêth-ati und mith-ati sich zu jemand gesellen; wechselreden, zanken, altercari, mith-as zusammen, wechselweise, mith-una gepaart, Neutr. Paarung, Begattung, zend. miṭ, mith-nâiti verbinden, nahen, wohnen, weilen, mith-waiṭ, mith-wara Neutr. Verbindung, Paar, maêth-a Wohnung; Paar, Verein, maêth-man Vereinigung, Begattung, griech. μοῖτ-ο-ς mutuus, lat. mût-uu-s paarweise, wechselnd, lit. mint-ù, mit-aú, mìs-ti wohnen, sich nähren, altsl. měs-to Ort, Stadt;

sanskr. sakhi = zend. hakhi Freund, sanskr. sakhâ Freund, sakhja Freundschaft, lat. socius Genosse, lit. seki-s (Stamm sekja-) der nachgeht, folgt, in ped-seki-s (der Spur folgend) Spürhund;

sanskr. skhad, skhad-atê zerspalten, zend. çkend-a Schlag, Bruch, Schändung, griech. σχάζω für ˣσχαδ-jω ritze, spalte, lat. scand-ula Schindel, vgl. σχινδ-αλα-μό-ς Schindel, altsl. skąd-a defectus;

sanskr. ḱhid, ḱhinat-ti spalten, sprengen, brechen, zend. çḱid çḱind-ajêiti spalten, sprengen, brechen, griech. σχίζω für ˣσχιδ-jω, σχίδ- Fetzen, σχίζα Scheit, lat. scindo, sci- sci-di, scis-sum spalten, lit. skëd-ra, lett. skaid-a Spahn, ahd. scît, mhd. schît Scheit;

sanskr. ḱhad, ḱhâd-ajati bedecken, verhüllen, fehlen, ḱhad-man Decke; Betrug, Hinterlist, zend. çḱad betrügen in ava-çḱaç-ta betrügend, griech. σχαδ-ών Zelle, Wabe der Bienen, σκάνδ-αλο-ν Falle, Fallstrick, lat. squâma Schuppe für ˣsquad-ma;

sanskr. sthâ, tišṭh-ati, Inf. sthâtum, stehen, zend. çtâ, histaiti stehen, grieh. στα-, ἵστησι stellen, ἔ-στη-ν stand, lat. sta-, steti, statum stehen, lit. sto-ju, sto-ti stellen = lett. stá-ju, stá-t sich stellen, stehen, altsl. sta-n-ą, sta-ti stehen, ahd. sta-m stehe, got. standan stehen;

sanskr. stak, stak-ati sich stemmen, widerstehen, zend. çtakh-ra steif, fest, griech. στόχ-ο-ς Pfahl, Ziel, στάχ-υ-ς, ἄ-σταχ-υ-ς Halm, Aehre, lit. stok-a-s Pfahl, ahd. stoc, stocches Stock, ahd. stah-al, mhd. stach-el Stahl;

sanskr. sphurǵ, sphûrǵ-ati strotzen, schwellen, griech. σπαργ-ή das Strotzen, der Trieb, σπαργά-ω, σφριγ-άω strotze, lit. sprog-st-u, spróg-ti ausschlagen, sprossen, grün werden, lett. spirg-t frisch werden, zu Kräften kommmen, spirg-ta-s frisch und gesund;

sanskr. sphurǵ, sphûrǵati donnern, rauschen, griech. σφάραγο-ς Geräusch, σφαραγέ-ω rausche, lit. spragu prassle, lett. sprâg-t bersten, platzen, knallen, ags. sprëcan, ahd. sprëhhan sprechen;

sanskr. sphal, sphul, sphalati wanken, Caus. sphâlaja zu Fall bringen, griech. σφάλ-λω für ˣσφαλ-jω Caus. bringe zu Fall, nach Curtius = lat. fallo, lit. pûlu, pûl-ti fallen, as. fallan, fêll, ahd. fallan fallen, Caus. felljan fällen. [1])

Zahlreich sind die Fälle im Griechischen, wo ein und dasselbe Wort bald die nicht aspirirte Tenuis, bald die Aspirata zeigt und sind dieselben bei Curtius genau verzeichnet. „So erscheint der Stamm βλαχ," heisst es daselbst, [2]) „in βληχ-ρό-ς, ἀβληχ-ρό-ς, der Stamm λεχ (vgl. λιχριφίς, wo das φ die Aspiration hindert) in λέχ-ρ-ιο-ς, der Stamm τρι in θρίναξ Dreizack neben τρίναξ aspirirt, das Suffix -τρο (ἀρο-τρο-ν = aratrum) wird bisweilen zu θρο (κλεῖ-θρο-ν = claus-tru-m), πεν-ι-χρό-ς ist im Suffix mit lud-i-cru-s zu vergleichen. Dem bei Hesych. erhaltenen τρόνα· ἀγάλματα ἢ ῥάμματα ἄνθινα steht das homer. θρόνα X 441 (ἐν δὲ θρόνα ποικίλ' ἔπασσεν) gegenüber (Hesych. ἄνθη καὶ τὰ ἐκ χρωμάτων ποικίλματα). Dasselbe Wort kommt bei alexandrinischen Dichtern auch im Sinne von φάρμακα Kräuter vor und ist sicherlich mit sanskr. tṝna-s Gras, Kraut, Halm, goth. thaurnu-s, altsl. trŭnŭ Dorn zu vergleichen." Indem ich auf die weiteren Ausführungen Curtius' verweise, bemerke ich nur, dass derselbe sich gleichfalls zu der Ansicht bekennt, dass die Aspirata aus der Tenuis entstanden sei und zwar entweder durch den Einfluss einer folgenden Liquida oder eines Nasals oder durch den Einfluss eines vorhergehenden Sibilanten. Allein letztere Annahme ist ganz willkührlich und daher ganz ungeignet, der Annahme, die Aspirata sei eine jüngere auf specifisch griechischem Boden entstandene Lautentwicklung, zur Stütze zu dienen. Wie wäre es auch möglich, dass eine folgende Liquida oder ein Nasal einen aspirirenden Einfluss auf

---

[1]) Vgl. Fick I. 35, 38, 39, 40, 56, 85, 89, 92, 95, 97, 141, 149, 169, 176, 224, 237, 240, 244, 247, 253.

[2]) Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 501.

eine vorhergehende Tenuis ausüben könnte? Wie wäre es möglich, dass ein vorhergehender Sibilant aus einer folgenden Tenuis eine Aspirata machen könnte? Man hat sich hier offenbar von dem äusseren Scheine der sprachlichen Thatsachen täuschen lassen und hiebei ganz übersehen, dass die hierauf begründete Annahme sich weder physiologisch rechtfertigen lässt, noch in der Sprachgeschichte eine Stütze findet. Treffend bemerkt Kräuter über den angeblichen aspirirenden Einfluss des s auf eine folgende Tenuis: [1]) „Ein aspirirender Einfluss des s auf folgende Tenuis ist physiologisch unerklärlich; auch unter dem von Ascoli angenommenen engen Anschluss des s an die Schlaglaute, welcher bewirkt, dass sich dieselben von dem Selbstlauter „ablösen" und Raum für einen Hauch lassen, kann ich mir schlechterdings nichts vorstellen; es ist unglaublich, dass man ohne irgend einen ersichtlichen Grund in den schweren Verbindungen sp, st, sk eine offenbare Steigerung habe eintreten lassen. Befragt man die Sprachgeschichte, so findet man zahlreiche sichere Beispiele dafür, dass s die p, t, k vor einer Aspiration oder Affrication geschützt hat, welche sonst überall eingetreten ist; ich erinnere nur daran, dass im Germanischen s eine folgende Tenuis immer vor der Verschiebung bewahrt hat; im Hochdeutschen wiederholt sich derselbe Vorgang (nur sk macht eine Ausnahme); im Neuhochdeutschen entsprechen den p, t, k der herkömmlichen Orthographie vor starkem (betontem) Selbstlauter stets Aspiraten oder Affricaten, ausser wenn ihnen ein zu demselben einfachen Wort gehöriges s vorhergeht: wir sagen phas (Pass), aber spas (Spass), — thál (Thal), aber stál (Stahl) u. s. w. (s. Kuhns Ztschr. 1872, XXI. 40 ff.); im Neugriechischen ist θ hinter Reibelauten immer zu t geworden und nicht in Φ übergegangen u. s. w. Dass in den späteren indischen Mundarten sp, st, sk zu pph, tth, kkh werden, beruht auf Umstellung, wie Ascoli auf Grund der eben daselbst regelmässig für sm, sn eintretenden mh, nh gezeigt hat."

Dazu kommt noch, dass übrigens Curtius selbst noch eine Reihe von Wörtern anführt, die die Aspirata haben, ohne dass eine jener Bedingungen vorhanden wäre, unter denen seiner Annahme zufolge die Aspiration von Tenues stattfinden soll. Ich nenne beispielsweise βλέφαρον (neben βλέπ-τω), die aspirirten activen Perfecta, z. B. πέπλεχ-α neben πλέκω u. s. w.

---

[1]) Kräuter, Zur Lautverschiebung 153.

Da also die von Curtius und anderen Gelehrten aufgestellte Erklärung der Aspiration der Tenuis im Griechischen nicht haltbar ist, so dürfte man vielleicht geneigt sein, eine andere Erklärung für diese Lauterscheinung zu suchen, um ja nur nicht die Grundannahme, die Tenuis sei der ursprüngliche, die Aspirata der histerogene Laut, aufgeben zu müssen. Man könnte vielleicht daran denken, in der Aspiration der Tenuis eine Spracherleichterung zu suchen. Diese Annahme müsste jedoch sofort zurückgewiesen werden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Aussprache der echten Aspirata — und eine solche ist bekanntlich die griechische Aspirata — mit einer grösseren Anstrengung verbunden ist, als die der einfachen Tenuis, da ja die erstere aus der betreffenden Tenuis und dem nachstürzenden Hauche besteht. Oder sollte vielleicht die Aspiration auf den Einfluss der vorhellenisch-semitischen, später arisirten Urbevölkerung Griechenlands zurückzuführen sein? Diese Annahme ist jedoch schon deshalb unwahrscheinlich, weil die semitischen Sprachen nicht nur aspirirte, sondern auch nicht aspirirte Tenues besitzen und es unbegreiflich wäre, warum der arisirte Semite die ihm geläufige Tenuis mit einer Aspirata vertauscht haben sollte. Dabei kommt noch ein anderes Moment in Betracht, um dessen willen ich früher einige solcher Fälle aufgezählt habe, wo das Sanskrit, beziehungsweise Zend mit dem Griechischen in Bezug auf die Aspiration der Tenuis übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung kann unmöglich auf Zufall beruhen. Beruht sie aber nicht auf Zufall, so kann sie nur aus jener Zeit stammen, wo die arischen Inder, Iranier und Hellenen noch ein Volk bildeten; eine ethnische Einheit aber bildeten jene Völker nur damals, als sie ihre skandinavische Heimat verlassen und in der norddeutschen Ebene ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten (s. S. 124). Hier aber hätte ihre Sprache nur beeinflusst werden können von Völkern der ugro-finnischen Gruppe, die vor Ankunft der Arier ganz Mitteleuropa innehatten. Die Sprachen dieser Völker aber kennen nicht die Aspiraten und so muss auch der Gedanke zurückgewiesen werden, als hätte zu dieser Zeit eine theilweise Aspiration der Tenues durch den Einfluss turanischer Elemente stattgefunden.

Aus diesen Darlegungen geht soviel hervor, dass es schlechterdings unmöglich ist, eine nur halbwegs befriedigende Erklärung der Tenues aspiratae im Sanskrit, Zend und Griechischen aufzustellen. Da liegt nun die Frage nahe, ob nicht vielleicht die ganze Grundannahme falsch ist, dass nämlich die einfache Tenuis der ursprüngliche und

die Aspirata der später entstandene Laut ist. Schon Kräuter hat diese Frage aufgeworfen. „Sind etwa," fragt er, „die Gründe für die Ursprünglichkeit der ungehauchten Tenues gegenüber den Tenuesaspiraten so entscheidend, dass man die Lauttheorie nicht zu befragen brauchte? Worauf stützt sich denn jene Annahme? Auf das Slavische, Litauische, Keltische, welche in vielen anderen Fällen nachweislich die Aspiration eingebüsst haben; auf das Germanische, in welchem alte Tenuesaspiraten nothwendig zur Zeit, wo die ursprünglich reinen Tenues aspirirt und affricirt wurden, mit diesen zusammenfallen mussten. Man verlangt also von dem Slavischen, Litauischen, Keltischen, Germanischen Auskunft über Dinge, in welchen diese Sprachen gar nichts entscheiden können!"

„Obgleich die meisten indogermanischen Idiome an Stelle der indischen und griechischen Aspiraten blosse Schlusslaute zeigen, hat man dennoch die bh, dh, gh als ursprünglicher anerkannt. Können nicht jene Sprachen sich unter dem Streben nach Bequemlichkeit ebenfalls der Tenuesaspiraten entledigt, namentlich die sph, sth, skh in sp, st, sk verwandelt haben?"

Ich bin nicht im Geringsten darüber im Zweifel, diese Frage mit ja zu beantworten; ja sogar ich gehe noch weiter und behaupte, dass die arische Grundsprache überhaupt die nicht aspirirten Tenues gar nicht besessen, sondern dass sie bloss die Tenues aspiratae gekannt habe. Zu dieser Annahme führt nicht allein die Thatsache, dass in einer Reihe von Fällen das Sanskrit, beziehungsweise Zend in Uebereinstimmung mit dem Griechischen die Tenuis aspirata erhalten haben, sondern auch und zwar in entscheidender Weise das Germanische, von dem Kräuter mit Unrecht sagt, dass es gar nichts entscheiden könne. Ist es doch die Sprache desjenigen arischen Volkes, das am längsten in der arischen Urheimat geblieben und am spätesten den Einfluss fremder Sprachweise erfahren hat. Nun besitzen noch gegenwärtig die meisten der heutigen germanischen Idiome nur Tenues aspiratae (kh, th, ph, ungenau durch k, t, p bezeichnet, s. S. 29) und wo sich reine Tenues finden, lässt sich jedesmal der Einfluss einer allophylen Volksschichte nachweisen. Dass heute in Süddeutschland und in der Schweiz sehr häufig reine Tenues gehört werden,[2]) hängt eben damit zusam-

[1]) Kräuter, a. a. O. 152.

[2]) Vgl. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache 120.

men, dass das turanische Element daselbst das numerische Uebergewicht über das germanische erlangt hat. Da die heutigen germanischen Völker (Schweden, Norweger, Dänen, Engländer, Holländer, Deutsche, besonders Norddeutsche) unter sämmtlichen arischen Völkern den berechtigsten Anspruch darauf erheben können, als die am wenigsten mit fremden Elementen vermischten Nachkommen der alten Arier angesehen zu werden, so erscheint es ganz begründet, ihre Lautgewohnheiten als altarische Lautgewohnheiten überhaupt zu betrachten und der gemeinsamen arischen Grundsprache den Besitz der reinen Tenues abzusprechen.

Wir können dies um so zuversichtlicher thun, als sich die Umgestaltung der Tenues aspiratae in reine Tenues überall dort, wo sie fast ausnahmslos vollzogen worden ist (im Lateinischen, Keltischen, Litauischen, Slavischen) sich sehr leicht und ungezwungen aus der Einwirkung des turanischen (ugro-finnischen) Bevölkerungselementes erklären lässt, deren Sprachen, wie schon erwähnt, die Aspiraten ganz fremd sind. Was war natürlicher, als dass die turanischen Elemente nach Annahme des Arischen die Laute desselben ihrer Sprachgewohnheit anpassten? Und in demselben Maasse, als die herrschende Classe der Arier numerisch zurückgieng, errang sich auch die Sprechweise des unterworfenen Volkes immer grössere Bedeutung, bis sie zuletzt ausschliessliche Geltung erlangte. So ist es gekommen, dass wir in diesen Sprachen überall eine ungehauchte Tenuis finden, wo das reine Arische eine Aspirata hatte. Ein interessanter Beleg für meine Annahme liegt auch in der Art, wie die ältere lateinische Volkssprache die griechischen Aspiraten wiedergibt. Wie noch heute der Slave und Romane, ebenso der Ungar, wenn sie deutsch sprechen lernen, die deutsche Aspirata in eine reine Tenuis umsetzen und deshalb z. B. das Wort Khönig als König aussprechen, so geschah es auch im Lateinischen, dass die griechischen Aspiraten regelmässig durch die betreffenden Tenues vertreten wurden. So wurde Φοῖνιξ zu Poino-s, Φιλήμων zu Pilemo, Νικήφορος zu Nicepor, πορφυρᾶ zu purpura u. s. w. [1]) Und was in historischer Zeit geschah, kann auch für die vorhistorische Zeit angenommen werden, und dies um so mehr, als ja das brachycephale (turanische) Element in Italien schon vor der Einwanderung der ersten (italischen) Arier daselbst ansässig war und von einer späteren turanischen Einwanderung nichts bekannt ist.

---

[1]) Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 416

Da die arischen Inder, Iranier und Hellenen, wie früher gezeigt worden, durch lange Zeit hindurch in Europa unter ugro-finnischen Völkern gelebt haben, bevor sie in ihre neue Heimat einwanderten, so war es unvermeidlich, dass die Sprechweise der letzteren gleichfalls ihren Einfluss übte auf die Sprache ihrer arischen Herren. Dieser Einfluss war es ja auch, der, wie in dem vorhergehenden Abschnitte nachgewiesen worden, die Verwandlung des ursprünglichen k-Lautes in einen Sibilanten in einer Reihe litauisch-slavisch-iranisch-indischer Wörter bewirkt hat. Und dieser Einfluss ist es auch, auf den wir die Verwandlung der ursprünglichen Tenues aspiratae in ungehauchte Tenues im Sanskrit, Zend und Griechischen zurückführen müssen. So ist es gekommen, dass ein und dieselbe Wurzel in ein und derselben Sprache bald die Tenuis aspirata, bald die reine Tenuis aufweist und dass die drei erwähnten Sprachen in dieser Richtung bald übereinstimmen, bald auseinandergehen. Erwähnenswert ist noch, dass häufig die so entstandenen Doppelformen zur Bedeutungsdiffirenzirung benutzt wurden.

Doch nicht allein im Indischen, Iranischen und Griechischen hat sich in zahlreichen Fällen die ursprüngliche Aspirata erhalten. Auch andere arische Sprachen zeigen dieselbe, wenn auch vielfach nur in ihrer späteren Umwandlung als Spirans, zu der ja auch bekanntlich die griechische Aspirata in späterer Zeit geworden ist. So erscheint im Umbrischen h vor t für ursprüngliches kh, z. B. rehte = lat. recte, ebenso im Oskischen, z. B. Ohtavis = lat. Octavius, saahtüm = sanctum [1]). Mit Scherer [2]) nehme ich an, dass lat. uter, ubi aus ˣhuter, ˣhubi entstanden sind und führe diese Formen auf ˣkhuter, ˣkhubi zurück. Im Altirischen hat sich die Aspirata, beziehungsweise Spirans erhalten zwischen Vocalen, z. B. cath (Kampf), gall. catu (z. B. in catu-riges Kampfmächtige), ech = lat. equos, ursprünglich ˣakhvas, deich = Grundform ˣdakhan, máthir = lat. mâter (griech. μήτηρ) = Grundform ˣmâthar, dann vor t, z. B. nocht = noct (Nacht) = Grundform nakht, ˣocht = lat. octo. [3]) Aspirirte Tenuis findet sich ferner im Ossetischen und zwar im Anlaute: f, th, kh. Die beiden letzteren Laute sind

---

[1]) Schleicher, Comp. 268, 270.

[2]) Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache 166.

[3]) Schleicher, a. a. O. 273, 280.

[4]) Bopp, Vergl. Grammatik. 2. Aufl. I. 120.

nach Rosens Beschreibung wirkliche Aspiratae, während ursprüngliches ph zu f geworden ist. Im Armenischen hat sich dagegen dieses ph in einigen Fällen noch unverändert erhalten, z. B. phéru vorm Jahre, oss. fâre, fâron, pers. pâr, sanskr. parút, griech. πέρυτι, πέρυσι, mhd. vert, vere, vernet, lit. pernay; phur Feuer, griech. πῦρ, umbr. pir, osk. pur, ahd. fiur; phétur Feder = ahd. fedara, zend. ptara, griech. πτερόν. Ebenso begegnet uns im Armenischen das Flexionssuffix kh, wo andere Sprachen k haben. In zahlreichen Fällen ist von ph der erste Theil des Doppelconsonanten ganz weggefallen und nur der Hauchlaut übrig geblieben, z. B. hhajr, jetzt gewöhnlich hêr (altir. athair (Grundform *phathar) hat auch den Hauchlaut verloren, vgl. das lat. uter, ubi), hhéri-wn,-un Ahle, griech. περόνη.[1])

Der schlagendste Beweis für die Richtigkeit der Annahme, dass das Altarische nur Tenues aspiratae gekannt habe, liegt jedoch im Germanischen, insofern die germanischen Spiranten h, th, f die Aspiratae kh, th (wohl zu unterscheiden von der Spirans th) und ph zur nothwendigen Voraussetzung haben und es ganz unbegründet ist anzunehmen, die vorauszusetzenden Aspiratae hätten sich erst im Germanischen aus ursprünglichen Tenues entwickelt.

Dabei ist es allerdings sehr auffallend, dass im Germanischen überhaupt ein solcher Lautwechsel (sog. Lautverschiebung) eingetreten ist. Und nicht allein die Aspiratae wurden in Spiranten verwandelt; auch die Mediae (g, d, b) und Mediae aspiratae (gh, dh, bh) wurden verschoben, erstere zu k, t, p, letztere zu g, d, b. Wenn überhaupt bei einem arischen Volke, so sollte man gerade bei den alten Germanen den unveränderten Fortbestand des altarischen Consonantismus erwarten. Thatsächlich hat man auch diesen Umstand benützt, um die Hypothese, die unvermischten Germanen seien die directen physischen Nachkommen der alten Arier, zu bekämpfen zu Gunsten jener andern Hypothese, die in den dunklen Völkern Asiens und Europa's echte Arier erkennen zu müssen glaubt. Es war der bekannte französische Sprachforscher Chavée, der in einer Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft bei der Discussion über einen von H. Martin über die Kelten gehaltenen Vortrag folgende Behauptung aufstellte:[2]) „Il arrive fatalement que les gens qui ont fait antièrieurement usage

[1]) Diefenbach, Völkerkunde Osteuropa's. II. 348.

[2]) Bull. de la Société d'anthropologie de Paris. 2. ser. IX. 621.

d'une autre langue ne s'assimilent que difficilement et très-mal une langue imposée et d'un autre génie que leur langue primitive. C'est ainsi que toutes les langues du rameau germanique sont des formes gâtées et altérées de la belle forme aryenne. Si les populations germaines avaient été aryennes, elles ne seraient jamais parvenues à altérer la langue aryenne comme elles l'ont fait."

Diesem Einwand kommt nicht die Bedeutung zu, die ihm von Chavée beigelegt wird. Denn auch die Sprachen jener dunklen Völker, die nach seiner Annahme echte Arier sein sollen, zeigen in ihrem Lautbestande wie in ihrem Formensystem ebenso bedeutende Veränderungen wie die germanischen. Ja sogar eine Vergleichung der gegenwärtig gesprochenen Sprachen dieser Völker (der modernen indischen und iranischen Idiome, der romanischen und neuslavischen Sprachen) mit dem Schwedisch-Norwegischen, das hier zunächst in Betracht kommt, führt zu dem Ergebnis, dass letzteres sich nicht soweit von den Lauten und Formen der arischen Grundsprache entfernt hat, als dies in Bezug auf die erstgenannten Sprachen der Fall ist. Im Uebrigen verweise ich auf meine Ausführungen über diesen Punkt auf S. 147.

Ich trage kein Bedenken, die Ursachen der deutschen Lautverschiebung — diese hatte Chavée offenbar zunächst im Auge — da zu suchen, wo nach meiner Ansicht die Ursachen der meisten Lautveränderungen im Bereiche der arischen Sprachen zu suchen sind, in dem Einflusse der allophylen Volksschichten, die überall dort arisirt wurden, wo die Arier das herrschende Element waren. Man wende nicht ein, dass, als die Arier in Skandinavien einwanderten, sie daselbst keine ältere Bevölkerung vorfanden, wie S. 69 dargelegt worden ist. Dass aber eine solche in späterer Zeit daselbst gelebt hat, dafür liefern die Schädelfunde in alten Gräbern (vgl. S. 70) und die Edda (vgl. S. 22) vollgiltige Beweise. Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, dass dieses allophyle Bevölkerungselement der turanischen Race und zwar der finnisch-lappischen Völker-Gruppe angehört hat. Diese Finnen und Lappen mochten zumeist als Kriegsgefangene und geraubte Sclaven ins Land gekommen sein. Dass ihre Zahl nicht klein gewesen sein kann, geht daraus hervor, dass sie einen eigenen Stand, nämlich den Stand der Unfreien (ags. thraelas) bildeten. Ihnen oblag die Besorgung der knechtischen Arbeiten. Wie noch der heutige

Typus der Schweden und Norweger (wenigstens im südlichen und mittleren Theile des Landes, gegen Norden erscheint er gemischt) zeigt, kamen Vermischungen zwischen dem turanischen und arischen Elemente jedenfalls nur sehr selten vor, was uns in Anbetracht des grossen socialen Abstandes nicht auffallend erscheinen darf. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass das turanische Element einen gewissen Einfluss auf die Gestaltung der Sprache ihrer arischen Herren ausüben konnte. Das Zusammenleben der Kinder,[1]) der tägliche Verkehr zwischen Herr und Diener konnte unmöglich im Laufe der Jahrhunderte ohne Wirkung bleiben.

Bei dieser Annahme erklärt sich die deutsche Lautverschiebung in der allereinfachsten Weise. Es ist bekannt, dass die ugrisch-finnischen Idiome weder die aspirirte Media noch die aspirirte Tenuis besitzen. Die nicht aspirirte Media begegnet uns zwar daselbst, allein man glaubt mit Recht, dass sie der Sprache ursprünglich fremd gewesen sei und frühere Tenuis ersetze.[2]) Kann es uns da Wunder nehmen, dass unter dem Einflusse des finnisch-lappischen Elementes die arische Media (g, d, b) zur Tenuis (k, t, p) wurde? Beobachten wir doch, dass demselben Lautwechsel deutsche Lehnwörter auch im Ungarischen unterliegen, z. B. pintér (Küfer, österr. Binder), pék (Bäcker, österr. Beck), pléh (Blech).[3]) Einen ähnlichen Lautwechsel zeigen die deutschen Lehnwörter in den romanischen und slavischen Sprachen,[4]) was bei der ethnologischen Zusammensetzung der Romanen und Slaven nicht auffallend ist. Es kann uns ferner nicht Wunder nehmen, dass die arische Media aspirata (gh, dh, bh) unter demselben Einflusse zur reinen Media (g, d, b) wurde. Diese reine Media konnte um so leichter in die Sprache der eigentlichen Arier sich Eingang

---

[1]) Tacitus, Germ. 20: „Dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec aetas separet ingenuos, virtus agnoscat."

[2]) Hovelacque, La linguistique 122; Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. 2, 161 und 189. Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen 24 sagt hierüber: „Von Mutis kommen im Anlaute ursprünglich nur k, t, p vor und ein Finne kann nur mit der grössten Schwierigkeit die Auffassung und Aussprache der Mediae g, d, b lernen."

[3]) Bloch, Ungar. Grammatik 12.

[4]) Die näheren Nachweise bei Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache 140.

verschaffen, als sie ihnen ohnedies geläufig war und ihre Aussprache verglichen mit der der aspirirten Media weniger Anstrengung erforderte.

Was die Tenues aspiratae (kh, th, ph) anlangt, so ist die zunächst zu erwartende Substitution dieser Laute durch die reinen Tenues (k, t, p) nur vereinzelt eingetreten, was sich einfach daraus erklärt, weil die reine Tenuis ein dem arischen Consonantensystem durchaus fremder Laut ist und sich also ihrer Einverleibung natürliche Schwierigkeiten entgegenstellten. In den Fällen aber, wo die ungehauchten Tenues Aufnahme gefunden, so in den Verbindungen sk, st, sp für ursprünglich skh, sth, sph, siegte, wohl nach langem Schwanken, die finnische Aussprache, weil es letzterer gerade in diesem Falle unmöglich war, sich diese Lautverbindungen in anderer Weise zu assimiliren. „Auffallend ist," sagt Kellgren,[1]) „(im Finnischen) die Festigkeit der Lautverbindungen des s mit k, t, p und des t mit k; diese Laute sind so zusammengewachsen, dass k, t, p in diesen Fällen im Anlaute der Endsilbe des Stammes gewöhnlich nicht einmal den sonst ausnahmslosen Gesetzen der Erweichung unterliegen."[2])

In allen anderen Fällen, wo die arische Tenuis aspirata scheinbar zur Tenuis geworden, liegt wohl nur eine Ungenauigkeit in der Schreibung vor, wie ja auch im Neuhochdeutschen in den meisten Fällen die Tenuis aspirata durch das Zeichen für die einfache Tenuis wiedergegeben wird. Das finnisch-lappische Element mochte allerdings die reine Tenuis gesprochen haben, wie ja auch in vielen Gegenden

---

[1]) Kellgren, Die Grundzüge der finnischen Sprache. Berlin 1847, S. 42.

[2]) Die Verschmelzung dieser Consonanten gleichsam zu einem Laute ist eine Folge der Abneigung der Finnen gegen alle Consonantenverbindungen. „Im Inlaut," sagt Thomsen (Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen 25), „gilt das Gesetz, dass kein echt finnisches Wort mit mehr als einem Consonanten beginnen kann, ja die Aussprache mehrerer ist für ein finnisches Organ wo nicht unmöglich, so doch mit einer für uns auffallenden Schwierigkeit verbunden." In Folge des finnischen Einflusses gieng vielfach in den arischen Sprachen von zwei Consonanten im Anlaute der erste verloren, während im Inlaute bisweilen zwischen denselben ein Vocal eingeschoben wurde. Dies ist die einfache Erklärung der bekannten Erscheinung der Svarabhakti (S. 43). Im Magyarischen kommt diese Erscheinung auch im Anlaute vor, z. B. slav. bratŭ Bruder = barát, kralĭ König = király u. s. w. Vgl. Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. 2, 198. Beispiele für die Einschiebung eines Vocales in der Mitte des Wortes gibt Riedl, Ungar. Grammatik 9. So lauten die altungarischen Wörter dolg Sache, hatalm Macht heute dolog, hatalom.

Süddeutschlands unter dem Einflusse desselben Elementes k, t, p gesprochen wird, während der Norddeutsche nur kh, th, ph spricht. Doch wird diese Aussprache keineswegs in die echtarischen Kreise gedrungen sein. Grassmann hat mehrere (12) dieser Fälle zusammengestellt,[1]) von denen ich beispielshalber nur zwei anführen will: ags. und altfries. mêt-an, mêt-a, engl. meet begegnen, wovon ags. und altnord. môt Begegnung, Zusammenkunft, woraus wieder goth. ga-môt-jan, altnord. moeta, alts. motian begegnen; das t geht, wie das sanskr. mêth, mêth-ê zeigt, auf th zurück und wird auch im arischen Munde th gesprochen worden sein. Dasselbe gilt von dem k in dem ags. macjan machen, eigentlich zusammenfügen, altnord. maki, ags. gemaca, gemecëa Genosse, wie deutlich zeigt das griech. μῆχ-ος, jon. μῆκ-ος Hilfsmittel, μηχανή Werkzeug, Maschine, μηχανάω künstlich verfertigen.

In der Regel wurde jedoch kh zu h, th zu th (Þ), ph zu f. Der Uebergang von kh zu h und ph zu f ist wohl in der Weise zu erklären, dass man annimmt, die Aspiraten seien zunächst in die Affricaten kχ, pf verwandelt worden. Aus kχ und pf konnten leicht entweder durch Assimilation des k zu χ und p zu f und spätere Vereinfachung der so entstandenen Doppelspiranten oder durch Abfall der anlautenden Tenues und Verflüchtigung des χ zu h die einfachen Spiranten h und f werden. Hingegen setzt die Spirans th Mouillirung des zunächst zu t gewordenen th voraus, also tj (vgl. S. 144); indem dann j zu s wurde und dieses s mit dem t zu einem Laute verschmolz, entstand die tonlose Spirans th.

Aus diesen tonlosen Spiranten h (χ), th, f wurden in dem einen Idiom früher, in dem anderen später tönende Spiranten und aus diesen wiederum entwickelten sich hie und da Mediae. Es war dies insbesondere bei der dentalen Spirans der Fall. Ein ähnlicher Entwickelungsgang ist auch in den italischen Dialecten zu beobachten.[3]) Schon das Gothische zeigt uns Fälle, wo der altarischen Tenuis aspirata eine Media entspricht, z. B. fadar (Grundform ˣphathar), während das gleich-

[1]) Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. XII. 106.

[2]) Heinzel, Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache. Paderborn 1874, S. 147, 152 nimmt Mouillirung für alle drei Consonanten (k, t, p) an. Darnach hätte der Process der Lautverschiebung mit kj, tj, pj angehoben.

[3]) Ascoli, Vergleichende Lautlehre des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen 143.

gebildete brô-thar (Bruder) noch die tonlose Spirans aufweist. Angelsächsisches broðor zeigt die tönende Spirans, holländ. broeder hingegen die Media als weitere und letzte Lautentwickelung. Ebenso erklärt sich goth. g und b für altarisches kh und ph, z. B. tager (Zähre), griech. δάκρυ, lat. lacrima für dacruma, sibun (sieben), sanskr. sap-tan, lat. septem, griech. ἑπτά.

Es ist übrigens beachtenswert, dass auch innerhalb der ugro-finnischen Sprachen die Verschiebung der ursprünglichen Tenues (k, t, p) zu Spiranten (χ, h, s, z, f, v) sich nachweisen lässt. So entspricht z. B. finn. kunta Sammlung wog. χont Familie, magy. had (Acc. hada-t); finn. koto, koti Behausung ostj. kôt, χât Zelt, magy. ház Haus; lapp. käta, kät, ostj. kêt, wog. kât Hand finn. käsi (käte-), magy. kéz (Acc. keze-t); tscherm. vüt, wog. vit, mordw. ved finn. vesi (vete-), magy. víz (Acc. vize-t) Wasser; finn. puole Mitte, lapp. pele, wog. pâl, pal Hälfte, Seite, wotj. pal Seite, Gegend, wog. pälä halb magy. fal (Acc. fala-t) Wand, fél (Acc. fele-t) Mitte; mordw. šapama, šapam sauer, finn. happame, tscherm. šopo Sauerteig magy. savó Molke, Käsewasser, savanyó sauer [1]). Bei der Beurtheilung dieses Lautwechsels, der, soweit er die Tenues k und p betrifft, schwer zu erklären wäre, kommt zunächst in Betracht, dass ein Theil der hier in Betracht kommenden Wörter unzweifelhaft arischen Ursprunges ist und von anderen dieser Ursprung sehr wahrscheinlich erscheint. So begreift man leicht, wie ursprüngliches kh und ph einerseits zu k und p, anderseits zu χ und f, v werden konnte.[2]) Hingegen konnte sich die Tenuis t auf die oben (S. 168) angegebene Weise durch die Wirkung des parasitischen j auch in rein ugro-finnischen Wörtern zu s, z entwickeln.

Könnte überhaupt noch ein Zweifel bestehen, dass die Ursache der deutschen Lautverschiebung in dem Einflusse des turanischen Elementes zu suchen sei, so wird derselbe sofort zerstreut, wenn man die Untersuchung auch auf die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung ausdehnt. Bekanntlich wiederholten sich bei derselben, zum grössten Theile wenigstens, dieselben lautlichen Vorgänge, die sich das erstemal bei der sog. germanischen Lautverschiebung abgespielt

[1]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. II. 2, 193.

[2]) Der Einfluss des Arischen auf den Lautcharakter der ugro-finnischen Sprachen lässt sich auch sonst nicht verkennen. So sind die Mediae (g, d, b), die sich in einzelnen Sprachen, besonders im Ungarischen, vollständig entwickelt haben, unzweifelhaft arischen Ursprungs.

hatten. Aus germ. kh, th, ph (bezeichnet durch k, t, p, doch als reine Tenues wohl nur im finnischen Munde gesprochen) wurde ch (h), z[1]), f (ph), aus germ. g, d, b wurde k, t, p, aus germ. th (Spirans) d, während germ. h und f unverändert blieben.

Wie S. 101 des Nähern dargelegt worden ist, liegen die ethnologischen Verhältnisse Süddeutschlands und der Schweiz heutzutage so, dass das turanische Element daselbst weit stärker vertreten ist als das germanische und dass in Folge dessen die Bevölkerung des deutschen Südens einen ausgesprochenen Gegensatz bildet zu der Bevölkerung Norddeutschlands, beziehungsweise Skandinaviens und der demselben zunächst gelegenen germanischen Länder, wo sich das arisch-germanische Element bis in die Gegenwart ziemlich rein erhalten hat. Aber auch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, in welche die Anfänge der hochdeutschen Lautverschiebung fallen, musste das turanische Element im Süden stärker vertreten sein als im Norden. Für diese Annahme spricht ausser den gegenwärtigen Lagerungsverhältnissen der Umstand, dass die Invasion germanischer Stämme vom Norden her erfolgte. Eine natürliche Folge hievon war, dass sich das im nördlichen und mittleren Deutschland zunächst bedrohte turanische Element nach dem Süden zurückzog, um in dessen Bergen Schutz vor dem vordringenden Feinde zu suchen.

So erklärt es sich, dass die zweite deutsche Lautverschiebung im Süden ihren Anfang nahm und sich erst allmählig nach dem Norden verpflanzte. „Die Bewegung," sagt Arnold[1]) von dieser zweiten Lautverschiebung, „nimmt den umgekehrten Gang wie die politische. Sie schreitet nicht wie die letztere vom Norden nach Süden, sondern von Süden nach Norden vor und ergreift auf diesem Weg successiv alle Stämme bis zur Grenze der nieder- oder plattdeutschen Dialecte."

Das turanische Element konnte umso leichter Einfluss auf die Sprachgestaltung gewinnen, als durch den Sieg des Christenthums und das System des Feudalismus der social-politische Gegensatz zwischen dem erobernden und dem unterworfenen Bevölkerungselemente sich immer

[1]) Aus ursprünglichem th wurde zunächst tj, hieraus ts; aus diesem ts entwickelte sich einerseits z, anderseits durch Assimilation ss (ʒ); vgl. mhd. diz, ditze, diʒ mit goth. thata.

[2]) Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1881, S. 225.

mehr und mehr abschwächte. Nichts zeigt dies so deutlich, als die Thatsache, dass schon vom 9. Jahrhundert an die rein germanische Schädelform in den Gräbern Süddeutschlands sich nicht mehr findet, ein Beweis, dass sich allmählig um diese Zeit die germanischen Eroberer mit dem unterworfenen brachycephalen Elemente zu vermischen begannen.[1]) Doch schon früher konnte das letztere Einfluss auf die Sprache gewinnen, wenn man bedenkt, dass die Aufnahme in die Klöster jedem ohne Unterschied der Abkunft möglich war und dass von diesen Klöstern aus das ganze geistige Leben der damaligen Zeit beherrscht wurde.

Die hochdeutsche Lautverschiebung ist bekanntlich nicht vollständig durchgedrungen. Am vollständigsten erscheint sie durchgeführt in der Sprache der Alemannen und Bajuvaren, also in der Sprache derjenigen deutschen Stämme, die am weitesten nach Süden vorgedrungen waren, wo eben das turanische Element am stärksten vertreten war und noch gegenwärtig vertreten ist. Wo das letztere weniger stark war, hat sich der Consonantismus wenigstens theilweise auf der Stufe der ersten Lautverschiebung erhalten (Mitteldeutschland).

Schon aus diesen Darlegungen ersehen wir, dass sich der grösste Theil der lautlichen Umgestaltungen im Bereiche der arischen Sprachen, sowohl der alten wie der neuen, ganz einfach aus den Lautgewohnheiten der allophylen Bevölkerungselemente erklären lässt, dass sich also auch in dieser Richtung der Racencharakter als etwas Unabänderliches darstellt. Es ist durchaus kein Zufall, dass in allen jenen arischen und nichtarischen Sprachen Mittel- und Osteuropa's, die von vorwiegend brachycephalen Völkern gesprochen werden, sich gewisse Lauterscheinungen nachweisen lassen, die den Sprachen derjenigen Völker fremd sind, bei denen sich noch mehr weniger rein der altarische Typus erhalten hat. Gleiche Ursachen mussten eben die gleichen Wirkungen zur Folge haben[2]) und wo diese Ursachen nicht wirksam waren, konn-

---

[1]) H. von Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen 30.

[2]) So erklärt sich aus der anthropologischen Zusammengehörigkeit der Norditaliener und der benachbarten Franzosen die auffallende Erscheinung, dass die norditalienischen Dialecte vielfach mit dem Französischen übereinstimmen und dass dieselben den benachbarten Dialecten Frankreichs näher stehen als der Mundart von Toscana, die bekanntlich der italienischen Schriftsprache zu Grunde liegt. Ebenso erklärt sich aus der anthropologischen Zusammengehörigkeit der Sarden und Spanier,

ten auch die Wirkungen nicht zum Vorschein kommen. Soviel ergibt sich aber hieraus mit Nothwendigkeit, dass jede lautliche Untersuchung, wenn sie richtig geführt werden soll, auszugehen hat von der Ethnologie, insofern sie Auskunft gibt über die anthropologische Zusammensetzung desjenigen Volkes, dessen Sprache eben zum Gegenstande der Untersuchung gemacht werden soll.

---

dass das Sardinische, wie schon S. 96 hervorgehoben wurde, dem Spanischen in lautlicher Hinsicht näher steht als dem Italienischen. Unter denselben Gesichtspunkt fällt auch die bekannte Thatsache, dass das Französische von Süddeutschen richtiger und leichter ausgesprochen wird, als von Norddeutschen, eine Thatsache, die man fälschlich mit der Methodik des Unterrichtes in Zusammenhang gebracht hat.

SIEBENTER ABSCHNITT.

Morphologischer Charakter der arischen Grundsprache.

Die arischen wie die semitischen Sprachen gelten bekanntlich als flexivische Sprachen und stehen als solche im Gegensatz zu allen übrigen Sprachen des Erdballs, die entweder wie das Chinesische und die hinterindischen Sprachen isolirend oder wie z. B. die zahlreichen Sprachen der ural-altaischen Sprach- und Völkergruppe agglutinirend sind. Es ist kein Zufall, dass der morphologische Charakter gerade der arischen und semitischen Sprachen mit einander übereinstimmt; ist es doch gerade die arische und semitische Race, die anthropologisch einander am nächsten stehen, sich also jedenfalls von einander am spätesten differencirt haben. Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, dass dieser Uebereinstimmung im morphologischen Charakter, der keine Uebereinstimmung im Sprachstoffe zur Seite steht, eine gewisse Gleichheit in der Organisation des Gehirnes bei beiden Racen zu Grunde liegt. [1]) Wir können diese Annahme um so zuversichtlicher machen, als sie ja auch auf den andern Gebieten des geistigen Lebens auffallende Uebereinstimmungen zeigen.

Es drängt sich sofort die Frage auf, ob nicht der flexivische Charakter des Arischen durch den Einfluss des arisirten turanischen Elementes in Europa, des semitischen und dravidischen in Asien geradeso umgestaltet worden ist, wie wir dies in Bezug auf den phonologischen Charakter soeben nachgewiesen haben. Gehört der Sprachtypus zum Racencharakter, so ist er als solcher unabänderlich und es

[1]) Topinard (L'anthropologie 438) kommt gleichfalls zu dem Schlusse, „que le type du langage est indépendant de la volonté de l'homme et le produit fatal de son organisation cérébrale." Vgl. hiemit noch Bastians S. 12 citirte Bemerkung.

lässt sich daher im Vorhinein erwarten, dass solche morphologische Umgestaltungen wirklich und zwar in einem um so grösseren Umfange stattgefunden haben, als das nichtarische allophyle Element numerisch stärker und in Folge dessen sein Einfluss auf die Gestaltung der Sprache grösser wurde.

Diese Erwartungen werden durch die Thatsachen der Sprachgeschichte vollständig bestätigt. Um jedoch dieselben in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen, ist es nothwendig, dass wir zuvor den Begriff der Flexion feststellen, den Ursprung und das Wesen derselben ergründen, zumal gerade über diesen Punkt unter den Sprachforschern die weitgehendsten Meinungsverschiedenheiten bestehen und eine Einigung bisher nicht erzielt worden ist. Um am sichersten zum Ziele zu kommen, halte ich es für das Gerathenste die Frage in ihrem historischen Verlaufe zu verfolgen, wenn ich auch nicht die Absicht habe, eine erschöpfende Darstellung aller bisher aufgestellten Theorien über den Ursprung der Flexion zu geben, so instructiv eine solche auch wäre für das tiefere Verständnis der geschichtlichen Entwicklung der arischen Sprachwissenschaft.

Auszugehen haben wir von Fr. Schlegel, der in seinem berühmten Buche: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier", ohne in die eigentliche Formenanalyse einzugehen, eine Definition der Flexion aufgestellt hat, die in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, nicht ohne Einfluss auf die spätere Forschung geblieben ist. Ihm ist Flexion nichts anderes als innere Modification der Wurzel (S. 33, 35, 41, 45); als solche ist sie der vollständige Gegensatz zur Agglutination, welche die grammatischen Beziehungen durch Affixe anzeigt. „Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellautes angezeigt, durch Flexion; oder aber jedes. mal durch ein eigenes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnisbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprachen. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jeder der beiden Gattungen, daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Wurzeln unermessliche und

[1]) Fr. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg 1808.

unbestimmbare Gebiet der Sprache umfasst und völlig erschöpft." (S. 45.) Die Ansicht, als ob die Endungen der flexivischen Formen durch Anfügung vorher bedeutsamer Wörter entstanden seien, wird mit aller Entschiedenheit verworfen. „Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssilben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hilfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hilfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sich's auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit und man muss zugeben, dass die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellautes in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloss mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt" (S. 41.) Dieser Auffassung zufolge sind also alle formalen Elemente der Sprache durch einen eigenthümlichen Process aus dem Körper der Wurzeln, wie die Zweige eines Baumes aus dem Stamme herausgewachsen. Man hat vielfach über diese Theorie gespottet und es unbegreiflich gefunden, wie ein so geistvoller Mann wie Fr. Schlegel dieselbe habe aufstellen können. Aber so sonderbar diese Theorie als solche auch ist, so leicht begreift man, wie Schlegel dazu kommen konnte, sie aufzustellen. Derselbe war offenbar von Formen ausgegangen, bei denen die innere Modification der Wurzel als Träger einer grammatischen Nebenbedeutung erscheint (z. B. ἔλειπον und ἔλιπον) und es wäre ihm als ein innerer Widerspruch erschienen, hätte er für die grammatischen Endungen ein anderes Erklärungsprincip als für diese Formen aufgestellt. Sagt er doch selbst S. 35: „Das Wesentliche ist die Gleichheit des Princips." Und so ist seine Theorie hervorgegangen aus dem Bestreben, für die Erklärung aller flexivischen Formen ein einheitliches Princip zu gewinnen und nicht etwa durch Annahme von Affix-Bildungen den Begriff der Flexion in sich selbst zu verfälschen. Diesem Bestreben leistete auch die bildliche Bezeichnung untheilbarer Lautcomplexe als Wurzeln erwünschten Vorschub und so entstand aus einem rein

logischen Raisonnement einerseits und einer bei einem Romantiker durchaus nicht auffallenden Wortspielerei andererseits die erwähnte Theorie, als deren einzigen, allerdings hochzustellenden Vorzug wir die Einheit des Princips anerkennen müssen.

Zu erwähnen ist noch, dass sich die bekannte Dreitheilung der Sprachen in isolirende, affigirende (agglutinirende) und flexivische schon bei Fr. Schlegel findet. Die beiden ersten Sprachtypen, von denen der erstere als Vorstufe zu dem zweiten zu betrachten sei, bilden die eine Hauptgattung der Sprachen, die zu der zweiten Hauptgattung (den flexivischen Sprachen) im ganz entschiedenen Gegensatz stehe. (S. 44.) Dieselbe Eintheilung acceptirte auch sein Bruder A. W. Schlegel: „Les langues," heisst es bei letzterem [1]), „se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes et les langues à inflexions." Von letzteren sagt er, dass sie Silben anwenden, „qui considérées séparément, n'ont point de signification." „On pourrait les appeler les langues organiques, parce qu'elles renferment un principe vivant de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde." Innerhalb der dritten Classe macht er jedoch eine Unterabtheilung: „Les langues à inflexion se subdivisent an deux genres, que j'appelerai les langues synthétiques et les langues analytiques." Letztere bedienen sich der Hilfswörter (des Artikels, der Personalpronominen, der Hilfszeitwörter, der Präpositionen, der Adverbien beim Comparativ und Superlativ), wo die flexivischen Sprachen dieser Mittel der Umschreibung sich enthalten. Können aber solche analytische Sprachen, wie es die romanischen Sprachen und das Englische sind, noch als flexivische angesehen werden? Zeigen sie nicht alle charakteristischen Merkmale des zweiten Sprachtypus, von dem Schlegel selbst sagt: „Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les idées accessoires et les rapports en s'attachant à d'autres mots, mais que pris isolément, ils renferment encore un sens complet."

Den ersten eigentlichen Versuch, „den Grund und Ursprung der grammatischen Formen derjenigen Sprachen zu erklären, die mit dem Sanskrit in engster Verwandtschaft stehen," machte Bopp in

[1]) A. W. Schlegel, Observations sur la langue et la littérature Provençales. Paris 1818, p. 14.

seinem „Conjugationssystem der Sanskritsprache". [1]) Diese epochemachende Arbeit zerfällt in fünf Capitel und einen Anhang. Das erste Capitel (S. 3—11) handelt — was wohl zu beachten ist — „über Zeitwörter im Allgemeinen." Was Bopp über diese vorbringt, ist nichts anderes als eine Verbindung der seiner Zeit allgemein geltenden Ansichten und der soeben dargelegten Fr. Schlegel'schen Theorie, ohne dass jedoch des Namens Schlegels oder irgend eines andern Grammatikers Erwähnung geschieht. „Unter Zeitwort oder Verbum im engsten Sinn ist derjenige Redetheil zu verstehen, welcher die Verbindung eines Gegenstandes mit einer Eigenschaft und deren Verhältnisse zu einander ausdrückt. Das Verbum, nach dieser Bestimmung, hat für sich gar keine reelle Bedeutung, sondern ist bloss das grammatische Band zwischen Subject und Prädicat, durch dessen innere Veränderung und Gestaltung jene wechselseitigen Verhältnisse angedeutet werden. Es gibt unter diesem Begriff nur ein einziges Verbum, nämlich das sogenannte Verbum abstractum, Sein, esse (S. 3). Und S. 6 heisst es weiter: „Die Verbindung des Subjects mit seinem Prädicate wird nicht immer durch einen besondern Redetheil ausgedrückt, sondern verschwiegen und die Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung werden durch die innere Veränderung und Umbiegung des das Attribut ausdrückenden Wortes selbst angezeigt. Die auf solche Weise gebeugten Adjective machen das Gebiet der Zeitwörter im gewöhnlichen Sinne aus." „Unter allen uns bekannten Sprachen zeigt sich die geheiligte Sprache der Indier als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsilbe auszudrücken. Aber ungeachtet dieser bewunderungswürdigen Biegsamkeit gefällt ihr zuweilen, der Wurzel das Verbum abstractum einzuverleiben, wobei sich sodann die Stammsilbe und das einverleibte Verbum abstractum in die grammatischen Functionen des Zeitwortes theilen." [2])

---

[1]) Bopp, Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Frankfurt 1816.

[2]) Trotzdem schon Lassen (Ind. Bibl. III. 78.) die Unhaltbarkeit der Annahme, dass das so häufig wiederkehrende s auf das Verbum substantivum as zurückgehe, erkannt hat, dieselbe doch eigentlich nur in der alten logischen Grammatik wurzelt und sie auch durch die Analyse der arischen Verbalformen

Wir sehen also hieraus, dass Bopp zunächst unter dem Einflusse der grammatisch-logischen Anschauungen seiner Zeit das von Schlegel aufgestellte Princip der Einheitlichkeit der Flexion aufgab, indem er die Behauptung aufstellte, dass grammatische Formen auch durch Zusammensetzung entstanden sein könnten. Es war dies ein für die spätere Entwicklung der arischen Sprachwissenschaft folgenschwerer Schritt. Doch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, dass nur die grammatischen Theorien seiner Zeit ihn zur Annahme zusammengesetzter Formen geführt haben. Im vielleicht noch höheren Grade als diese war es die Formenanalyse selbst, die ihn immer weiter von der Schlegel'schen Theorie ablenkte, bis er sie endlich ganz fallen liess und alle Formen nur auf Grund der Zusammensetzungs- oder Agglutinationstheorie zu erklären unternahm. Es ist von hohem Interesse und sehr lehrreich diesen Umwandlungsprocess in seinen verschiedenen Stadien zu verfolgen. Deutlich sprechen schon in dieser Hinsicht die Eingangsworte des zweiten Capitels: „Wir gehen hier die Tempora der indischen Zeitwörter der Reihe nach durch, wie sie in den Sanskrit-Grammatiken auf einander folgen, wobei wir mit möglichster Kürze und Gedrängtheit den Grund jeder Formänderung angeben und die Art schildern werden, wie jeder Modification der Bedeutung eine eigene Modification des Wortes entspreche. Es wird hiedurch von selbst klar werden, dass manche tempora für zusammengesetzt erklärt werden müssen. Da ich mich aber in meinen Behauptungen nie auf fremde Autorität stützen kann, indem bisher noch nichts über den Ursprung der grammatischen Formen geschrieben worden, so muss ich sie mit triftigen Beweisen belegen.“ Mit Schlegel's Theorie stimmt es auch durchaus nicht überein, wenn gesagt wird, dass das tempus praesens aus der Wurzel „durch blosse Anhängung“ der „Personskennzeichen“ — M für den Sing. und Plur. der ersten Person, S und H für die zweite, T für die dritte Person — oder dass der Modus potentialis durch „Einschaltung“ eines langen î gebildet werde. Die Vergangenheit soll im ersten Präteritum durch ein der Stammsilbe „vorgesetztes“ kurzes A ausgedrückt sein und es wird ausdrücklich hinzu-

---

insoferne nicht bestätigt wird, als ja viele derselben keine Spur dieses as zeigen, hielt Bopp an ihr fest und wird dieselbe noch gegenwärtig zu den sicheren Ergebnissen der arischen Sprachforschung gerechnet.

gefügt, dass die Ausgänge der Personskennzeichen nichts zur Bezeichnung der Zeitverhältnisse beitragen, es sei einzig das Augment, wodurch die Vergangenheit ausgedrückt werde und als mehr als zufällig zu betrachten, dass z. B. das M und T der ersten und dritten Person im Präsens durch ein „nachgesetztes“ i und im Präteritum durch „vorgesetztes“ a betont werde.

Ganz im Sinne der im ersten Capitel ausgeführten Annahmen wird das Präteritum (z. B. açraušam von der Wurzel çru hören) erklärt. Die Vergangenheit werde zwar durch das Augment, aber die besondere Modification derselben durch Verstärkung des Stammlautes bezeichnet (u in au); ausserdem pflege die indische Sprache diesen Präteritis das Verbum abstractum (as) einzuverleiben, „so dass, nachdem die Zeitverhältnisse auf rein organische Weise durch innere Umbiegung der Wurzel ausgedrückt wurden, Person und Zahl durch die Abwandlung des angehängten Hilfszeitwortes bestimmt werden“ (S. 18). Wie aus âsam (= a + asam) sam werden konnte, wird in der Weise zu erklären versucht, dass darauf hingewiesen wird, dass das a der Wurzel as in der Conjugation häufig ausgelassen werde (santi für asanti) und dass es sich von selbst verstehe, dass das a des Augments wegfallen müsse, weil das Zeitverhältnis schon durch die innere Gestaltung der Stammsilbe angedeutet werde, und dem Hilfszeitworte nur die Personen und die Zahlen zu bezeichnen zukomme. Als ein unumstösslicher Beweis, dass dieses s in der Verbindung mit dem zweiten Präteritum wirklich ein eigenes Wort ausmache, gilt Bopp, dass es die Reduplication haben könne, z. B. adhâsišam ich trank; adham würde vollkommen dasselbe ausdrücken (S. 23). Ebenso erklärt er die Silbe sjâ, durch dessen Anhängung das zweite Futurum gebildet werde, für das Futurum der Wurzel as, welches isolirt nicht mehr vorkomme und dessen j mit dem potentialen î identisch sei. Beachtenswert sind die Gründe seiner Auffassung: „An den indischen Zeitwörtern werden alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen durch innere Umbiegung der Stammsilbe oder durch einen dem Verbum einverleibten Vocal ausgedrückt oder durch Veränderung des Ausganges angezeigt. Es widerspricht dem Geiste der indischen Sprache irgend ein Verhältnis durch Anhängung mehrerer Buchstaben auszudrücken, die als ein eigenes Wort angesehen werden können“ (S. 30). Besonders die letzten Worte zeigen deutlich, dass sich Bopp noch sträubt die letzten Consequenzen der Zusammensetzungstheorie —

die Annahme ursprünglich bedeutsamer Worte — zu ziehen, obwohl er doch sonst nicht mehr selten von ihr Anwendung macht. Auf ebendemselben halben Wege finden wir ihn bei der Erklärung der medialen Endungen. „Die indischen Zeitwörter haben eine besondere Form, um die Einwirkung der durch die Wurzel ausgedrückten Handlung auf das Subject selbst anzuzeigen. Es geschieht nämlich dieses durch Verstärkung oder Verlängerung der Personalendungen. Kurze Endvocale werden in Diphthonge verwandelt, oder es wird ihnen die Silbe hi oder hae als Verlängerung angehängt, oder es wird den Personalendungen ein langes a vorgesetzt, oder es wird a oder ae den stummen Consonanten angehängt z. B. Bhavati — Bhavatae, Bhavāmah — Bhavamahae, Abhavat — Abhavata — Abhavātām — Abhavātām — Abhavāva — Abhavāvahi" (S. 36). Andererseits zeigt sich in diesem Erklärungsversuche noch deutlich der Schlegel'sche Einfluss, insofern z. B. ê in tê als „Verstärkung" der Personalendung ti gefasst wird, eine Erklärung, die Bopp selbst später, als er sich vollständig von der Schlegel'schen Theorie emancipirt hatte, aufgab und durch eine andere, im Geiste der Agglutinations-Theorie gegebene Deutung ersetzte.

Diese Darlegungen dürften wohl genügen, um zu zeigen, dass Bopp von zwei allgemeinen, von einander verschiedenen Theorien ausgieng und durch dieselben in seiner Analyse der Verbalformen wesentlich beeinflusst wurde. Er war also keineswegs, wie oft behauptet worden ist, ein reiner Empiriker, wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass er zumeist auf empirischem Wege dahin kam, die Schlegel'sche Theorie allmählig zu überwinden und das Agglutinations-Princip aufzustellen. Auf halbem Wege sehen wir ihn bereits in den fünf Capiteln seiner Erstlingsschrift. Der entscheidende Schritt liess auch nicht lange auf sich warten; er that denselben schon in dem „Nachtrag" zum „Conjugationssystem", wo er S. 147 die merkwürdigen Worte niederschrieb: „Es scheint mir keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein, dass die Buchstaben, die ich in diesem Versuche Kennzeichen der Personen zu nennen pflegte, wirkliche Pronomina seien. Schon aus der griechischen und lateinischen Sprache liess sich dies muthmassen; die Kenntnis des Altindischen bringt es meiner Meinung nach zur Gewissheit." „Wenn der Genius der Sprache mit bedachtsamer Vorsicht die einfachen Begriffe der Personen mit einfachem Zeichen dargestellt hat, wenn wir ob dessen weisen Sparsam-

keit dieselben Begriffe an Zeit- und Fürwörtern auf gleiche Weise ausgedrückt finden, so erhellet daraus, dass der Buchstabe ursprünglich eine Bedeutung hatte und dass er seiner Urbedeutung getreu blieb. Wenn ehedem ein Grund vorhanden gewesen, warum mām mich und tam ihn heisst und nicht letzteres mich und ersteres ihn: so ist es gewiss aus demselben Grunde, dass nun Bhavami ich bin und Bhavati er ist heisst und nicht umgekehrt. Wenn das Zeitwort wegen mannigfacher Nebenbegriffe, die durch bedeutsame Flexion auszudrücken ihm zukommt, nicht auch die allzuwichtigen Begriffe der Personen durch eigene Mittel — durch innere Biegung — auszudrücken vermochte, wenn es sich desfalls Zeichen beigesellen musste, deren Bedeutung keinem Zweifel Raum liess: so konnte es mit Recht keine anderen Buchsstaben wählen, als die, welche seit dem Ursprung der Sprache die ihm auszudrückenden Begriffe mit vollständiger Klarheit darstellten."

Diese Worte enthalten eine vollständige Darlegung der Agglutinations-Theorie. Wurde dieselbe auch zunächst nur für die Personalendungen aufgestellt, so trug sie doch den Charakter voller Evidenz derartig an sich, dass es niemanden Wunder nehmen darf, wenn sie in kurzer Zeit die Grundlage aller Formenerklärung überhaupt wurde.

Wie einfach erschien nach dieser Theorie der Hergang bei der Bildung von Sprachformen gegenüber der Unklarheit der Schlegelschen Lehre! Bedeutungsvolle Wörter in ihrer Urbedeutung an die Stämme gefügt — wem würde dies nicht sofort einleuchten? Es ist nothwendig auf diesen Ausgangspunkt der Agglutinations-Theorie besonders aufmerksam zu machen, da die Identität der Personalendungen mit den Personal-Pronominibus, beziehungweise deren Stämmen immer als ihre Hauptstütze angesehen wurde und alle Angriffe auf dieselbe zunächst immer mit dem Hinweis auf diese unbestreitbare Identität abgewiesen wurden. Mochte es auch in den meisten Fällen schwierig, ja unmöglich erscheinen auf Grund dieser Theorie zu einer halbwegs befriedigenden Erklärung zu gelangen, man glaubte sie trotzdem und zwar aus diesem einzigen Grunde nicht aufgeben zu dürfen.

Weder Bopp noch Pott und Benfey ist es gelungen auf Grund dieser Theorie in befriedigender Weise die arischen Flexionselemente zu erklären, indem ihre Erklärungen entweder von Seite der Bedeutungsentwicklung oder von Seite der Lautentwicklung allen Einwänden

unterliegen. Auch Schleicher's Erklärungen konnten nicht befriedigen[1]), da er sich in seiner Analyse des arischen Formensystems auf die lautliche Reconstruction der flexivischen Elemente beschränkte und die functionelle Seite derselben fast ganz vernachlässigte, während es doch gerade letztere ist, auf die es hier zumeist ankommt. [2]) Wenn jedoch nichtsdestoweniger die Agglutinations-Theorie noch heute sich der meisten Anhänger erfreut und sich bisher alle andern Theorien, die ihr entgegengestellt worden sind, wie z. B. die Evolutions-Theorie Westphals oder die Adaptations-Theorie A. Ludwigs, nur wenig Geltung sich verschaffen konnten, so liegt die Ursache darin, dass sie nicht nur von der Autorität des Begründers der arischen Sprachforschung, sondern auch von der Autorität des grössten Sprachphilosophen —

---

[1]) Eine eingehende historisch-kritische Darstellung aller bisherigen Versuche, die in der Stamm- und Casusbildung zur Anwendung gekommenen Elemente zu erklären, findet sich in meiner Indogerm. Nominalflexion 1 — 119.

[2]) Treffend bemerkt Ludwig (Agglutination oder Adaptation? Prag 1873, S. 41) im Hinblicke auf das Verfahren Schleicher's und seiner Schule: „Ob wir mai, sai, tai aus mami, sasi, tati oder aus maki, saki, taki oder aus Gott weiss was erklären, ist immer nur von secundärer Bedeutung gegenüber der allgemeinen Frage: sind ma etc. identisch mit ihrer Bedeutung oder blosse Träger derselben? Nicht als ob nicht möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit wünschenswert wäre, sondern weil das allgemeine Verständnis uns höher stehen muss als das Wissen um eine Einzelheit, die uns oft nur durch blossen Zufall ermöglicht wird. Würde uns jemand die im Laufe der Jahrtausende veränderten Sprachformen mechanisch-lautlich vollkommen richtig reconstruiren, aber auf Grundlage falscher Ansichten über den Entwicklungsgang im Ganzen und Grossen, so würden wir ein die Lautlehre betreffendes Resultat haben, für unsere Kenntnis der inneren, geistigen Momente in der Entwicklung und Ausbildung der Sprache wäre damit nichts geleistet.“ Schleicher's Verfahren kommt im Wesentlichen auf dasselbe hinaus, wie wenn ein Philologe ohne Rücksicht auf den Sinn nach ausschliesslich paläographischen Indicien den Text eines Schriftstellers restituiren wollte. Jedermann würde dies als Thorheit bezeichnen; in der neueren Sprachwissenschaft wird jedoch ein ähnliches Verfahren täglich geübt. Findet daher dieser Vorgang kein Analogon in der Geschichte der classischen Philologie, so kann die frühere Methode der Sprachforscher (Bopp u. a.) passend mit der alten Methode der Philologen verglichen werden. Wie es dem einen zunächst nur auf den Sinn der Stelle, so kam es dem andern nur auf die wirkliche oder vermeintliche Bedeutung der Sprachform an; darnach wurde der Text restituirt und die Grundform reconstruirt. Auf die paläographische Möglichkeit in dem einen, auf die lautgesetzliche Möglichkeit in dem andern Falle wurde wenig geachtet.

W. v. Humboldts — getragen wird. Wir müssen daher auf letzteren etwas näher eingehen, um zu sehen, in welcher Weise er sie zu begründen gesucht hat. Wir können darauf um so gespannter sein, als Niemand, weder vor ihm noch nach ihm, eine so umfassende Sprachkenntnis mit so tiefer philosophischer und historischer Durchbildung vereinigt hat, als es bei W. von Humboldt der Fall war.

In Betracht kommt zunächst seine Abhandlung: „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluss auf die Ideenentwicklung.“ [1]) Humboldt erklärt gleich im Anfange sich nicht auf Durchgehen der einzelnen Gattungen grammatischer Formen einlassen, sondern nur auf den Begriff der grammatischen Form beschränken zu wollen, „um die doppelte Frage zu beantworten:

Wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heissen verdient?

Inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen oder durch andere Mittel bezeichnet werden?“

„Da hier von dem allmähligen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprache, von dieser Seite betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.“

Von diesem ohne jede Begründung hingestellten Satz nimmt seine ganze Theorie über die Entstehung grammatischer Formen ihren Ausgangspunkt und schon aus ihm allein mussten gleichsam wie mit innerer Nothwendigkeit die vielen Irrthümer und Inconsequenzen derselben hervorgehen. Ueber die Frage, ob eine Sprache als auf einer höheren oder niedrigeren Stufe der Vollendung stehend zu betrachten sei, entscheidet nicht, heisst es weiter, „was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das, wozu sie aus eigener, innerer Kraft anfeuert und begeistert. Ihr Massstab ist die Klarheit, Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt, welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat.“ „Auch wenn die Sprache keine echten grammatischen Formen besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten der grammatischen

[1]) Abhandl. der hist.-philol. Classe der Berlin. Akademie. 1822—23. Berlin 1824, S. 402—430. Ges. Werke. III. 269—306.

Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede als materielles Erzeugnis recht gut bestehen, sondern es kann auch vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprachen übergetragen und in ihnen gebildet werden." „Darum, dass sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugnis und der formalen Einwirkung." „In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlässliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Was man von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dass eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können."

Humboldt nimmt also den Masstab zur Beurtheilung der grösseren oder geringeren Vollkommenheit einer Sprache nicht davon her, ob dieselbe ihrem grammatischen Baue nach mehr weniger geeignet sei zur Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes, der leichten und sicheren Verständigung der Redenden unter einander, sondern von ihrer angeblichen Eignung zur Ideenentwicklung, d. h. davon, ob dieselbe aus sich selbst im Stande sei, das wissenschaftliche Denken anzuregen und zu fördern und so befruchtend auf die culturelle Entwicklung eines Volkes einzuwirken. Es ist daher dieser Theorie zufolge gestattet aus dem Culturzustande eines Volkes auf die grössere oder geringere Vollkommenheit der grammatischen Formung der von diesem Volke gesprochenen Sprache zu schliessen; ja sogar es ist derselbe die einzige Grundlage einer solchen Beurtheilung. Allein wenn man die Sprachen einzelner Völker mit dem Stande ihrer Cultur vergleicht, so ergeben sich auffallende Widersprüche, die allein hinreichen, um die Annahme einer sich gegenseitig bedingenden parallelen Entwicklung der wissenschaftlichen Ideen und der grammatischen Formation als unbegründet zurückzuweisen.

Wie war es möglich, dass die Chinesen, deren Sprache in dem Humboldt'schen Entwicklungsschema die unterste Stufe einnimmt, diese

hohe Culturstufe erreichen konnten, auf der sie seit Langem stehen, während andere Völker derselben Race, wie z. B. einige finnisch-ugrische Stämme, deren Sprachen dieser Ansicht zufolge morphologisch höher zu stellen wären, über die Anfänge aller Cultur noch nicht weit hinausgekommen sind? Und auch was Humboldt, dem es nicht entgieng, dass man die Chinesen mit ihrer seit Jahrtausenden blühenden Literatur, sowie auch die alten Aegypter mit ihrer hohen wissenschaftlichen Bildung als Gegenbeweis anführen könnte, zur Entkräftigung beibringt, zeigt nur zu deutlisch, wie wenig es angehe, irgend welche zwingende Schlüsse aus der Culturentwicklung eines Volkes auf die Entwicklung der grammatischen Formation seiner Sprache zu ziehen. Hält er es doch selbst für möglich, dass „der menschliche Geist, wo er durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeite, mit jedem Werkzeuge zum Ziele gelange, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege“ [1]).

---

[1]) Treffend bemerkt Sayce, Introduction to the science of language. I. 374 über die Frage der grösseren oder geringeren Vollkommenheit einer Sprache überhaupt und in Hinsicht auf die Literatur eines Volkes insbesondere: „We are apt to assume that inflectional languages are more highly advanced than agglutinative ones, and agglutinative languages than isolating ones, and hence that isolation is the lowest stage of the three, at the top of which standsflection. But what we really mean when we say that one language is more advanced than another, is that it is better adapted to express thought, and that the thought to be expressed is itself better. Now, it is a grave question whether from this point of view the three classes of language can really be set the one against the other.“ „The masterpieces of Greek, or Latin, or Sanskrit literature have produced the impression that the languages which embody them must surpass all others as instruments of thought. But such an impression may, after all, be an incorrect one. English literature stand on quite as high a level as the literature of the classical tongues. The English language is quite as good an instrument of thought as Sanskrit or Greek, and yet English can hardly be said to be inflectional in the way that Sanskrit and Greek are.“ Aehnlich äussert sich hierüber auch Madvig in seiner ausgezeichneten Abhandlung: „Vom Entstehen und Wesen der grammatischen Bezeichnungen“ (Kleine philolog. Schriften. Leipzig 1875, S. 279): „Der Schluss, dass eben, weil die Völker auf einer niedrigen Stufe der Cultur geblieben sind, müsse die Sprache der grammatischen Form nach unfähig sein, so entwickelt zu werden, dass darin eine Cultur Ausdruck finden könne, enthält eine gar zu arge petitio principii.“ „Die allermeisten gewöhnlichen Urtheile über europäische Cultur- und Literatursprachen beruhen auf Sympathien und Antipathien für oder wider die Völker und ihre Culturzustände; eine Sonderung dessen, was lexikalisch sei und was wirklich grammatisch, darf man da gar nicht erwarten.“

„Die Sanskritsprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar in einer solchen Vortrefflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, dass in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die griechische erreicht" (S. 306).

Welche Phasen hat nun aber das Griechische durchgemacht, bevor es den Höhepunkt der grammatischen Entwicklung erreicht hat? Wie hängt dasselbe morphologisch mit den anderen, angeblich tiefer stehenden Sprachen zusammen? Und ein solcher Zusammenhang wird doch gleich im ersten Satze ausdrücklich angenommen. Humboldt glaubt nun diesen Zusammenhang dadurch herstellen zu können, dass er annimmt, dass auch die echten grammatischen Formen auf dieselbe Weise entstanden seien, wie die unechten Formen der roheren Sprachen, nämlich durch Anfügung bedeutsamer Silben (Agglutination). Und in der That lässt sich die Hypothese, dass ein innerer Zusammenhang zwischen der Flexion und Agglutination stattfinde, auf eine andere Weise als durch diese Annahme nicht plausibel machen. Die Spuren des roheren Baues, meint Humboldt, tragen alle höher gestellten Sprachen noch sichtbar in sich; dazu komme, dass diese Entstehungsart (durch Agglutination) beinahe die allgemeine habe sein müssen. Es gehe dies sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitze. „Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

Anfügung oder Einschaltung bedeutsamer Silben, die sonst eigene Wörter ausgemacht haben oder noch ausmachen.

Anfügung oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben oder Silben bloss zum Zwecke der Andeutung der grammatischen Verhältnisse.

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern oder durch Veränderung der Quantität oder Betonung.

Umänderung von Consonanten im Innern des Wortes.

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen.

Silbenwiederholung.

Die blosse Stellung gewährt nur wenige Veränderungen und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen." „Die Anfügung und

Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oben gesehen, dass die letzteren im Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die anderen angeknüpft sein will. Es ist aber schwer zu denken, dass jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständnis durch Vorzeigen derselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungsarten entstanden sein wie z. B. die langen Vocale und Diphthonge, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenige Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen sein. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche Fälle ausnimmt. Denn sowie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, lässt sie sich aus der Analogie schliessen oder es bleibt wenigstens immer ungewiss, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist.“

„Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absichtlich ist, in dieselbe Classe mit der Beugung setzen muss, nämlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschliesslich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne dass sie weder durch Anfügung, noch durch Beugung etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.“

„Die Silbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse grammatische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen amerikanischen Sprachen und in allen Verben der dritten Conjugation im Altindischen, entspringt sie aus bloss phonetischer Eigenthümlichkeit. Dasselbe lässt sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist dies so häufig, so wichtig und so regelmässig als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so dass das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem aufgesucht werden muss."

Die grammatischen Formen haben demgemäss einen dreifachen Ursprung: sie haben ihre grammatische Bedeutung erhalten entweder durch Anfügung einer bedeutsamen Silbe oder durch lautliche Umgestaltung eines Wortes behufs symbolischer Bezeichnung der grammatischen Form oder durch den Gebrauch. Was die erste Entstehungsweise anbelangt, so hat sie unzweifelhaft in allen Sprachen stattgefunden, also auch in den flexivischen und mit Recht wendet sich Humboldt gegen jene Meinung (Fr. Schlegels), „welche gewissen Völkern vom ersten Ursprung an eine bloss durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt und andern alle Bildung dieser Art abspricht." Eine andere Frage ist es jedoch, ob alle Endungen — und gerade diese kommen hier hauptsächlich in Betracht — agglutinativen Ursprungs in dem Sinne sind, dass sie von allem Anfange an kraft ihrer ursprünglichen Bedeutung an das Wort angefügt worden sind. Zur Entscheidung dieser Frage war eine Analyse der grammatischen Formen jeder Sprache unerlässlich, zumal ja Humboldt selbst die Schwierigkeiten erkannt hatte, die der Zurückführung echt flexivischer Suffixe auf bedeutsame Silben entgegenstehen. War er auch im Rechte, wenn er die Behauptung, „dass die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen lasse, eine leere und unstatthafte Hypothese sei," gegenüber der Fr. Schlegel'schen Annahme, dass die grammatischen Endungen aus dem Stamme des Wortes hervorgesprossen seien, entschieden für unrichtig erklärte, so folgt hieraus noch keineswegs, dass sie kraft ihrer eigenen, ursprünglichen Bedeutung angefügt

worden sind. Diesen Umstand hat Humboldt übersehen oder absichtlich nicht beachtet, um sich nicht die einzig mögliche Brücke, durch die die apriorisch von ihm angenommene Verbindung der Flexion und Agglutination bewerkstelligt werden kann, abzuschneiden. Erscheinen ihm doch alle grammatischen Systeme nur als verschiedene Phasen in der Entwicklung der Sprache zur höchsten Vollkommenheit, die sie eben seiner Meinung nach in der flexivischen Form erreicht hat.

Die zweite Annahme, dass in einzelnen Wörtern die grammatische Form symbolisch durch absichtliche Umgestaltung der Lautform bezeichnet worden ist, beruht auf der falschen Ansicht von der Einwirkung des sprechenden Menschen auf die Gestaltung der Lautform als solcher.[1]) Sie ist ein integrirender Bestandtheil der Humboldtschen Sprachbetrachtung und wurzelt im Grunde seiner Auffassung von dem Wesen und der Entstehung der Sprache. Ist auch die Sprache ein Erzeugnis des menschlichen Geistes, so gilt dies aber nur von der begrifflichen, keineswegs von der lautlichen Seite derselben. Alle lautlichen Umwandlungen vollziehen sich unbewusst und völlig absichtslos; ihr Ursprung ist physiologischer, nicht psychischer Natur. Sie treten bisweilen, keineswegs immer, in den Dienst des Gedankens und werden von demselben zum Zwecke der grammatischen Bezeichnung benützt. Dies geschieht jedoch immer später, nicht gleichzeitig, wie es sich noch in vielen Fällen aus der Sprachgeschichte nachweisen lässt. Einige Fälle werden später zur Sprache kommen. Diese Ansicht von der Einwirkung des menschlichen Geistes auf die Gestaltung der Lautform eines Wortes hat übrigens auch noch später in der Geschichte der Sprachwissenschaft eine bedeutende Rolle gespielt. Die so oft gemachten Annahmen einer Differencirung einer Lautform zum Zwecke der Bedeutungsdifferencirung gehen auf dieselbe zurück. Sie sind jedoch nicht anders zu beurtheilen wie Humboldt's Annahme einer Lautumwandlung zum Zwecke der symbolischen Bezeichnung einer grammatischen Beziehung.

---

[1]) So sagt Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues 81 der Pott'schen Ausgabe: „Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Geistes entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen."

Hiemit verwandt ist die dritte Entstehungsart grammatischer Formen durch den Gebrauch. Humboldt hat dabei zunächst die Silbenwiederholung und die Vocalumänderung im Auge. Indem er von seiner Grundanschauung aus die Thatsache nicht zu erklären vermag, dass bisweilen Vocalumänderungen und Reduplicationen ohne Begriffsveränderung stattfinden, so hält er dieselben für entsprungen aus bloss „phonetischer Eigenthümlichkeit," ohne jedoch zu sagen, worin diese phonetische Eigenthümlichkeit bestehe. Uebrigens beruhe nur in den wenigsten Fällen auf der Vocalumänderung das Charakteristische grammatischer Formen. Aber immerhin in einigen Fällen, das muss auch Humboldt zugeben, und es wäre von Interesse zu sehen, wie es gekommen, dass sich an den Vocalwechsel eine solche grammatische Function habe anknüpfen können. Der Satz, der Gebrauch stemple bisweilen eine Wortform zu einer bestimmten grammatischen, enthält nur die Thatsache, keineswegs jedoch die Erklärung derselben.

Es werden hierauf die grammatischen Wörter (Präpositionen und Conjunctionen) besprochen, „auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden lasse. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter als wahrer Verhältniszeichen dieselben Schwierigkeiten wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, dass sie nicht alle wie die reinen Formen aus blossen Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe wie Raum und Zeit zu Hilfe nehmen müssen . . . Alle haben vermuthlich nach Horne Tooks richtigerer Theorie ihren Ursprung in wirkliche Gegenstände bezeichnenden Wörtern."

Ist dies aber der Fall — und für die Präpositionen muss es als sicher angenommen werden — wie kommt es dann, dass in den arischen Sprachen, deren Endungen Humboldt ja ebenfalls auf Wörter zurückführt, die „wirkliche Gegenstände" bezeichnen, die Präpositionen, trotzdem sie denselben Zweken wie jene dienen, weder ihren Accent, noch ihre materielle Grundbedeutung verloren haben? Dass dies nicht geschehen ist, zeigt am besten, dass seine Annahme, die flexivischen Endungen seien im Grunde genommen nichts anderes, als agglutinative Anbildungen, nicht berechtigt war.

Zum Schlusse (S. 296) fasst Humboldt seine Ansichten über das Entstehen grammatischer Formen in folgender Weise zusammen:

„Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände und überlässt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältnis und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht auf der niedrigsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hilfsmittel wird in eine gewisse Regelmässigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die Form bedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu und werden Affixe. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil und hat nicht blosslexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die Form bezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit und der vorwaltenden Herrschaft des Wortes, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verlorengehende Bedeutung der Elemente und Abschleifung der Laute in langem Gebrauche. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar und man muss niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen. Die Einheit des Wortes wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur als die betonten Laute selbst und man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloss weil er erst das eigentliche Verständnis in dieselbe bringt, sondern

auch, weil er wirklich unmittelbarer als sonst etwas in der Sprache Aushauch der die Seele begleitenden Empfindungen wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zur grammatischen Form stempelt."

Das grosse Verdienst dieser Abhandlung besteht darin, dass Humboldt zuerst einen Unterschied gemacht hat zwischen echten grammatischen Formen und Formen, die, obwohl denselben Zweck erfüllend, doch nicht als echte Formen in dem Sinne gelten können, wie sie die arischen und semitischen Sprachen besitzen. Indem er jedoch die Flexion als eine höher entwickelte Form der Agglutination ansah, verfälschte er ihren Begriff in sich selbst und bewirkte dadurch, dass der richtig herausgefundene Unterschied zwischen den beiden Bildungsarten bei den Erklärungsversuchen der arischen Sprachformen nicht weiter beachtet wurde. Und doch ist der Unterschied zwischen flexivischen und agglutinativen Sprachformen noch in der historischen Periode aus der Verschiedenheit der Bedeutung und der Gebrauchsweise deutlich zu erkennen. Eine weitere Folge dieser verfehlten Annahme war, dass er für die anderen Arten der flexivischen Bezeichnung (Reduplication, consonantischer und vocalischer Lautwechsel, Wechsel des Accents und der Quantität) verschiedene Erklärungsprincipien (symbolische Bezeichnung, blosser Gebrauch) annehmen musste und es ihm so unmöglich wurde, ein einheitliches Princip für die Erklärung des Ursprunges der Flexion zu gewinnen, abgesehen davon, dass er wegen der Stellung, die das Chinesische im Rahmen seines Classificationsschemas auf Grund seiner Theorie erhalten musste, gezwungen wurde, das rein formale Mittel der Wortstellung von den Mitteln echter grammatischer Bezeichnung auszuschliessen (S. 278).

Indem ich die ergänzende Fortführung dieser Abhandlung in seinem Briefe an Abel-Rémusat[1]) (veröffentlicht 1827) übergehe, wende ich mich zu der letzten Fassung, die Humboldt seinen hierauf bezüglichen Ansichten in dem Capitel: „Flexion und Agglutination" seines berühmten Hauptwerkes: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes"[2]) gegeben hat. Es ist im hohen Grade interes-

[1]) „Lettre à Mr. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue Chinoise, par Mr. W. de Humboldt. Abgedruckt in Humboldts Werken. VII. 294—381.

[2]) Zuerst gedruckt 1836. VI. 1—425.

sant, den mächtigen Genius mit den Schwierigkeiten des Gegenstandes, von denen man glauben sollte, er habe sie für endgültig bewältigt gehalten, noch einmal ringen zu sehen.

Von der bekannten Dreitheilung (Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination) ausgehend, bemerkt er zunächst Folgendes: „In allen hier zusammengefassten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muss. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigene, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder des Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewusstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung ihre selbständige, aus dem Denken entspringende und ihre mehr den äusseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit."

Nachdem er hierauf bemerkt, dass die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse in verschiedenem Grade genügen, scheidet er genau Zusammensetzung, wo zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden, von Flexion, die sich von ersterer dadurch unterscheide, „dass gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffes ausgiengen. Dass dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal."

Es wird hierauf die Entstehung der Flexion in folgender Weise dargelegt: „Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der

Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte nach dem Bedürfnisse der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zweifachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen; hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs und eine Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise lässt sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Ansicht muss aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen." „Das Wort lässt nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äusseren Zuwachs. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform ohne Möglichkeit äusseren Zuwachses einschliesst und auch in ihrem Innern keiner Veränderung Raum gibt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äusseren Zuwachs. Es ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muss mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andere Linie als dieser gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muss in der Absicht, ihn nur andeutend zu benützen, untergehen und der Zuwachs selbst muss, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbständigkeit fähig behandelt werden.

Geschieht dies, so entsteht ausser der inneren Veränderung und der Zusammensetzung eine dritte Umgestaltung der Wörter durch Anbildung und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammenfassung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsilben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die Anbildung strebt ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zweifachen Zweck durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem andern Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt. Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur."

„Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbums haften, so wurde in echt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da und ebenso gieng der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen und die Sprache nicht zu einem blossen Verstandesverfahren niederzuziehen, muss man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten."

Bedeuten die letzteren Worte nicht einen vollständigen Rückfall in die früher von ihm bekämpfte Schlegel'sche Theorie von dem „organischen" Ursprung der Flexion? Sind sie nicht ein Preisgeben seiner früheren ausschliesslich auf der Annahme „mechanischer" Zusammensetzung beruhenden Ansichten? Doch gleich darauf sagt er, den

Sinn der letzten Worte wiederum abschwächend: „Man darf sich aber nicht verhehlen, dass eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, dass die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äusseren Laute liegt, dass sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer und nie lässt sich anders als bildlich sagen, dass das letztere aus dem Schosse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heissen, dass der Geist sie untrennbar zusammendenkt und der Laut, diesem Zusammendenken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins giesst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten." Trotzdem bleibt jedoch der innere Widerspruch zwischen den beiden Ansichten, von denen die eine in der Speculation, die andere in der Empirie wurzelt, bestehen und es ist ihm nicht gelungen, die Ergebnisse der letzteren, die auf Zusammensetzung hinweisen, mit den Forderungen der ersteren, die zur Annahme ursprünglicher Einheit drängte, innerlich zu verschmelzen.

Auch die folgenden Sätze zeigen denselben Kampf zwischen Theorie und Empirie und wie er immer wieder gezwungen wurde, zu Gunsten der letzteren die erstere preiszugeben. „Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keineswegs bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, dass der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Silbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschliesslich symbolisch sein und diese Eigenschaft kann alsdann bloss in den Lauten liegen. Es ist aber keineswegs nothwendig, dass dies immer so sei; und es

ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsende Silben Beugungssilben nennen will, denen durchaus niemals eine selbständige Bedeutung beigewohnt hat und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken." „Die ursprünglich selbständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hindernis der Reinheit der echten Flexion. Mit solchen Beugungssilben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung stattfindet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gegossene Begriffe und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings grössere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiedenere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in der Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich wie das Sanskrit hauptsächlich solcher ursprünglich selbständig bedeutsamer Beugungssilben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt."

Die hierauf folgenden Ausführungen sind deshalb beachtenswert, weil sie richtig auf den Zusammenhang hinweisen, der zwischen der Flexion und der Lautgestaltung als solcher besteht. Unrichtig war es jedoch, wenn Humboldt, wie bereits früher bemerkt worden, die lautlichen Veränderungen als absichtlich für die Zwecke der grammatischen Beziehung hervorgerufen betrachtet. Es ist dies ein Grundfehler in seiner Auffassung von dem Verhältnisse zwischen Laut und Bedeutung, von denen ersterer ihm gerade so dem Einflusse des menschlichen Willens unterworfen erschien wie letzterer. „Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laut anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andern zu verschmelzen und überhaupt sie ihrer Beschaffenheit gemäss in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, sowie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erfordernis, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden

kann, was hier gerade mehr als in irgend einem andern Theile der Sprache entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange."

Nicht ganz klar und frei an inneren Widersprüchen ist auch das, was er an dieser Stelle von der Agglutination sagt: „Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies nicht immer leicht zu erkennende Zwittergeschöpf hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der anderen dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorien der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dass es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Theil richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergibt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau den Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den

flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger misslingt." [1])

Ich bin in Humboldts morphogenetische Ideen um so ausführlicher eingegangen, als es mir nothwendig erschien, einerseits zu zeigen, auf welch' schwacher Grundlage die bisherige, nahezu von allen [2]) Sprachforschern angenommene Theorie von der Entstehung der Flexion aus der Agglutination beruht, andererseits um darzuthun, wie wichtig es ist, bei allen morphologischen Untersuchungen sein Hauptaugenmerk auf die innere Bedeutung der Sprachformen zu lenken. In dieser Hinsicht muss die empirische Sprachforschung, nachdem sie nur zu lange ihr Interesse der einseitigen Betrachtung der äusseren Lautgestalt zugewendet, geradezu wieder bei dem grossen Sprachphilosophen anknüpfen, um für diese Seite der Untersuchung das richtige Verständnis zu gewinnen, für welches ihr dasselbe vollkommen abhanden gekommen zu sein scheint.

Eine mächtige Stütze glaubte die bisherige Theorie in der Geschichte der neueren Sprachen, besonders der romanischen zu haben, insofern ja die Endungen der letzteren (z. B. j'irai = ego ire habeo) durchwegs agglutinativen Ursprungs sind und gegenwärtig viele derselben dem Sprachgefühle als flexionale erscheinen. Warum sollte nicht derselbe Vorgang in der embryonalen Periode der arischen Grundsprache

---

[1]) Vgl. zu dieser Stelle auch Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichen Typen des Sprachbaues. Berlin 1861, D. 60.

[2]) Eine Ausnahme macht Sayce, The principles of comparative philology 132 —174 (Chapter IV. The theory of three stages of development in the history of language), der dieselbe eingehend bespricht und ihre Unhaltbarkeit in treffender Weise darlegt. „Without doubt," schliesst er seine Ausführungen, „the three stages of language mark succesive levels of civilisation: this much is proved by the subversion of the one civilisation by the other; but each was the highest effort and expression of the race which carried it out, and the form which, by the constitution of the mind of the race, each was necessitated to assume. Mankind progresses as a whole, but the several steps of advance are made by the appearance of different races on the scene, each with his mission, each with his predetermined method of accomplishing it. The infusoria which to-day cover the bottom of the Atlantic have not changed since the era of the chalk; but for all that, the world of life on the globe has been steadily improving and growing, although the lion has always been a lion, and the dog a dog."

gleichfalls stattgefunden haben? Allein hier hat man sich durch den äusseren Schein der Gleichheit über die innere Verschiedenheit bei den Bildungen getäuscht. Nehmen wir irgend ein neuentstandenes Suffix in einer der modernen arischen ganz oder vorwiegend agglutinirenden Sprachen (z. B. franz. -ai, deutsches heit) und verfolgen wir seine Bedeutungsgeschichte, so zeigt sich, dass dasselbe von allem Anfange an kraft seiner ursprünglichen Bedeutung an das Wort trat und auch treten konnte (-ai=habeo; -heit=ahd. heit Person, Geschlecht, Ordnung, Art) und dass alle späteren Bedeutungsmodificationen sich leicht unter einander vermitteln und auf die Grundbedeutung zurückführen lassen. Nirgends finden sich Sprünge, die Bedeutungsentwicklung zeigt überall eine gerade, ununterbrochene Linie. Ganz anders ist es bei den echt flexivischen Suffixen der alten Sprachen. Lässt sich da überhaupt von einer Bedeutung im strengen Sinne des Wortes reden? Bedeutet das nominativische -s als Zeichen des Masculinums auch wirklich soviel wie männlich und -m soviel wie sächlich? Ja noch mehr. Dasselbe -s finden wir als allgemeines Casuszeichen (für Nominativ, Accusativ und Vocativ, z. B. lat. viru-s), als Zeichen des Subjects, als Zeichen des Belebten und als Zeichen des Masculinums. Wie lässt sich dieser mannigfache Gebrauch unter einander vermitteln? Und auf welche Grundbedeutung lässt er sich zurückführen? Etwa auf die Grundbedeutung von sa = hier? Wie lässt sich der Begriff des Masculinums mit dem des Subjects vereinigen? Und doch kann das Suffix -s ein Wort als Subjectscasus und zugleich als Masculinum kennzeichnen (z. B. lat. ludu-s). Und wie kommt es, dass es auch an Feminina treten kann (z. B. lat. humu-s) und auch Neutris nicht fremd ist (z. B. lat. viru-s)? Wie konnte es plötzlich seine masculine Bedeutung verlieren? Alle diese Fragen bleiben unbeantwortet, wenn man an der Annahme, -s sei geradeso agglutinativen Ursprungs wie deutsche-heit festhält und es in derselben Weise zu erklären sucht. Was von -s gilt, gilt von allen andern flexivischen Suffixen.

Man könnte leicht gegen diese Art der Betrachtung den Einwand erheben, -s habe eine weitaus längere Geschichte hinter sich als z. B. das deutsche -heit und habe bereits den ganzen Uebergangsprocess von der agglutinativen Stufe zur Flexion vollständig durchgemacht, während das Suffix -heit über die ersten Stadien dieses Entwicklungsprocesses nicht hinaus sei, später aber auch dahin kommen werde, wo

wir das Suffix -s finden, nämlich in das Stadium der reinen, ungetrübten Flexion, in welchem die ursprüngliche Bedeutung von -heit sich ebenfalls ganz abgestreift haben werde, wie die des „hier“ von sa. Auch dieser Einwand lässt sich leicht zurückweisen. Finden sich doch neben diesem echt flexivischen Suffixe -s andere Suffixe, die noch ganz auf der Entwicklungsstufe des deutschen -heit stehen, trotzdem ihnen dieselbe Zeit beschieden war, um den flexivischen Häutungsprocess durchzumachen, wie dem Suffixe -s. Es sind dies z. B. die Suffixe des Ablativs und Instrumentals, bei denen man wie bei -heit von einer Bedeutung im echten Sinne des Wortes sprechen kann und deren Bedeutungsentwicklung dieselbe gerade Linie zeigt, die die agglutinativen Suffixe der neueren germanischen und romanischen Sprachen zeigen. Alle Gebrauchsweisen lassen sich da ebenso leicht auf den Grundbegriff „trennen“, beziehungsweise „verbinden“ zurückführen, wie sich der Gebrauch des franz. Futurums (j'ir-ai) auf den Grundbegriff von habeo (ich habe zu gehen = ich werde gehen) zurückführen lässt. In diesen Fällen ist die Annahme einer agglutinativen Bildung unbedingt zulässig. Diese Fälle zeigen aber auch, dass bei der Frage, ob in einem Falle eine flexivische oder agglutinative Bildung vorliege, die Lautform gar keinen Aufschluss gibt, da agglutinative Anbildungen ebenso lautlich corrumpirt und mit dem Stamme ebenso fest verschmolzen sein können wie flexivische Bildungen und dass nur die Bedeutungsentwicklung, beziehungsweise der Gebrauch einer Wortform positive Erkennungszeichen gewährt, ob wir es mit einer flexivischen oder agglutinativen Bildung zu thun haben. Es muss dies als ein wichtiger methodischer Grundsatz für die prähistorische Sprachforschung festgehalten werden, an die man nicht von vornherein mit der vorgefassten Meinung herantreten darf, nur durchwegs flexivischen Bildungen zu begegnen.

Fehlen auch nicht agglutinative Bildungen der Periode der proethnischen Sprachentwicklung, so sind doch die echt flexivischen Formen in der überwiegenden Mehrheit und sie bestimmen den Charakter der arischen Grundsprache. Je weiter wir uns von der gemeinsamen Sprachperiode entfernen, um so mehr nehmen in den meisten arischen Sprachen die agglutinativen Bildungen überhand, die flexivischen verdrängend und ersetzend. Gleichzeitig vollzieht sich ein umfassender Lautwandel. Die letzte Ursache dieser Erscheinungen liegt darin, dass seit der Trennung der Arier viele Völker (turanischer,

semitischer, dravidischer Race) arisirt worden waren und dass diese arisirten Völker allmählig, aber mit immer grösserem Erfolge die recipirte Sprache der Eroberer phonologisch und morphologisch nach Massgabe ihres angestammten Racencharakters umgestalteten.

Man hat auch längst schon auf diesen Unterschied in der Entwicklung der vorhistorischen und historischen Sprachperiode hingewiesen, ohne jedoch die Ursache zu erkennen und ohne den eigentlichen Gegensatz darin zu sehen, worin er eigentlich zu sehen ist. Ja man hat den Gegensatz sogar in Dingen gesucht, wo ein solcher gar nicht vorhanden ist und dies deshalb, weil man das Wesen der Flexion nicht richtig erkannt hat.[1]) Um aber dieses kennen zu lernen, ist es ungleich wichtiger — soviel ergibt sich wenigstens aus diesen Erwägungen, — dass wir die ältesten historisch erreichbaren Perioden in der Entwicklung der arischen Sprachen hinsichtlich aller jener morphologischen Processe, die sich hier beobachten lassen, genau studiren, als dass wir unser Augenmerk richten auf jene neuen Perioden, während welcher wir das agglutinative Princip immer mehr und mehr zur Herrschaft gelangen sehen. Wenn es überhaupt möglich ist, das Wesen und den Ursprung der Flexion zu erkennen, so ist es nur hier möglich, wo wir dasselbe Princip noch fortwirkend zu finden hoffen dürfen, das in der vorausgehenden Periode der Einheit die Formenbildung beherrscht hat. Dieses Gebiet ist noch lange nicht genügend erforscht und war es zumeist die Lehre, Flexion sei in ihrem letzten

[1]) So unterscheidet W. von Humboldt in seiner Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung“ (Abhandl. der hist.-phil. Classe der Berlin. Akademie. 1820—1821. Berlin 1822, S. 239—60. Ges. Werke. III. 241—268) in der Entwickelungsgeschichte jeder Sprache zwei Perioden: eine Periode der Organisation und eine Periode der feineren Ausbildung, Schleicher (Comp. 4) eine Periode der Entwickelung der Sprache (vorhistorische Periode) und eine Periode des Verfalls der der Sprache (historische Periode), wobei er annimmt, dass der Uebergang von der ersten zur zweiten Periode ein allmähliger gewesen sei. Fr. Müller (Beiträge zur Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Sprachen. I. Wien 1871, S. 3) nennt die erste Periode die Periode der aufsteigenden (durch Wachsthum), die zweite die der absteigenden Entwicklung (durch innere Ausbildung bei lautlichem Verfall) und bemerkt für die arischen Sprachen, dass sich dieselben nur als Abkömmlinge einer in ihnen aufgegangenen, in ihrer Ausbildung bereits abgeschlossenen Ursprache begreifen lassen, in welcher alle jene Formen, die wir in den einzelnen arischen Sprachen finden, bereits vorhanden gewesen seien.

Ursprunge nichts anderes wie Agglutination, die die Erkenntnis der letzten Ursachen jener morphologischen Processe, die sich hier vor uns abspielen, nicht aufkommen liess und die schliesslich die arische Sprachforschung dahin führte, grössere Hoffnungen an das Studium der agglutinirenden Sprachen[1]) oder an die wesentlich aprioristischen Constructionen der Sprachphilosophen zu knüpfen, als an das Studium ihrer eigenen historisch erreichbaren Entwicklungsperioden.

Diesen wollen wir nun näher treten und einige Formen in Hinsicht auf Laut und Bedeutung eingehender betrachten, um zu versuchen, ob sich aus ihnen das Wesen und die Entstehung der Flexion erkennen lasse. Wir sehen zunächst von jenen flexivischen Formen, die durch äusseren Zuwachs mittelst Suffixe gebildet sind, ab, obwohl sie es bis jetzt gewöhnlich waren, an denen man die Entstehung der Flexion am besten demonstriren zu können glaubte und greifen einige Formen heraus, bei denen die Bezeichnung der grammatischen Form durch andere Mittel erfolgt ist.

Betrachten wir die griechische Imperfectform ἔλειπον an und für sich und dann im Vergleich mit der correspondirenden Form im Altindischen. Dieselbe enthält als constitutive Elemente: den Stamm (λειπο), das Personalsuffix (ν) und das Augment (ε). Die beiden letzteren Elemente ergeben zusammen die Bedeutung des Präteritums, indem dieselbe sich sowohl an das Augment als auch, wie sich später zeigen wird, an die Secundärform des Personalsuffixes knüpft. Nebst dieser Präteritalbedeutung hat aber diese Verbalform noch eine Nebenbedeutung: sie bezeichnet die in der Vergangenheit dauernde Handlung. Woran knüpft sich diese Nebenbedeutung? Auf diese Frage müssen wir, wenn wir ausschliesslich die Form ἔλειπον ins Auge fassen, jede Antwort schuldig bleiben. Die dem griechischen ἔλειπον entsprechende

[1]) So bemerkt Scherer in seinen methodologischen Auseinandersetzungen („Principien") in seiner „Geschichte der deutschen Sprache 29: „Neben der Projection aus der Gegenwart in die Vergangenheit haben wir noch ein anderes methodisches Hilfsmittel, welches wieder die Sprachwissenschaft mit der Naturwissenschaft theilt und das auch noch nicht hinlänglich ausgebeutet, ja in seiner Berechtigung und Fruchtbarkeit kaum genügend anerkannt ist. Auch bei der Sprache scheint es möglich, den Verhältnissen niedriger stehender Idiome einige Aufschlüsse abzugewinnen über die früheren Entwicklungsphasen höher stehender Phasen. Die Geschichte der arischen Ursprache kann — so scheint es — nur mit Rücksicht auf die sogenannten agglutinirenden Sprachen reconstruirt werden."

Form im Altindischen lautet alaipam. Sie ist lautlich (von der Schwächung des a zu ε und des m zu ν natürlich abgesehen) mit der griechischen Form identisch, zeigt jedoch in der Bedeutung insoferne einen Unterschied, als dieselbe eine Tempusform für die Erzählung ist und nur einfach Vergangenheit ausdrückt, ohne etwas anderes mit einzuschliessen, wie es im Griechischen der Fall ist.[1]) Welche Sprache zeigt den ursprünglichen Zustand? Das Griechische oder das Indische? Sollen wir annehmen, dass das Altindische diese Nebenbedeutung, die wir im Griechischen finden, auch einmal gehabt und später verloren habe, oder dass dieselbe ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen und erst im Griechischen sich entwickelt habe? Auch auf diese Fragen müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Die Vergleichung dieser Verbalform in zwei Sprachen hat also zur Beantwortung der ersten Frage nichts beigetragen, vielmehr zur Aufstellung neuer Fragen geführt, die ebenfalls nicht beantwortet werden konnten.

Betrachten wir nun in derselben Weise die griechische Aoristform ἔλιπον. Dieselbe enthält als constitutive Elemente: den Stamm (λιπο), das Personalsuffix (ν) und das Augment (ε). Nebst der Bedeutung des Präteritums hat diese Aoristform auch noch eine Nebenbedeutung: sie bezeichnet die in der Vergangenheit eintretende Handlung. Woran knüpft sich wiederum diese Nebenbedeutung? Auch auf diese Frage müssen wir, wenn wir ausschliesslich nur die Form ἔλιπον ins Auge fassen, jede Antwort schuldig bleiben. Die dem griechischen ἔλιπον entsprechende Form im Altindischen lautet alipam. Sie ist lautlich mit der griechischen Form identisch, zeigt jedoch auch in der Bedeutung insofern einen Unterschied, als dieselbe in der älteren Sprache die Geltung eines eigentlichen Perfects hat, d. h. etwas Vergangenes bezeichnet, das mit Bezug auf die Gegenwart vollendet ist; sie entspricht also der Bedeutung nach vollständig dem griechischen Perfect und nicht dem Aorist.[2]) Welche Sprache zeigt nun die ursprüngliche Bedeutung? Das Griechische oder das Indische? Und wie lässt sich die Bedeutung der eintretenden Handlung mit der der vollendeten mit einander vereinigen und auf welche Grundbedeutung zurückführen? Auf alle diese Fragen können wir keine Antwort ertheilen, trotzdem dass diese Formen lautlich ohne Schwierigkeiten sind, ihr Bau in hohem

[1]) Whitney, Indische Grammatik. Leipzig 1879, §. 779.

[2]) Whitney, Ind. Gramm. §. 928; Delbrück, Altind. Tempuslehre 87.

Grade durchsichtig und ihr Gebrauch syntaktisch vollkommen sicher festgestellt ist.

Wir sind jedoch sofort in der Lage diese Fragen zu beantworten, wenn wir die Form ἔλειπον, statt sie für sich zu betrachten oder höchstens mit der formell correspondirenden Form im Altindischen vergleichen, mit der lautlich so nahe stehenden Form ἔλιπον in Zusammenhang bringen und mit einander vergleichend behandeln. Da zeigt sich nun, dass sich diese beiden Formen nur dadurch von einander unterscheiden, dass in der Wurzel der einen Form ει (ai), in der andern ι erscheint (λειπ λιπ). Es leuchtet sofort ein, dass nur in dieser lautlichen Verschiedenheit die Ursache der erwähnten Bedeutungsverschiedenheit gelegen sein müsse. Liegt nun aber in dieser lautlichen Verschiedenheit beider Formen etwas, was ihre specifische Bedeutung erklären könnte? Liegt etwa in dem ι der altindischen Form gegenüber dem αι der Ausdruck des Vollendeten? Oder in dem der griechischen Form gegenüber dem ει der Ausdruck des Eintretenden? Offenbar nicht. Sonst könnte es nicht in dem einen Falle die Vollendung, in dem andern den Eintritt der Handlung bezeichnen. Wenn also (ι) weder das eine noch das andere bezeichnete, wie kam dann die Wortform dazu, eine Handlung als eine eintretende, beziehungsweise als eine vollendete zu bezeichnen? Dazu kam sie, dass sich der sprechende Mensch, einmal aufmerksam geworden auf die lautliche Verschiedenheit beider Formen bei Identität der Bedeutung, dazu entschloss eine dieser Formen in prägnanter Bedeutung zu gebrauchen, d. h. mit der eigentlichen Bedeutung noch eine Nebenbedeutung zu verbinden, die in der lautlichen Verschiedenheit der einen sonst gleichlautenden Form gegenüber der andern Form ihr äusserliches Zeichen erhielt. Es ging jedenfalls diese Neuerung ursprünglich nur von einem Individium aus und erhielt erst allmählig Eingang, bis sie durch allseitige Annahme allgemeine Giltigkeit erlangte. Und dieser subjective der Wortform von allem Anfange an anhaftende Charakter zeigt sich auch darin, dass die Inder eine andere Nebenbedeutung mit derselben Wortform verbanden und eine andere die Griechen, etwas, was sonst ganz unerklärlich bliebe. Dass ursprünglich nur eine von den beiden sich zu einer Gruppe vereinigenden Formen in prägnanter Bedeutung gebraucht wurde, zeigt deutlich das Indische, das die sogenannte Imperfectform nur als einfache Präteritalform ohne jeden Nebensinn gebrauchte.

Das lautliche Verhältnis der beiden Wurzeln lip zu laip, beziehungsweise von i zu ai, ob nämlich ai aus i oder aber, wie einige neuere Sprachforscher angenommen haben, i aus ai entstanden ist, ist für unsere Frage irrelevant. Sicher ist, dass die eine Gestalt der Wurzel jünger ist als die andere, dass der Lautwandel unbewusst und unabsichtlich erfolgt ist und dass erst später die durch diesen Lautwandel entstandenen, in ihrer Bedeutung jedoch zunächst unverändert gebliebenen Doppelformen dem Zwecke der grammatischen Bezeichnung dienstbar gemacht wurden.

Dass solche Nebenbedeutungen, die sich an eine der so entstandenen Doppelformen heften, rein subjectiven Ursprungs sind und keine materielle Grundlage in der objectiven, dem subjectiven Belieben entrückten Bedeutung des Wortkörpers als eines Ganzen oder eines seiner Theile haben, beweist auch der Umstand, dass sie wie ein entbehrliches Kleid leicht abgelegt werden können. So hat der indische Aorist in der späteren Sprache seine Perfectbedeutung ganz verloren und fungirt nur noch als einfaches Präteritum gleich dem Imperfect,[1]) das wieder umgekehrt gelegentlich im aoristischen Sinne zur Bezeichnung einer vollendeten Handlung verwendet wird.[2]) Dass aber auch das s (sa) der sigmatischen Aoristformen, die in ihrem Gebrauche vollkommen mit den asigmatischen übereinstimmen, nicht auf as=sein, also auf eine Stoffwurzel zurückgehen können, muss nach diesen Darlegungen, auch ohne der lautlichen Schwierigkeiten zu gedenken, als sicher betrachtet werden. Aus dem Begriffe „sein" kann sich nicht in dem einen Falle die Bedeutung der Vollendung, in dem andern die des Eintritts einer Handlung entwickeln. Beide Bedeutungen stehen ja zu einander im ausschliessenden Gegensatz und dasselbe Wort, das einmal den Begriff der Vollendung bezeichnet, kann nicht ein anderesmal den Begriff des Anfangs bezeichnen. Solche Absurditäten darf man der Sprache nimmermehr zumuthen.

Haben wir bisher die beiden Verbalform ἔλειπον und ἔλιπον sowohl im Griechischen wie im Altindischen mit Beziehung auf die Zeitart (eintretende, dauernde, vollendete Handlung) betrachtet, so liegt es jetzt nahe dieselben in Bezug auf die Zeitstufe (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft) zu dem Zwecke einer Betrachtung zu unterziehen,

---

[1]) Whitney, Ind. Gramm. §. 927.

[2]) Whitney, a. a. O. §. 929.

um zu sehen, ob die Bezeichnung der Zeitstufe in derselben Weise wie die der Zeitart erfolgt. Gemeiniglich nimmt man an, dass das Augment (ε), das man auf die Pronominalwurzel α = damals zurückführt, der Verbalform (z. B. ἐτίθην) ihre Präteritalbedeutung verleihe. Nun zeigt aber der Veda und die Sprache Homers augmentlose Formen in grosser Anzahl mit präteritaler und (im Veda) conjunctivischer Bedeutung (sog. unechte Conjunctive). Es entsteht nun wiederum die Frage, woran sich diese Bedeutungen knüpfen. An das Augment offenbar nicht, denn dieses besitzen ja diese Formen nicht; an den Stamm (τιθη) oder an das Personalsuffix (-ν) zu denken, ist im Vorhinein ausgeschlossen. Und doch wäre die Form τίθη-ν, wenn sie vorkäme, äusserlich so gekennzeichnet, dass sie jeder als Imperfectum erkennen würde. Worin liegt nun dieses Kennzeichen? Dieses Kennzeichen liegt in der Lautgestalt des Personalsuffixes -ν (aus -m=ma=ich), insofern sich dasselbe von der Lautgestalt des Personalsuffixes des Präsens -μι (τίθη-μι) unterscheidet. Abgesehen aber von dieser lautlichen Verschiedenheit sind die beiden Personalsuffixe -ma und -mi der Bedeutung nach gleich, beide bedeuten ich. Dieser Unterschied in der äusseren Lautgestalt wurde nun ebenso zu einer Bedeutungsunterscheidung benützt, wie der lautliche Unterschied zwischen i und ai (lip und laip) dazu benutzt wurde. Man gewöhnte sich allmählig daran mit der materiellen Bedeutung des einen oder anderen Suffixes (ich) noch eine Nebenbedeutung zu verbinden, deren streng subjectiver Ursprung sich noch deutlich in dem Schwanken im Gebrauche erkennen lässt.

Es ist bekannt, dass die sogenannten augmentlosen Indicativformen sämmtlicher präteritaler Bildungen im Altindischen conjunctivisch verwendet werden und sehr viel zahlreicher sind als die wirklichen Conjunctivformen.[1]) Andererseits kommt nicht selten im Veda die Aoristform in der Bedeutung dem Präsens gleich[2]) und umgekehrt hat das Präsens präteritale Bedeutung.[3]) Dieses Schwanken im Gebrauche, diese Mannigfaltigkeit in der Verwendung einer Form stellt uns noch deutlich jenen Sprachzustand vor Augen, als noch unsicher und tastend die ersten Versuche unternommnen wurden, eine der beiden Doppelformen -ma und -mi mit irgend einer Nebenbedeutung auszustatten. Erst allmählig wurde der Gebrauch bestimmter und umgränzter (das

[1]) Whitney, a. a. O. §. 869.
[2]) Whitney, a. a. O. §. 930.
[3]) Whitney, a. a. O. §. 777 und 778.

Griechische kennt den Gebrauch der augmentlosen Präteritalformen im conjunctivischen Sinne nicht mehr) und dazu trug nicht wenig bei, dass man sich zu diesem Zwecke entschloss, von den Sprachmitteln der Agglutination Gebrauch zu machen. Zur besseren Kennzeichnung der präteritalen Bedeutung wurde nämlich später die Pronominalwurzel a= damals den Verbalformen vorgesetzt, geradeso wie auch beim Nomen aus derselben Ursache zu den flexivischen Casus-Präpositionen hinzutraten. Auf diese Weise kam es, dass die mit dem Personalsuffix -ma gebildeten Verbalformen später nur mehr im ausschliesslich temporalen Sinne verwendet wurden, obwohl in dem -ma vom Hause aus weder der Begriff einer Zeit (Vergangenheit), noch der eines Modus (Conjunctiv) gelegen war. Aber ebensowenig darf man annehmen, dass die Präteritalbedeutung nur durch das Augment a getragen wird. Wäre dies der Fall, dann wären augmentlose Präterita, wie sie sich im Veda und im Griechischen finden, ganz undenkbar.

Wie sich die Lautform ma zu mi verhält, kann hier unerörtert bleiben. Für mich steht es fest, dass eine aus der andern (mi aus ma) nicht abgeleitet werden darf, sondern dass sie beide schon ursprünglich lautlich von einander verschieden waren, wie ja auch die Pronominaldeclination lehrt, wo beide Wurzeln neben einander den Casusformen zu Grunde liegen (mi-hi, dagegen mei, me u. s. w.).

Diese Betrachtung hat ausserdem, dass sie frühere Beobachtungen aufs Neue bestätigt hat, noch ein wichtiges Moment zu Tage gefördert. Es betrifft dasselbe das grosse Schwanken im Gebrauche einer flexivischen Form, die Unbestimmtheit ihrer syntaktischen Verwendung und die erst später erfolgende Umgrenzung und Beschränkung ihrer Bedeutung. Darin unterscheiden sich flexivische Bildungen wesentlich von agglutinativen. Letztere erweitern, je mehr sie sich von ihrem Ursprunge entfernen, ihre Bedeutung und hiemit auch ihren Gebrauch. Es ist dies ein wichtiges Kriterium zur Unterscheidung flexivischer und agglutinativer Bildungen.

Ich kann es mir nicht versagen, noch die Moduselemente in den Kreis dieser Betrachtung zu ziehen. Als solche erscheinen bekanntlich die beiden Elemente -a (für den Conjunctiv) und -ja (für den Optativ). Vom Standpunkte der späteren Gräcität könnte man geneigt sein, dieselben in ihrem Ursprung für verschieden zu halten. Allein schon die Sprache Homers zeigt ein bedeutendes Schwanken im Gebrauche der Conjunctiv- und Optativformen. Im Lateinischen ist

zwischen denselben Formen gar kein Unterschied im Gebrauche (laudem ist Optativform, carpam ist Conjunctivform); beide Formen werden überdies noch im temporalen (futuristischen) Sinne verwendet (carpam, carpes). Ebenso laufen in der ältesten Phase des Altindischen Conjunctiv- und Optativformen in Hinsicht auf ihren Gebrauch ganz parallel neben einander.[1])

Hieraus können wir ersehen, dass ursprünglich im Gebrauche der Conjunctiv- und Optativformen gar kein Unterschied bestand, dass der erste Gebrauch ein sehr umfangreicher gewesen (Modus und Tempus) und sich erst später in einzelnen Sprachen (Indisch und Griechisch) restringirte und bestimmter wurde. Ist es in Anbetracht dessen noch weiter möglich für den Optativ und Conjunctiv einen getrennten Ausgangspunkt zu suchen und das Element -ja auf eine Stoffwurzel, etwa sanskr. î = wünschen zurückzuführen? Dies ist schon deshalb unmöglich, weil wir dann auch eine gleichbedeutende Stoffwurzel für den Conjunctiv annehmen müssten, dessen Gebrauch ja keineswegs verschieden war von dem des Optativs. Und sollte etwa a diese Stoffwurzel sein? Eine solche habe ich allerdings nachgewiesen[2]), jedoch mit der Bedeutung „verbinden", aus der sich jedoch in keiner Weise der conjunctivisch-futuristische Gebrauch ableiten lässt. Aus allen diesen Erörterungen ergibt sich, dass -ja und -a flexivische Elemente sind, die vom Haus aus ohne modal-temporale Bedeutung waren und deren lautlicher Unterschied erst später und allmählig der grammatischen Bezeichnung dienstbar gemacht wurde. Die frühere Geschichte des -ja und -a, ihr letzter Ursprung kann hier nicht weiter erörtert werden; liegt derselbe doch ganz ausser dem Bereiche der historisch erreichbaren Sprachperioden und kann nur in einer Gesammtdarstellung der vorhistorischen Entwicklungperiode klargelegt werden.

Dieselben Vorgänge, die wir bisher am Verbum beobachtet haben, können wir auch am Nomen beobachten. Es mögen daher auch einige Beispiele aus diesem Gebiete vorgeführt werden. Die Stämme auf -i und -u im Altindischen haben im Veda im Instrumental aller drei Geschlechter die Endungen -jâ, -vâ oder -inâ, -unâ ohne Unterschied. Später finden wir, dass nur das Masculinum und Neutrum die Endungen -inâ, -unâ haben, während das Femininum -iâ -uâ hat. Auf diese

[1]) Whitney, a. a. O. §. 576 und 581.

[2]) Penka, Indogerman. Nominalflexion 136.

Weise ist auch im Instrumental das Geschlecht bezeichnet. Dass das zwischen i (u) und â befindliche n kein directer Ausdruck weder für das Masculinum noch für das Neutrum ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Auch hier hat der Sprachgebrauch den formalen Unterschied zwischen den verschiedenen Instrumentalendungen, der ja auch unbenützt hätte bleiben können, dazu benützt, um mittelst desselben das Geschlecht in einem Casus zu bezeichnen, der sonst auf diese Bezeichnung hätte verzichten müssen. Das Vedische zeigt noch deutlich den Anfang dieses Gebrauches. Die Endung -inâ für das Femininum kommt allerdings vor, allein nur mehr sehr selten. [1]) Dieses n drang dann später vom Instrumental aus noch in andere Endungen ein und die sich hieraus ergebenden Doppelformen wurden in ähnlicher Weise benützt. Die Formen mit n wurden zur Neutralbezeichnung verwendet im Gegensatz zu den Formen ohne n, welche als Masculina und Feminina in Gebrauch kamen. Und damit die Geschlechtsbezeichnung ganz durchgeführt werde, fügte man noch zum Schlusse an die Feminin-Stämme die Endungen der weiblichen â-Declination an (Masc. agnájê, Femin. gátajê und gátjâi, Neutr. vâriṇê).

Ebenso erklären sich die Formen der Nominative Plur. der a-Declination im Lateinischen, nämlich -î (aus ei = ai) und -ae (aus ai). Indem sowohl die progressive wie die regressive Assimilation wirksam war, entstanden Doppelformen und diese wurden für die Unterscheidung des Geschlechtes zu Nutzen gemacht. In gleicher Weise verhält es sich im Griechischen mit den Endungen -ος (Genitiv Sing. der conson. Declination und -ες (Nomin. Plur. derselben Declination), indem beide auf eine Grundform -as zurückgehen, dessen a sich bekanntlich in e und o gespaltet hat.

Auch Aenderungen in der Accentuation eines Wortes gaben Anlass zu Doppelformen und auch diese wurden nicht ungenützt gelassen. So gibt es im Altindischen eine Reihe von Fällen, wo ein Nomen agentis nur durch den Accent von dem Nomen actionis geschieden erscheint, z. Z. ápas Werk und apás thätig, táras Schnelligkeit und tarás schnell. [1])

Diese Ausführungen dürften wohl genügen, um aus denselben eine richtige Vorstellung von dem Ursprung und dem Wesen der Flexion

---

[1]) Whitney, a. a. O. §. 336.

[2]) Whitney, a. a. O. §. 1151.

in ihrem Gegensatze zur Agglutination gewinnen zu können. Im Uebrigen verweise ich auf die von mir schon früher an anderer Stelle [1]) gegebenen Darlegungen. Um den Unterschied, der zwischen Flexion und Agglutination besteht, kurz auszudrücken, kann man sagen: Flexion ist indirecte, subjective Andeutung, Agglutination directer, objectiver Ausdruck irgend eines grammatischen Verhältnisses. Beide Arten der grammatischen Bezeichnung haben ihre Vorzüge und Mängel. Es ist durchaus ungerechtfertigt stets nur von den Vorzügen des flexivischen Princips zu sprechen und seine Mängel absichtlich oder unabsichtlich zu verschweigen. Der Hauptmangel desselben besteht darin, dass der Gebrauch aller echt flexivischen Formen mehr oder weniger unbestimmt und vage ist. Zweideutigkeiten aller Art waren daher unvermeidlich, so lange das flexivische Princip ungeschwächt in Geltung war. Darin liegt auch die Ursache, warum das Verständnis fremder rein flexivischer Sprachen uns Modernen, die wir vorwiegend oder ausschliesslich agglutinirende Sprachen reden, sich so schwer erschliesst, so dass wir erst nach langem Bemühen jene Sicherheit in der Handhabung ihrer Formen gewinnen, die wir schon nach kurzer Zeit in der Handhabung agglutinirender Formen, sowie agglutinirender Sprachen überhaupt uns eigen machen. Andererseits gestattet das flexivische Princip der Eigenart des sprechenden Subjectes eine grössere Freiheit in der Gestaltung und Verwendung von Sprachformen und ermöglicht, gewissen Nüancen der Auffassung einen kurzen formellen Ausdruck zu geben, die sich auf agglutinativem Wege

[1]) Penka, Indogerman. Nominalflexion 121—29. Die Richtigkeit der daselbst zum erstenmale entwickelten Theorie über den Ursprung der Flexion ergibt sich auch daraus, dass es mir möglich geworden ist, auf Grund derselben sämmtliche Formen der arischen Nominalflexion (Stammbildung und Casusformen) in leichter und ungezwungener Weise zu erklären, während alle früheren Versuche, in allen Casusendungen agglutinative Bildungen nachzuweisen, entschieden mislangen. Instructiv für das vollständige Verständnis des ganzen Processes, durch den die flexivische Bildung zu Stande kam, sind die in den modernen Sprachen so häufig vorkommenden Doppelformen mit differencirter Bedeutung, die jedoch noch in einer vorausliegenden älteren Sprachperiode als gleichbedeutend nachgewiesen werden können. So sind z. B. heute die deutschen Wörter Knabe und Knappe der Bedeutung nach verschieden; im Mhd. jedoch waren sie vollständig gleichbedeutend und vereinigten beide die verschiedenen neuhochdeutschen Bedeutungen in sich. Zahlreiche Beispiele und die ganze Literatur über diese Frage findet sich bei Paul, Principien der Sprachgeschichte. Halle 1880, S. 134.

entweder gar nicht oder nur durch umständliche Umschreibung ausdrücken liessen. Dagegen ist wiederum der agglutinative Ausdruck klar, bestimmt, jedes Misverständnis ausschliessend und eignet sich daher vorzüglich für alle jene Darstellungen, in welchen vor allem die nüchterne, verstandesmässige Erwägung zur Geltung kommt. Darin liegt es hauptsächlich, dass in der Prosa agglutinative Bildungen (mittelst Präpositionen und Postpositionen) weitaus häufiger zur Anwendung kommen als in der Poesie, dass aber umgekehrt agglutinirende Sprachen sich als wenig geeignet für alle jene Gattungen der Dichtung erweisen, in welchen die Phantasie zur vollen Entfaltung gelangt. -

In den Sprachen aller jener arischen Völker, die ausschliesslich oder doch vorwiegend aus turanischen Elementen bestehen, ist das agglutinirende Princip zur ausschliesslichen oder vorwiegenden Herrschaft gelangt. Auch auf diesem mehr geistigen Gebiete zeigt sich die Unwandelbarkeit der Racencharaktere. Am weitesten von dem flexivischen Grundcharakter des Arischen haben sich die romanischen Sprachen und unter diesen wiederum das Französische entfernt. In Bezug auf die deutsche Sprache ist zu bemerken, dass die Volkssprache auf der Bahn der agglutinativen Umbildung weiter vorgeschritten ist als die einen älteren Sprachzustand festhaltende Schriftsprache. Ich erinnere beispielsweise daran, dass in vielen Theilen Deutschlands, insbesondere Süddeutschlands das alte flexionale Präteritum (gab) aus der Sprache des Volkes fast ganz verschwunden ist und durch das agglutinative Perfectum (hat gegeben) vertreten wird. Aehnlich wird der flexionale Genitiv des Substantivs entweder durch eine präpositionale Verbindung oder durch den Dativ mit dem Possesivpronomen ersetzt. Es heisst an Stelle von: „das Haus des Richters" entweder „das Haus vom Richter" (vgl. franz. la maison du juge) oder „dem Richter sein Haus" (vgl. ung. a bírónak a háza).[1]) Uebrigens zeigt auch schon

[1]) Aehnliche Erscheinungen zeigen auch die keltischen Idiome. Sayce, The principles of comparative philology 189 bemerkt hierüber: „Mr. J. Rhŷs in his Presidential Address to the Liverpool Gordovic Eisteddfod of 1874, stated the results of his examination of the idiomatic peculiarities of the Keltic languages, which throw a new light on the early fortunes of that branch of the Aryan family, and give a fresh illustration of the way in which idioms may be borrowed. Traces of Basque influence, he believed, were to be found in the incorporation of the pronouns between the Irish verb and its prefixes, a phenomenon which exceptionally appeared in Welsh (as in rhy-'m-dorai, „it would concern me", Dofydd rhy-'n-digones, „the Lord made us"), as well as

die heutige Schriftsprache, dass sie von dieser agglutinirenden Richtung, die die Volkssprache eingeschlagen hat, nicht ganz unberührt geblieben ist und es ist sehr zu bezweifeln, ob erstere auch weiterhin im Stande sein werde mit demselben Erfolge wie bisher das weitere Eindringen agglutinativer Bildungen von sich abzuwehren.

Einen ähnlichen Einfluss, den die turanischen Elemente auf die morphologische Gestaltung der arischen Sprachen in Europa ausgeübt, haben auch die arisirten semitischen und dravidischen Elemente ausgeübt auf die morphologische Gestaltung der iranischen und indischen Sprachen in Asien. Dieser Einfluss zeigt sich besonders recht deutlich in den neuiranischen (Neupersisch) und neuindischen Idiomen. Aber auch schon in der Sprache des Avesta zeigt sich derselbe, wie Spiegel nachgewiesen hat. [1]) Es gehört dahin der Gebrauch des Femininums zur Bezeichnung eines Neutrums (oder Abstractums), der Gebrauch des Verbums im Plural oder Singular nach einem Dual, dass Verbalnomina den Casus ihres Verbums regieren u. s. w. In den indischen Sprachen tritt der dravidische Einfluss zunächst recht deutlich in der Declination des Nomens hervor. Die verschiedenen Casus werden nicht mehr wie im Sanskrit durch Veränderung der Endsilbe, sondern wie in den agglutinirenden südindischen Sprachen durch Postpositionen, welche an die oblique Form des Nomens angehängt werden, also auf agglutinativem Wege gebildet. So ersetzen z. B. im gudscharatischen dêv-mã im Gotte, im hindustanischen ãdhê-mẽ im Blinden die Suffixe mã, mẽ (wörtlich „in der Mitte") das sanskr. Localsuffix i. Diese Suffixe mã und mẽ gehen zurück auf den sanskr. Stamm madhja Mitte und üben ihre gegenwärtige Function nur durch ihre materielle Bedeutung aus, während das altindische Suffix i einen rein flexivisch-formalen Charakter hatte. Nicht richtig ist, wenn Fr. Müller behauptet [2]),

in the Breton verbe to have. So, too, the differentiation of the verb and noun, which had been effected at an early time in Aryan, has been partly effaced in Welsh, as though the latter language had come into contact with one in which the verb and noun were not distinguished; thus the infinitive is always a noun, and the common construction myfi a'ch gwelais, „I saw you," is literally „I your saw." The inflection of the Welsh prepositions (erof, „for me", erot, „for thee", erddo, „for him") and of the substantive yreiddof, „my property" („mine"), finds its analogue in Magyár, suggesting that the Kelts had once held intercourse whith a race which formed the link between the Basques and Finns."

[1]) Spiegel, Arische Studien. Leipzig 1874, S. 45—61.

[2]) Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft. I. 1, S. 47.

die grammatische Bestimmung dieser Wort-Zusammensetzungen liege nicht im zweiten Gliede, sondern nur in dem am Ende stehenden formbildenden -i (*dêva-madhjê aus *dêva-madha + i), das später spurlos abgefallen sei, so dass also dêv-mă formell ebenso unbestimmt sei wie dêv. Allein es bliebe dann unerklärlich, warum dann überhaupt der Stamm madhja angetreten wäre, auch abgesehen davon, dass für die Annahme, das Localsuffix i sei später abgefallen, die Lautgestalt von mă keine sicheren Anhaltspunkte gewährt. Solche Erklärungsversuche zeigen recht deutlich, wie wenig man noch heute geneigt ist, auf dem Gebiete der morphologischen Erscheinungen dasselbe Erklärungsprincip zu befolgen, das man im Bereiche der Lautlehre, insbesondere der indischen, schon seit längerer Zeit und zwar mit Zustimmung der meisten Sprachforscher befolgt. Wird doch heute schon fast allgemein angenommen, dass z. B. die sanskr. Linguale nur durch den dravidischen Einfluss aus den altarischen Dentalen entstanden sind, und können alle andern Erklärungsversuche als aufgegeben betrachtet werden. Hoffentlich wird schon die nächste Zukunft demselben Principe auch auf dem Gebiete der Formenlehre zum Siege verhelfen.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 2, Zeile 23 von oben, statt Handbuch lies Lehrbuch.

Seite 12, Zeile 22 von oben, statt Zigeuner lies Zigeuner und Armenier.

Seite 20, Zeile 23 von oben, statt Stammesunterschiede lies Standesunterschiede.

Seite 27, Zeile 22 von oben, statt Hauptgebieten lies Hauptverbreitungsgebieten.

Seite 38, Zeile 17 von oben, statt bezeichnet lies bedeutet.

Seite 39, Zeile 13 von oben. Wie der Name Hvitramanaland (Weissmännerland) zeigt, gaben sich auch die Normannen in Amerika einen gleichbedeutenden Namen.

Seite 74, Zeile 14 von oben. In neuester Zeit hat auch Marquis Saporta über die Heimat des Menschen Ansichten ausgesprochen, die im Wesentlichen auf dasselbe hinauskommen, was ich in Anschlusse an M. Wagner's Hypothese im vierten Abschnitte dieses Buches hierüber auseinander gesetzt habe. Es gelangt der berühmte französische Paläontologe in seinem im letzten Hefte der Revue de deux mondes (1. Mai 1883) veröffentlichten „Essai de synthèse paléoethnique" zu folgendem Ergebnisse (S. 94): „On voit que nous sommes enclin a reculer au nord, jusque dans les régions circumpolaires, le berceau probable de l'humanité primitive. De là seulement celle aura pu rayoner, comme d'un centre, pour s'étendre dans plusieurs continens à la fois et donner lieu, après s'être différenciée sur place, le long des plages de la mer polaire à des émigrations successives, véritables essaims destinés à se propager, à se pousser et à se remplacer tour à tour, jusqu'au moment où chacun d'eux se sera cantonné dans une région à part plus ou moins avancée vers le sud et s'y sera arrêté pour revêtir des caractères et des aptitudes délimitives. Telle est la théorie qui s'accorde le mieux avec la marche présumée des races humaines. Il s'agit de démontrer quelle est également conforme aux données géologiques le plus autorisées et en même temps les plus récentes, enfin qu'elle s'applique, en dehors de l'homme, aux plants et aux animaux qui ont accompagné ses premiers pas et qui lui sont restés le plus étroitement associés au sein des régions tempérées devenues plus tard le siège de sa puissance civilisatrice."

Seite 123, Zeile 11 von oben, statt Keltae lies Celtae.

Seite 123, Zeile 3 von unten. Der Name Διόσκουροι bedeutet, je nachdem man den Stamm διFo in transitivem oder intransitivem Sinne nimmt, soviel wie „die die Dunkelheit erleuchtenden" oder „die in der Dunkelheit leuchtenden" und ist es daher natürlich, dass sie als Lichtgötter mit den Repräsentanten der Dunkelheit, den Aphariden (den „Lichtlosen"), in Streit gerathen sind.

Seite 131, Zeile 6 von oben. In den Heldenliedern der den Hellenen zunächst verwandten Thraker hat die Erinnerung an die Kämpfe der thrako-hellenischen Arier mit den Skythen lange Zeit fortgelebt, wie sich aus den noch heute gesungenen Liedern der Bulgaren im Rhodopegebirge ergibt, die nach den Untersuchungen Geitlers (Poetické tradice Thraků i Bulharů. Prag 1878) zum grössten Theile thrakischen Ursprungs sind. Von besonderem Interesse für unsere Frage ist zunächst das von Geitler übersetzte und von Fligier in den Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft (IX. 171) publicirte Lied vom Kampfe des Helden Kubratica mit dem Caren Schkita. In diesen Liedern wird auch bezeichnender Weise eine Stadt Arjana-grada (= arische Burg) erwähnt.

Seite 132, Zeile 18 von oben. Es darf jedoch nicht angenommen werden, dass das ganze von den Kimmeriern (Ariern) occupirt gewesene Land aufgegeben wurde. Westlich von den pontischen Slaven (im heutigen Verbreitungsgebiete der Polen) hatte sich die arische Herrschaft erhalten, was um so leichter war, als diese Länder dem Ansturme der von Asien her kommenden Völker mehr entrückt waren, als die Landstriche im Norden des Pontus. Diese arische Herrschaft dauerte in der Form einer aristokratischen Republik fast ununterbrochen bis zum Falle des Königreiches Polen fort und ist der zahlreiche polnische Adel — die Nachkommen der altarischen Eroberer — noch gegenwärtig eine sociale Macht in allen der polnischen Herrschaft ehemals unterworfenen Ländern. So erklärt es sich, dass die Merkmale des arischen Typus (blonde Haare, blaue Augen, weisse Hautfarbe) bei den Polen sich weitaus häufiger finden als bei den Kleinrussen und Ruthenen und dass bei letzteren ein nationaler Adel sich nicht nachweisen lässt. Wenn die Grossrussen, deren Land von Kleinrussland aus slavisirt wurde (vgl. Bidermann, Die ungarischen Ruthenen. II. Theil. Innsbruck 1867, S. 22) in ihrem physischen Typus eine stärkere Beimischung arischen Blutes zeigen als die Kleinrussen, so kommt dies daher, weil bereits von altersher die nord-finnische Urbevölkerung eine arische Beimischung (vgl. S. 68) erfahren hatte und die in historischer Zeit erfolgte normannische Invasion dem Norden neue arische Elemente zuführte. Auf diesen arischen Elementen beruht die politische Ueberlegenheit der Grossrussen über die Kleinrussen. Doch ist der Unterschied zwischen den Grossrussen und Kleinrussen immerhin nicht so gross als der zwischen den Russen überhaupt und den Polen, besonders dem polnischen Adel. Was von dem physischen Typus der Kleinrussen gilt, gilt auch von dem physischen Typus ihrer Dependenzen, den südslavischen Völkern der Serben, Kroaten, Bulgaren und Slovenen.

Seite 203, Zeile 5 von oben. Schon die morphologische Verwandtschaft der arischen Sprachen mit den semitischen, bei denen die Annahme eines agglutinativen Ursprungs der Flexion im vorhinein ausgeschlossen ist, hätte zur Vorsicht mahnen sollen. Es ist beachtenswert, dass P. Hunfalvy (Ethnographie von Ungarn, deutsch von Schwicker. Budapest 1877, S. 16) den flexivischen Charakter nur den semitischen Sprachen zuerkannte, wozu er vom Standpunkte der bisherigen Theorie vollkommen berechtigt war.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.